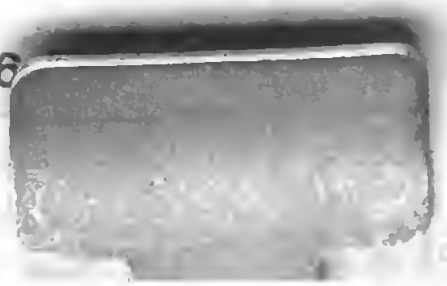
General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706
U.S.A.



Digitized by Google

Aus einem Flüchtlingsleben

Aus einem Flüchtlingsleben

(1833—1839)

Es bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

N. Lenau

Die Geschichte meiner Kindheit

von

Claire von Glümer

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden
1904

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

PT
1884
1924

Erstes Buch

Digitized by Google

I.

Die Familien Klümer und Spohr.

Die meiſten meiner Altersgenoſſen ſehen in ihrer Kindheit und Jugend die letzten Tage der ſagenhaften „guten alten Zeit“; mir zeigen meine Erinnerungen an die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, im Schickſal meiner Eltern ein trübes Bild der damaligen Zuſtände.

Die Demagogen-Verfolgungen waren im vollen Gange. Wer ſich liberaler Anſichten verdächtig machte, wurde durch polizeiliche Ueberwachung, Hausſuchungen und Beſchlagnahme vorgefundener Papiere gemaßregelt; wer ſolche Anſichten öffentlich ausſprach, durch Gefangenſchaft oder Landesverweiſung beſtraft.

Zuweilen — wie Fritz Reuters Jugenderlebniſſe beweiſen — genügte das Vergehen, als Student der Burſchenſchaft angehört zn haben, um jahrelange Haft erdulden zu müſſen.

Auch mein Vater war Burſchenſchafter geweſen, hatte ſich fort und fort für die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands lebhaft intereſſiert und konnte endlich dem Drange nicht widerſtehen, als Mitarbeiter liberaler Zeitungen für die Ideale ſeiner Jugend einzutreten. Drei Jahre lang zog ihm dieſe Tätigkeit im Vaterlande ſchwere Verfolgungen zu; dann ging er, um ſeine perſönliche Freiheit zu wahren, mit Frau und Kindern als Flüchtling in die Fremde.

Unſer Flüchtlingsleben, deſſen Leiden und Entbehrungen mir ebenſo unvergeßlich geblieben ſind, wie ſeine ſchönen, intereſſanten Eindrücke, bildet — ergänzt durch Briefe der Mutter und Aufzeichnungen des Vaters — den Hauptinhalt dieſes Buches.

Ehe ich von den Schickſalen meiner Eltern erzähle, möchte ich in Kürze den Boden ſchildern, dem ſie entſtammen, die Familieneinflüße und Zeitverhältniſſe, die für die Entwicklung ihrer Perſönlichkeit von Bedeutung geweſen ſind.

Einer Sage nach ſollen die Vorfahren des braunſchweigſchen Patriziergeſchlechts der Glümer aus Island ſtammen; von dort nach Dänemark über-

ſiedelt, endlich durch drohenden Krieg nach Deutſchland getrieben ſein. Ob dafür noch Beweiſe gefunden werden können, iſt fraglich, denn zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde durch eine Feuersbrunſt ein Teil des Familienarchivs vernichtet.

Die geretteten Dokumente, die bis 1390, auf Bode Glümer und ſeine Ehefrau, Hanneke Stapelin, zurückweiſen, führen den Stammbaum ohne Unterbrechung, mit häufiger Wiederkehr der Vornamen Bode und Wedde — ſpäter Bodo und Weddo — bis in unſre Tage. Von 1476 bis 1599 waren vier Glümer, drei Bode und ein Wedde, Bürgermeiſter der Stadt Braunſchweig.

Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Familie Glümer für damalige Verhältniſſe reich genannt. Ihre Einkünfte, teils Pachtgelder, teils Naturallieferungen lehnspflichtiger Bauern, waren bedeutend. Im Kirchdorfe Beierſtedt beſaßen ſie einen Meierhof und in der Landeshauptſtadt auf der Breitenſtraße ein anſehnliches Haus mit wohlgefüllten Schränken und Truhen.

Als 1760 mein Urgroßvater, Friedrich Conrad, heiratete, war er der letzte Träger ſeines Namens. Warum er aus Braunſchweig nach Wolfenbüttel überſiedelte, weiß ich nicht; ebenſowenig warum von ſeinen vier Söhnen nur der Zweite — Auguſt

Weddo, mein Großvater — der braunſchweigſchen Heimat treu geblieben iſt.

Der älteſte Bruder, der wie ſein Vater, Friedrich Conrad hieß, ging in preußiſche Kriegsdienſte, blieb unverheiratet und ſtarb als Hauptmann 1811 in Berlin. Der dritte Sohn, Chriſtian Ludwig — im Familienkreiſe Louis genannt — trat anfangs wie mein Großvater, in ſeines Landesherrn, Herzog Carl Wilhelm Ferdinands Infanterie-Regiment „Prinz Friedrich“, ging ſpäter aber ebenfalls in preußiſche Dienſte. Der jüngſte der vier Brüder, Gottlieb Friedrich Paul, ſtudierte die Rechte und iſt 1837 als Präſident des Landgerichts zu Coblenz geſtorben.

Das Regiment „Prinz Friedrich“ in dem mein Großvater als Leutnant, ſein Bruder Louis als Fähnrich diente, gehörte zu dem Corps, das Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, wie es die Sitte der Zeit erlaubte, einer fremden Macht, den Holländern, in Sold gab. Es hatte die Beſatzung der Feſtung Maeſtricht zu verſtärken, die ein heranziehendes Heer der franzöſiſchen Republik bedrohte. Zur wirklichen Verteidigung kam es jedoch erſt im Februar 1793. Nach vierwöchentlichen heftigen Angriffen mußte der Feind die Belagerung vorläufig aufgeben. — Aber als im folgenden Jahre der Herzog von Braunſchweig

ſeine Landeskinder zurück gerufen hatte, fiel Maestricht in die Hände der Franzoſen.

Kurz nach der Rückkehr der beiden langentbehrten Söhne wurde mein Urgroßvater durch einen Schlagfluß ſeiner Familie entriſſen. Er war ein ſorgſamer Hausvater geweſen, hatte ſein Vermögen in muſterhafter Ordnung, ſeine neun Kinder in ſtrenger Zucht gehalten. Aber nach ſeinem Tode wurde der ererbte Wohlſtand von den vier Söhnen in Jugendübermut genoſſen und bedeutend geſchmälert.

Die fünf Töchter dagegen — Jette, Jule, Chriſtel, Nette und Louiſe — hatten ſich nach wie vor ſtrenger Sparſamkeit zu befleißigen. Jede von ihnen bekam, ſo lange ſie ledig blieb, nach Lehns-Satzung und Brauch, eine jährliche „Kompetenz von 60 Talern" — ſage ſechzig Talern Konventionsmünze, um davon ſtandesgemäß zu leben. — Wenn ſie heiratete, hatte ſie Anſpruch auf 500 Taler zur Ausſteuer, aber die Jahrrente erloſch. — Auch ein Stückchen „gute alte Zeit"!

Zu Anfang des Jahres 1795 wurde das Regiment „Prinz Friedrich" abermals einer fremden Macht — diesmal England — in Sold gegeben. Es vereinigte ſich mit der Armee, die an den Grenzen von Holland und Weſtfalen dem franzöſiſchen General Moreau gegenüber ſtand. — Das braunſchweigſche

Corps kantonierte bis zum Herbſt, mißgeſtimmt durch Entbehrungen aller Art, in der Umgegend von Osnabrück, und kehrte heim, ohne ins Feuer gekommen zu ſein.

Bald nach dieſer Heimkehr nahmen die Brüder Weddo und Louis ihren Abſchied aus dem braunſchweigſchen Kriegsdienſt. Louis trat als Leutnant in das preußiſche Infanterie-Regiment von Favrat; Weddo, der als Hauptmann entlaſſen wurde, verheiratete ſich mit Caroline Nesbitt, Tochter eines engliſchen Oberſten, und lebte einige Jahre als Privatmann in Braunſchweig, wo ihm als erſtes Kind mein Vater geboren wurde.

Später zog mein Großvater — wohl aus Sparſamkeitsrückſichten — nach dem freundlichen Landſtädtchen Schöppenſtedt. Hier kam er in Verkehr mit der Familie des Superintendenten Spohr, deſſen fünfjähriges Töchterchen die Spielgefährtin ſeines im gleichen Alter ſtehenden Söhnchens, und zwanzig Jahre ſpäter ſeine Schwiegertochter wurde.

Sie hieß Charlotte und war das einzige Kind aus ihres Vaters zweiter Ehe. Seine erſte Frau hatte ihm vier Söhne und drei Töchter geſchenkt, die alle erwachſen waren, als das Stiefſchweſterchen zur Welt kam. Das hübſche, kluge, lebhafte Kind mit den herrlichen braunen Augen war der Liebling

der ganzen Familie. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter wurde ſie von Wilhelmine, der jüngſten Stiefſchweſter, die noch im Hauſe des Vaters lebte, ſorgſam gepflegt und erzogen; von den Brüdern, wenn ſie zu Feſt- und Ferienzeiten zum Beſuch kamen, geneckt und verzogen, und für den Mangel kleiner Geſchwiſter durch ihre Nichte Amalie entſchädigt.

Dieſe Nichte, das einzige Kind der zweiten, mit dem Landkommiſſar und Advokaten Fricke in Schöppenſtedt verheirateten Tochter des Superintendenten Spohr, war zwei Jahre älter als Tante Lotte. Zum Glück für die kleinen Mädchen lag das Fricke'ſche Haus der Pfarre ſo nah, daß ſie faſt immer zuſammen ſein konnten, wie Schweſtern mit einander aufwuchſen, ſich zärtlich liebten — und ſo verſchieden ſich ihr ſpäteres Leben geſtaltete — bis zum Tode meiner Mutter in unwandelbarer Freundſchaft verbunden blieben.

Zu dieſen Beiden geſellte ſich, wie ſchon geſagt, als Tante Lotte fünf Jahr alt war, der kleine Carl Glümer. Die drei Kinder vertrugen ſich auf's beſte; ſpielten bei gutem Wetter zwiſchen den Stachelbeerbüſchen und Gemüſebeeten des Pfarrgartens; bei ſchlechtem Wetter, wenn Lottens Vater ihr Toben vor der Tür ſeines Studierzimmers nicht dulden wollte, im weiten Flur des Fricke'ſchen Hauſes, wo

es hinter Schränken und Truhen ſo köſtlich-unheimliche Winkel gab. Wurden ſie durch Kälte oder Dunkelheit ins Zimmer gebannt, ſo war ihre liebſte Unterhaltung, Geſchichten oder Märchen erzählen zu hören, nachzuerzählen und — als ſie größer wurden — ſelbſt zu erfinden. Das taten freilich nur die kleinen Mädchen. Carl war dankbares Publikum.

Zuweilen fanden ſich die Spielgefährten auch auf dem Gute Volkersheim zuſammen, wohin Glümers überſiedelt waren. Aber trotz der Freundlichkeit, mit der Lotte und Mali von Carls Eltern aufgenommen wurden, und trotz der unerſchöpflichen Freuden, die das Landleben dem Kinde bietet, fühlten ſie ſich wohler zu Haus. Es lag ein Schatten auf dem Glümer'ſchen Familienleben, den ſie fühlten, ohne ihn ganz zu verſtehen. Carls Schweſtern, Auguſte und Agnes, beide jünger als er, waren nicht wie andere Kinder. Statt ſich herum zu tummeln, ſaßen ſie ſtill neben einander auf Gartenbänken, oder gingen langſam Hand in Hand durch die Wege, und erſchraken, wenn ſich plötzlich im Gebüſch fröhliches Geſchrei erhob, oder eine wilde Jagd vorüber ſtürmte. Die arme kleine Agnes, von Geburt an augenleidend, war nach einer unglücklichen Operation im dritten Lebensjahre unheilbar blind geworden, und nun ging ihr die treue kleine Schweſter nicht von der Seite.

Faſt noch ſchwerer als das unglückliche Kind litten um ſeinetwillen die zärtlichen Eltern, die alle Entbehrungen ſeines Lebens im Voraus mitempfanden. Außerdem wurden ſie von ſchweren Vermögensverluſten betroffen, und das wachſende Elend des Vaterlandes, die Schmach der napoleoniſchen Herrſchaft drückten meinen Großvater völlig nieder.

Im Herbſt 1806, kurz nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, kam ſein Bruder Louis nach Volkersheim. Im Kreiſe der Kameraden hieß er der „ſchöne Glümer“, und hätte vielleicht noch mehr verdient, der wilde oder tolle genannt zu werden, denn ſein Uebermut hatte ihn oft zu den unglaublichſten Streichen verleitet.

Eines Tages, als er noch braunſchweigſcher Fähnrich war, ging er, infolge einer Wette, zur Mittagszeit, mit einer roten Jacke über der Uniform, den Bohlweg entlang am Schloſſe vorbei. Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, der aus dem Fenſter ſah, wendete ſich aber mit den Worten: „Wir wollen nichts bemerkt haben,“ zu den Anweſenden, und die Sache wurde vertuſcht. — Später, als Louis in preußiſche Dienſte getreten war und an der ſchleſiſch-öſterreichiſchen Grenze in Garniſon lag, war er jenſeits derſelben zu einem Balle eingeladen. Als ihm der erbetene Urlaub verweigert wurde, packte er die

Uniform ein, borgte ſich von einem Bekannten, der ebenfalls eingeladen war, die Livree ſeines Dieners und fuhr auf dem Bocke neben dem Kutſcher zu der Feſtlichkeit. Auch diesmal kam er ohne Strafe davon. — Die größte Torheit beging er durch ſeine Verheiratung mit einer älteren Dame, einer Baronin von Noſtitz geb. von Polenz, die ihm durch einen gemeinſamen Bekannten Herz und Hand anbieten ließ. Lachend hatte er dem Vermittler zur Antwort gegeben: er könne auf dies ſchmeichelhafte Anerbieten nur eingehen, wenn ſich die Dame ſchriftlich dazu verpflichte, ihn über ſeine Zeit und ſeinen Umgang frei verfügen zu laſſen, ihn überhaupt in keiner Weiſe zu kontrollieren. — Damit hielt er die Sache für abgetan; aber das verlangte Dokument wurde ihm zugeſtellt. Nun fühlte er ſich durch ſein Wort gebunden und die Heirat fand ſtatt — wie zu erwarten war, zur Qual für beide Teile. Die liebende, verblühte, zur Eiferſucht geneigte Frau konnte ihr Verſprechen nicht halten; der junge, widerwillig an ſie gefeſſelte Mann „ſtand auf ſeinen Schein“; nach kurzer Zeit wurde die unwürdige Ehe getrennt, und der ſchöne Glümer lebte wieder wie zuvor ſeinen übermütigen Torheiten im Kreiſe gleichgeſinnter Kameraden.

Aber dann kam die Unglücksſchlacht von Jena,

machte der Selbſtüberhebung unſerer ältern, dem Vergnügungstaumel unſerer jüngeren Offiziere ein Ende, und weckte in den Beſſeren von ihnen Vaterlandsliebe, Ehr- und Pflichtgefühl.

Auch Louis Glümer gehörte zu dieſen Beſſern, und eine ernſte Herzensneigung half die Wandlung vollenden.

Im Hauſe des Bruders lernte er Minna Spohr, die Stiefſchweſter meiner Mutter, kennen. Sie war weder ſchön, noch weltgewandt, noch vermögend; aber klug und tatkräftig, charaktervoll und warmherzig. Minna liebte den ſchönen Mann wie er ſie, und als er im Frühling des nächſten Jahres wiederkam, hatte ſie den Mut, ihm trotz ſeiner mißlichen pekuniären Verhältniſſe ihr Jawort zu geben. Im Juni 1807 fand die Trauung ſtatt, und obwohl das junge Paar jahrelang mit Sorgen zn kämpfen hatte, iſt die lange Ehe, die das ſeltene Feſt der goldnen Hochzeit noch um vier Jahre überdauerte, eine glückliche geweſen.

So ſehr ſich die kleine Lotte über den neuen Schwager freute, ſo ſchwer hatte ſie die Veränderung zu empfinden, die Schweſter Minne's Scheiden aus dem Vaterhauſe nach ſich zog.

Ihr Vater heiratete zum dritten Male. Seinem Kinde eine Mutter, ſeinem Hauſe eine Herrin zu

geben, ſchien ihm geboten; die Wahl fiel auf Friederieke Siems, eine Förſterstochter in „geſetzten Jahren“. Daß ihr dies Glück zu teil wurde, hatten — davon war die Erkorene feſt überzeugt — himmliſche Mächte veranlaßt. — War ihr doch dreimal in einer Nacht die verſtorbene Mutter erſchienen, hatte befehlend die Hand ausgeſtreckt und in befehlendem Tone geſagt: „Rieke, Du ſast den ollen Superdenten frie'n!“ Jedesmal hatte Friederieke ihre in derſelben Kammer ſchlafende Schweſter angerufen, um ihr den Traum zu erzählen; war zuerſt von ihr ausgelacht, dann des Weckens wegen geſcholten. — Aber zwei Tage ſpäter erfolgte der ehrende Heiratsantrag des allgemein beliebten, hochgeachteten alten Herrn, und wurde ohne Zaudern angenommen.

Wie in der Förſterei bewährte ſich die neue Frau Superintendentin auch in der Pfarre als tüchtige Leiterin des Hausweſens; ihrem Gatten war ſie eine freundliche Gefährtin, eine treue Pflegerin und hatte ſicherlich den beſten Willen, dem Stieftöchterchen eine gute Mutter zu ſein. Aber die Eigenart des begabten, früh entwickelten Kindes verſtand ſie nicht. Das Zärtlichkeitsbedürfnis der Kleinen, ihre rege Fantaſie, ihre Wißbegierde, ihre Lebhaftigkeit, ihr ganzes Weſen erſchreckte die Stiefmutter, ſollte eingedämmt, umgeformt werden.

Solange der Vater lebte, blieben dieſe Erziehungsverſuche in gewiſſen Grenzen; nach ſeinem Tode wurden ſie erbarmungslos durchgeführt. Der Schulunterricht des elfjährigen Mädchens hörte auf — Schulzwang gab es damals nicht, und nach Anſicht der Stiefmutter wußte Lotte übergenug. Auch das Spielen hatte ein Ende; ſo bald als möglich ſollte die vermögensloſe Waiſe lernen, ſich in Haus und Küche, mit der Nadel und ſogar am Waſchfaß nützlich zu machen.

Soweit ihre Kräfte reichten, tat das die Kleine mit Fleiß, Geſchick und — wenn nicht gefürchtete, ſtrenge Augen jede Hantierung beobachteten — auch mit Luſt und Liebe. Nur Tiere zu töten, konnte und wollte ſie nicht lernen; ſie warf das Meſſer fort, womit ſie ein Huhn ſchlachten, ließ die Taube fliegen, der ſie den Kopf abreißen ſollte, und brach in krampfhaftes Weinen aus, ſo oft ſie gezwungen wurde, dabei zu bleiben, wenn Mutter oder Magd in Seelenruhe vollbrachten, was ihr ſo fürchterlich war.

Schwerer noch als unter dieſer äußerlichen Umgeſtaltung ihres Lebens litt die gemütvolle Kleine unter der Herzenseinſamkeit der nächſten Jahre. — Der Vater, an dem ſie mit ganzer Seele hing, war tot; der Verkehr mit Amalie, den der Verſtorbene in

Schutz genommen hatte, wurde mehr und mehr eingeschränkt, und als die Freundin, der Schöppenstedter Schule entwachsen, in Pension kam, ganz unterbrochen; Schwager Louis und Schwester Minne, die bisher den nahgelegenen Glümerschen Meierhof in Beierstedt in Pacht gehabt hatten, entsagten der Landwirtschaft und übersiedelten nach Magdeburg; schon früher waren Carls Eltern von Volkersheim, wo ihnen ein drittes Töchterchen geboren wurde, nach Hildesheim gezogen. Carl besuchte das dortige Gymnasium und wurde durch seine Schülerwürde der damaligen Spielgefährtin entfremdet.

Auch Amaliens Rückkehr ins Elternhaus brachte der armen Lotte neues Herzeleid. Ungewöhnlich früh zu voller Schönheit erblüht, verlobte sich ihre Malli nach wenigen Monaten mit dem 22jährigen Husaren-Leutnant Fritz von Hagen, den sie noch vor Ablauf ihres 16. Lebensjahres heiratete.

Der verstorbene Vater des jungen Ehemanns, Landrat des Kreises Halberstadt, war unter dem Namen „der tolle Hagen“ weit und breit bekannt. Goethe, der ihn 1805 auf seinem Gute, Haus Nienburg, besuchte, erzählt von ihm in den Annalen; nennt ihn „barock-geistreich“, findet die schöne Besitzung, „wo er wie ein gefährlicher Cyklop haust,“ in bester Ordnung; lobt seinen Burgunder, seine

„wohlbediente, wohlbestellte Tafel“ und bedauert die „schlanke, wohlgebildete“, verschüchterte Hausfrau, die „einen höchst unschicklichen und absurden“ Gesangsvortrag ihres Gatten auf dem Flügel begleiten muß. Auch zwei Kinder, ein preußischer Fähnrich und eine Tochter, „beide noch nicht zwanzig, stumm wie die Mutter, mit einer Art von Verwunderung dreinsehend“, werden von Goethe erwähnt.

Der Altersandeutung nach, kann jener Fähnrich nicht mit Amalie Frickens Gatten identisch sein. Vielleicht war der ältere Bruder gestorben, so daß Haus Nienburg dem zweiten Sohne zufiel. Leider war er zu jung und unerfahren, um die Verwaltung des großen Besitzes mit verständnisvollem Blick überwachen zu können. Auch seine kleine Frau war dazu nicht im stande. Mit anmutiger Heiterkeit die Honneurs ihrer „wohlbedienten, wohlbestellten Tafel“ zu machen, hatte sie schnell gelernt; von den ernsten Aufgaben der Gutsherrin hatte sie keine Ahnung. Sie plauderte, sang und tanzte mit den Kameraden ihres Mannes, die nur zu oft als immer willkommene Gäste aus Halberstadt herüber kamen, und wurde selbst ein gern gesehener Gast im Hagenschen Bekanntenkreise.

Aber das beste war doch, wenn sie's erreichte, daß ihre Lotte — die umsonst gefürchtet hatte, der

Freundin entbehrlich zu werden, einige Wochen bei ihr zubrachte. Anfangs kam es vor, daß, während der Hausherr mit seinen Gästen beim Wein saß, die Beiden davon huschten, um hinter verschlossenen Türen mit Amaliens Puppen zu spielen. Es währte jedoch nicht lange, bis sie vom Ernst der Zeitereignisse erfaßt, das Kinderspielzeug auf immer bei Seite legten, und das mächtige Leben, das sie umrauschte, zu verstehen suchten.

Es war zu Ende des Jahres 1812; alle die unglaublichen Gerüchte über Napoleons Mißgeschick in Rußland — der Brand von Moskau; der Rückzug der französischen Armee, ihre grauenvolle Vernichtung; des Kaisers Flucht nach Frankreich — hatten sich als wahr erwiesen. Und dann war in den letzten Dezembertagen das Unglaublichste geschehen: Graf York, Befehlshaber des kleinen preußischen Hülfsheeres, das zum X. französischen Armeekorps gehörend, in Kurland stand, hatte sich ohne Zustimmung seines Königs von Napoleon losgesagt.

Wie ein Weckruf, der Deutschland seiner Betäubung entriß, wirkte dieser Vorgang. Was Millionen bisher nur ersehnten, hatte dieser Eine getan; was Er gewagt hatte, konnten auch sie wagen und vollbringen, wenn sie endlich einmal zusammen standen als ein „einig Volk von Brüdern."

Zum erſten mal erweiterte und vertiefte ſich die feſtgewurzelte Heimatsliebe der verſchiednen deutſchen Stämme zum begeiſternden Vaterlandsgefühl für das ganze Deutſchland, das Moritz Arndt beſang; für das geeinigte Deutſchland, das damals leicht zu erringen ſchien, aber erſt nach 57jährigen Kämpfen und Leiden errungen wurde.

Damals wurden Mut und Hoffnung noch von keinem Zweifel gelähmt. Alles regte ſich, als es galt, dem mit einer neugeſchaffenen Armee heranziehenden Napoleon ein Verteidigungsheer entgegen zu ſtellen. Alt und jung eilte zu den Fahnen; Freikorps wurden gebildet, eine Landwehr geſchaffen, zu deren Unterhalt die Bemittelten gaben, was ſie irgend entbehren konnten, während die Unbemittelten entbehrten, um auch etwas beiſteuern zu können. Allen voran ging der preußiſche Adel; um die leeren Staatskaſſen zu füllen, wurde das kunſtvolle Silbergerät, der koſtbare Schmuck alter Familien zum Einſchmelzen in die Münze gebracht.

Auch der Nienberger Hagen gab mit vollen Händen — Freigebigkeit gehörte zu den Traditionen ſeines Hauſes — und mit den Kameraden im beſten Burgunder auf den Erfolg der preußiſchen Waffen zu trinken, war er immer bereit; aber mit Volksbegeiſterung, Freikorps und dergleichen ſollte man ihn verſchonen!

— Nur heimlich wagten Amalie und Lotte Zeitungen zu lesen; nur unter vier Augen miteinander für „Lützows wilde, verwegene Jagd“, und für Schenkendorf's, Arndt's, vor allem für Theodor Körner's Lieder zu schwärmen.

Und wären sie nur immer beisammen geblieben! aber so gern Amalie die Freundin in Haus Nienburg festgehalten hätte, und so freundlich Hagen auf den Wunsch der Gattin einging, Lottens Mutter und Vormund verweigerten die Einwilligung. Am liebsten hätten sie das junge Mädchen von dem Hagenschen Hause, wo man ihrer Ansicht nach nur dem Vergnügen lebte, für immer ferngehalten. Lotte sollte sich nützlich machen; das wollte sie auch, nur hätte sie's lieber in anderer Weise getan, als ihr gegestattet wurde.

Auf eigenen Füßen zu stehen, in einer größeren Landwirtschaft oder kinderreichen Familie ständige Mitarbeiterin der Hausfrau zu sein, hätte sie beglückt. Aber zu Fremden zu gehen, schickte sich nicht für die Tochter eines Superintendenten! Im Verwandtenkreise mußte sie bleiben, wo sich, je mehr sie heranwuchs, je tüchtiger sie wurde, auch um so mehr für sie zu tun fand. — Zur großen Wäsche, zum Wohnungswechsel, zur Hülfe beim Einmachen, Schneidern, Ausbessern, zur Krankenpflege für Kinder und

Erwachſene rief man die geſchickte, unermüdlich tätige Lotte herbei. Bald zu Amaliens vereinſamten, kränkelnden Eltern; bald zu Schweſter Minne, die zwei kleine Knaben hatte; oder zu Bruder Wilhelm, Paſtor zu Wendhauſen, deſſen zarte Frau faſt erlag unter der Aufgabe, ihr Hausweſen in Ordnung und drei wilde Kinder in Zaum und Zügel zu halten.

Auch darauf verſtand ſich Tante Lotte in feltner Weiſe. Sie war zugleich Pflegerin und Erzieherin, Spielgefährtin und Lehrerin der Kleinen und eine Märchenerzählerin ohne gleichen.

Aber trotz der Herzlichkeit, womit ſie überall von allen Familienmitgliedern aufgenommen wurde, fühlte ſie ſich heimatlos, und trotz der Hülfe, die ſie leiſtete, hatte ſie die Empfindung, mehr zu empfangen als zu geben — in trüben Stunden nannte ſie's ſogar „das Gnadenbrot“ eſſen.

Nur in Haus Nienburg, wohin ſie ſo oft als möglich zu längerem Aufenthalte eingeladen wurde, fühlte ſich Lotte nie bedrückt. Hier hatte ſich das Leben im Lauf der Jahre umgeſtaltet. Die Sorge für drei, raſch aufeinander folgende Kinder, nahm die junge Mutter in Anſpruch und erklärte das Aufgeben der großen Geſelligkeit, das — wie Naheſtehende wußten — auch durch mißliche Vermögensverhältniſſe geboten war. Die intimere Gaſtlichkeit

des Hauſes blieb jedoch unverändert. Bis Hagen ſich gegen Mitte der zwanziger Jahre zum Verkauf ſeines ſchönen Gutes gezwungen ſah, waren ihm Verwandte und Freunde jederzeit willkommen. Auch Carl Glümer und Lotte erneuerten hier die alte Kameradſchaft.

Carls Vater war während der Freiheitskriege in den braunſchweigſchen Militärdienſt zurückgetreten und vom Herzog Friedrich Wilhelm — der bei Quatrebras den Heldentod fand — zum Major und Kommandanten von Holzminden ernannt. 1820, zur Zeit der Minderjährigkeit des Thronerben, wurde dieſer Poſten jedoch wieder aufgehoben, und Major von Glümer zur Veteranen-Kompagnie nach Wolfenbüttel verſetzt.

Wie es kam, daß ſich in den letzten Jahren des Holzmindner Aufenthalts Carls Mutter und Lotte Spohr in Freundſchaft zuſammen fanden, habe ich nie erfahren. Trotz der tiefen Verehrung, die Lottens Briefe erfüllt, nennt ſie die ältere Frau Du und Caroline. Häufig wird ſie nach Holzminden und Wolfenbüttel eingeladen, ſchließt ſich Carls Schweſtern innig an und hat Gelegenheit, ihm wieder und wieder im elterlichen Hauſe zu begegnen.

Carl, der in Göttingen und in Jena die Rechte ſtudierte, war von jugendlicher Begeiſterung der

Burſchenſchaft beigetreten und blieb ihr, trotz der Mißbilligung des Vaters, bis zu Ende ſeiner Studienzeit, den Zielen, die ſie verfolgte, ſein Lebenlang treu. Daß er mit Lotte von dieſen — Zielen Pflege des Einheitsgedankens, den die Freiheitskriege geweckt hatten, mutiges Eintreten für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes, unermüdliches Streben nach Wahrheit — ſprechen konnte, brachte ſie einander wieder nah und immer näher. Es kam ſogar zum brieflichen Verkehr.

Aber Jahre vergingen, ehe der junge Mann ſeiner wahren Empfindung Worte gab. Lotte, die ſich ihrer Liebe längſt bewußt war, litt unſäglich. Erſt als Carl die Staatsprüfung ehrenvoll beſtanden hatte, verwandelte ſich der „brüderliche Freund“ in den um Liebe bittenden Bewerber, der ohne Zögern Erhörung fand. Die Eltern gaben ihren Segen; nachdem ſich Carl 1824 als Advokat und Notar in Blankenburg am Harz niedergelaſſen hatte, führte er die längſt Geliebte als Gattin in ſein Haus, und im Oktober 1825 wurde ich dem jungen Paare geboren.

II.

Blankenburg. Wolfenbüttel. Hollenborn.

Aus meinen erſten Lebensjahren ſind mir nur wenige, zuſammenhangloſe Erinnerungsbilder geblieben, die mir aber in allen Einzelheiten lebendig vor Augen ſtehen.

Die freundliche Wohnſtube; an einem der Fenſter ein Nähtiſch, an dem meine Mutter arbeitet, während ich ihr zu Füßen ſpiele, oder mir Geſchichten erzählen laſſe. — Des Vaters Arbeitszimmer voll Bücher und Akten, wo ich eine hölzerne Streuſandbüchſe auf dem Fußboden hin- und herrolle, um den Klang des Donners hervorzubringen.

Auch meinen Bruder Bodo, deſſen ſchweres Geſchick einſt auch mein Leben völlig umgeſtalten ſollte, ſehe ich als kleines, weißes Packet auf dem Schoße der Mutter, ſpäter im roten Kleide neben mir auf unſerm Spielteppich.

Ich liebe den Kleinen zärtlich und beneide unſer Dienſtmädchen Jette, die ihn herumtragen und ſogar mitnehmen darf, wenn ſie mich ſpazieren führt. Meiſt gehen wir nach einer großen Wieſe, auf der viele Gänſe weiden, ſchreckliche Vögel, vor denen ich mich unbeſchreiblich fürchte, wenn ſie ſchreiend, mit ausgebreiteten Flügeln auf mich zurennen.

Darum ist es mir lieber, wenn Jette mich nach dem Hause ihres Vetters, eines alten Leinewebers führt. Der freundliche Mann läßt mich mit seiner Tabaksdose spielen und singt mir Lieder vor vom Maikäfer, der fliegen soll, von „Muhkühchen von Halberstadt", vom schwarzen und weißen Schafe. — Seltsam, daß mir von den Verwandten und Freunden der Eltern, die zu jener Zeit oft wochenlang bei uns waren, kein Bild geblieben ist; nur der alte Leineweber in Kniehosen, langen Strümpfen, Sammetweste, Hemdärmeln und einem Sammetkäppchen auf den weißen Haaren steht mir lebendig vor Augen; vielleicht weil ich um seinetwillen schwer gesündigt und gebüßt habe.

Eines Tages als ich großes Verlangen hatte, ihn zu sehen, war niemand bereit, mich zu ihm zu begleiten. So schlich ich denn unbemerkt die Treppe hinunter, fand die Haustüre offen und lief davon. Aber ich verirrte mich, wurde von Gassenjungen verfolgt, fiel in einen Graben voll Brennesseln, kam von einer mitleidigen Frau geführt glücklich nach Haus, wurde hier jedoch trotz meiner Reuetränen durch Vaters Rute bestraft.

Die Rute — zu jener Zeit ein häufiger benutztes Erziehungsmittel als heutzutage — war es in der Hand meines Vaters besonders für mich. — Ich

ſollte nach jeder Richtung ein Muſterkind ſein. Nicht nur Trotz, Eigenſinn, Ungehorſam und dergleichen mehr, auch Unvorſichtigkeit und Ungeſchick ſollten mir durch die rauhe Freundin hinter dem Spiegel der Schlafſtube abgeraſpelt werden.

Das gelang nun freilich nicht; ich war ein wildes Kind. Beim Spielen, Laufen, Klettern gab es immer wieder zerriſſne Kleidchen, zerbrochene Spielſachen, Beulen, Schrammen, blaue Flecke und zum Beſchluß die Rute. Wenn die Strafe in Empfang genommen und Beſſerung gelobt war, hatte ich wieder den zärtlichſten Vater. Er tollte mit Bodo und mir, ſo oft es ſeine Zeit erlaubte, und wenn wir krank waren, ſtand er der Mutter Tag und Nacht zur Seite. Ich habe mich auch nie vor ihm, nur vor der Rute gefürchtet.

Zu den immer willkommenen Gäſten meines Elternhauſes, auf die ich mich nicht beſinnen kann, gehörte Dr. Robert Weſſelhöft, ein Univerſitätsfreund und Geſinnungsgenoſſe meines Vaters. Auch zu Anfang des Jahres 1827 war er auf einige Zeit nach Blankenburg gekommen, und hatte erzählt, daß die in Braunſchweig erſcheinende belletriſtiſche Zeitſchrift „Mitternachtsblatt für gebildete Leſer“ einen Preis für eine gute Erzählung ausgeſchrieben habe. Halb im Scherz hatte er hinzugefügt: er ſei

nicht abgeneigt, ſich an dem Wettbewerb zu beteiligen; ob Freund Glümer nicht auch Luſt dazu habe? Sprachgewandt, wie ſie beide wären, müſſe ſich „ſolch Ding“ in wenigen Tagen herſtellen laſſen.

Meine Mutter wollte das nicht zugeben, ſie meinte, außer Sprachgewandtheit gehöre zum Novellenſchreiben auch Erfindungsgabe — die ſie den beiden Herren durchaus nicht abſprechen wolle — vor allem aber eine größere Ausdauer, als ihnen für dergleichen Allotria zur Verfügung ſtehe.

Die Freunde widerſprachen und Weſſelhöft, der mit Frau Lotte auf Neckfuß ſtand, forderte ſie zu einem Schreibturnier heraus. Sie ging darauf ein, und zum feſtgeſetzten Termin war ihre Arbeit fertig, während die Anfänge ihrer Gegner vergeſſen im Winkel lagen.

Meine Mutter hatte nur einen Scherz beabſichtigt, aber die Beſiegten forderten ſie dringend zur Einſendung ihrer Erzählung auf. Den Preis bekam ſie nicht; doch gedruckt wurde ihre Erſtlingsarbeit im „Mitternachtsblatt“ und die Verfaſſerin um weitere Beiträge gebeten. — Bereitwillig ging ſie darauf ein, denn ſchon damals geſtalteten ſich die Verhältniſſe meines Vaters immer unſicherer, und bald wurde ihr durch Zufall entdecktes Talent zur Hauptſtütze der

Familie. Anfangs ſchrieb ſie unter dem aus den Buchſtaben Lotte G. gebildeten Pſeudonym G. Telto — in einigen neueren biographiſchen Notizen iſt daraus G. Tolſtoi geworden —; ſpäter zeichnete ſie mit ihrem vollen Namen: Charlotte von Glümer, geb. Spohr.

Damals waren ſchriftſtellernde Frauen eine Seltenheit. Als meine Mutter zu ſchreiben anfing, dürfte ſie in den Braunſchweigſchen Landen die Einzige geweſen ſein, die ſich ſolcher Ungehörigkeit ſchuldig machte. Was half es, daß ſie ſich bisher als tüchtige Hausfrau bewieſen hatte, die ſogar die Seife zur großen Wäſche ſelber kochte, und daß ſie fortfuhr wie bisher für Mann und Kinder zu ſorgen! Ihre Mitſchweſtern fühlten ſich berechtigt, ſie zu verurteilen. Selbſt im Kreiſe der Verwandten, deren Liebling ſie bis dahin geweſen war, wurde ihr der ungewöhnliche Weg, den ſie einſchlug, erſt nach und nach verziehen.

Um ſo mehr Anerkennung fand ſie beim Leſepublikum. Jetzt iſt ſie veraltet, vergeſſen, aber zu ihrer Zeit gehörte ſie zu den beliebten Schriftſtellerinnen. Anfangs ſchrieb ſie kleinere Erzählungen, ſpäter mit Vorliebe Romane mit hiſtoriſchem Hintergrunde. Auch für Houwalds „Bilder für die Jugend“ hat ſie jahrelang Beiträge geliefert.

Dieſe, für die Zukunft unſeres Familienlebens ſo bedeutungsvolle Epiſode kenne ich nur aus den Erzählungen der Mutter. Aber ein letztes Bild aus den Blankenburger Tagen zeigt mir, wie eine kleine Schweſter, an die mir ſonſt keine Erinnerung geblieben iſt, in einen ſchwarzen Kaſten gelegt und fortgetragen wird, während die Mutter bitterlich weint, und auch der Vater, der neben ihr ſitzt und ihre Hand gefaßt hat, ſich immer wieder die Augen trocknet. — Aus ſpäteren Berichten der Mutter weiß ich, daß die kleine Anna nur wenige Monate gelebt, und wochenlang ſchwer gelitten hat. Aber in ihrem Sarge lag ſie ſo ſtill zwiſchen Blumen, daß für mich dieſer erſte Anblick des Todes ohne Schrecken war.

Wie qualvoll die Krankheit und der Verluſt des Kindes für meine Mutter geweſen ſind, und wie ſchwer zu gleicher Zeit die Sorgen des Lebens auf ihr laſteten, weiß ich aus ihren Briefen.

Mein Vater, deſſen Intereſſe ſich mehr und mehr der Politik zuwendete, legte ſeine advokatoriſche Praxis nieder und ging nach München, wo er durch ſeinen Univerſitätsfreund, Georg Fein, der die liberale „Tribüne“ redigierte, als Mitarbeiter für dieſes Blatt Beſchäftigung fand. — Der Hausſtand in Blankenburg wurde aufgelöſt und die Mutter zog

mit Bodo und mir nach Wolfenbüttel, wo unſere Großeltern lebten.

Anfang Juni 1829 hatte dieſe Ueberſiedelung ſtattgefunden, und es war als hätte der Wechſel der Umgebung und Lebensweiſe einen erweckenden Einfluß auf mich ausgeübt, denn von nun an bilden meine Erinnerungen eine fortlaufende Kette, die mir freilich manches Unwichtige mit größerer Deutlichkeit zeigen mag, als das Bedeutende.

Im erſten Sommer wohnten wir vor dem Herzogtore, in einem der Gärten, die ſich von grünen Hecken umſchloſſen zu beiden Seiten der nach Braunſchweig führenden Chauſſee, bis zu dem Jagdſchlößchen Antoinettenruh hinzogen. Es waren einfache Gärten, in denen nur Obſt und Gemüſe für den Braunſchweiger Markt gebaut wurde, und ebenſo einfach waren die Häuſer; aber ihr oberes Stockwerk war meiſt zum Vermieten an Sommergäſte eingerichtet.

Bodo und ich waren glückſelig über dies Leben im Freien. Als artige Kinder, die nichts abpflückten, und nicht über die Beete liefen, durften wir uns, während die Mutter in der Laube ſchrieb oder nähte, im ganzen Garten herumtreiben, befreundeten uns mit dem muntern weißen Spitz, beobachteten mit beſonderem Inteerſſe, wie auf den Erdbeerfeldern, an Sträuchern und Bäumen die Früchte reiften, von

denen auch wir unſern Anteil bekamen; ſahen gegen Abend dem Packen der Marktkörbe zu, oder wurden mitgenommen, wenn der Großvater mit den Tanten Agnes und Adolfine, auf dem Wege nach dem Lechlumer Holze vorbei kam.

Daß die Großmutter nicht mit ſpazieren ging, hatte einen traurigen Grund: Auguſte, ihre älteſte Tochter, die treue Gefährtin der blinden Agnes, war ſeit Jahren lungenkrank, konnte bald nach unſerer Ankunft das Bett nicht mehr verlaſſen, und ſtarb Anfang September nach unſäglichen Leiden. Wir Kinder wurden ihr ferngehalten, haben ſie kaum noch geſehen, und darum ihren Verluſt nicht empfunden.

Zu Michaeli zogen wir in die Stadt auf die neue Straße. Bodo und ich fanden es auch hier wieder herrlich, denn unſere Wirtsleute hatten Kinder, die uns mit ihren Spielkameraden bekannt machten, und gegenüber, im Hauſe des Kammerherrn von Roſenberg wohnten die Großeltern, die wir täglich, oft mehr als einmal beſuchten. Wurden wir doch von Großmutter und Tanten jederzeit liebevoll aufgenommen. Auch der Großvater war immer gütig gegen uns, aber in einer gemeſſenen Weiſe, die auch uns in gemeſſener Entfernung hielt. — Wir waren ſtolz auf ihn; fanden ihn wunderſchön in ſeiner

dunkelblauen Uniform mit ſilbernen Epauletts und Knöpfen, und wurden nicht müde zuzuſehen, wenn er ſich zur Kirche oder zur Parade mit Schärpe, Säbel und Federhut ſchmückte. Aber mit ihm zu ſcherzen, wie mit unſerm Vater, oder unaufgefordert ſein Zimmer zu betreten, wo es ſo feierlich ſtill war, hätten wir nie gewagt.

Wie behaglich fühlten wir uns dagegen in der großen Wohnſtube, wo unter den in Bogen aufgeſteckten blendendweißen Mullgardinen Reſeden dufteten, in Meſſingbauern Kanarienvögel ſangen, und auf niedriger, ſich unter den drei Fenſtern hinziehender Eſtrade — wir Kinder nannten ſie den Thron — drei Nähtiſchchen ſtanden. Am Tiſch zur linken ſtrickte die arme blinde Tante Agnes; am Mittelfenſter nähte die Großmutter; am letzten Fenſter ſaß meine geliebte Tante Adolfine, Vaters jüngſte Schweſter. So ſchöne blonde Locken, ſo ſtrahlende blaue Augen mußten Schneewittchen, Aſchenbrödel, Dornröschen und alle guten Feen gehabt haben. — Ich bewunderte Alles, was die ſchöne Tante tat: wie ſie ſich anzog, wie ſie ſprach, lachte, ging; ſelbſt das Knarren ihrer neuen Schuhe fand ich entzückend und bemühte mich, leider vergebens, meinen Schuhchen ebenſolche Töne abzugewinnen.

Zu Tante Agnes kam ich damals in kein rechtes

Verhältnis. Das beſtändige Rückſicht nehmen müſſen auf ihre Blindheit, ſo daß kein Stuhl vom Platze gerückt, kein Fußbänkchen an ungewohnter Stelle gelaſſen werden, kein Spielzeug umherliegen durfte, bedrückte mich, und ihr mochte meine Beweglichkeit und mein unabläſſiges Fragen unbehaglich ſein; ſie beſchäftigte ſich lieber mit dem ruhigen Bodo.

Unſere Großmutter war eine kleine, zarte, blaſſe Frau mit ſanften, blauen, traurigen Augen. Der Tod ihrer älteſten Tochter, die Blindheit der armen Agnes und die Verhältniſſe meiner Eltern bedrückten das treue Mutterherz. — Bodo und mir ſuchte ſie immer Freude zu machen; ließ unſre Lieblingsgerichte kochen, nähte uns Kleidchen, hörte uns freundlichſt zu, wenn wir von unſern wichtigen Erlebniſſen erzählten; nur mit uns ſpielen und ſcherzen konnte ſie nicht, und als ich im Lauf des Winters — nun ſchon über vier Jahre alt — von ihr ſtricken lernen ſollte, gab ich ihr Tag für Tag Anlaß zur Unzufriedenheit; ich machte lange Maſchen oder ließ ſie fallen, oder ſprang auf, um aus dem Fenſter zu ſehen, ſo daß mein Garnknäul hinter mir herrollte oder ſich unter den Möbeln verkroch.

Aber ſo tief es mir zu Herzen ging, wenn mich die Großmutter ein unartiges Kind nannte und verſicherte, daß nur gut und fleißig ſtrickende kleine Mädchen

Gott und Menſchen wohlgefällig ſind, und ſo oft ich weinend Beſſerung gelobte — es wurde nicht beſſer! Wenn ich auch zu Anfang der nächſten Strickſtunde ſtill und ſtumm daſaß, nach einer Weile wurden Hände und Füße rebelliſch; die Maſchen fielen, das Garnknäul ſprang vom Schoße, und das arme Clärchen, das ſo gern Gott und den Menſchen wohlgefällig geweſen wäre, wurde wieder ein „unartiges Kind“.

Bodo dagegen gab ſelten Anlaß zur Unzufriedenheit, und war, wenn er einmal etwas begangen hatte, ſo poſſierlich in ſeiner Reue, daß die Vorwürfe, die er erhielt, in tröſtende Liebkoſungen übergingen.

Mir war der gute Bruder und Spielkamerad unentbehrlich, aber daß wir als Muſter geſchwiſterlicher Verträglichkeit galten, war nur ſein Verdienſt, denn gewöhnlich ſtimmte er allem zu, was Clarrchen verlangte. War er einmal anderer Meinung, oder gab es Streit, weil er meine Anordnungen ungeſchickt ausführte, ſo kam er gewiß nach wenigen Minuten mit der Bitte:

„Clarrchen, wollen wir uns doch verſöhnen!“

Häufig erhielt er dann zur Antwort: „Du kannſt es ja tun; ich tu's erſt heute abend.“

Die Mutter hatte geſagt, man dürfe die Sonne nicht über ſeinem Zorn untergehen laſſen; bis ſie

unterging hatte man alſo, meiner Meinung nach, das Recht, ihn zu behalten.

Die Stunden, die wir Kinder im großelterlichen Hauſe zubrachten, gaben der Mutter erwünſchte Muße für ihre wachſende litterariſche Tätigkeit, aber trotz derſelben hatte ſie immer Zeit für unſere Erziehung, Unterhaltung und Körperpflege. — Sie betete mit uns abends und morgens; kleidete uns an und aus; ging mit uns ſpazieren und machte uns auf alles aufmerkſam, was uns im Freien umgab. Ihre Erzählungen vom Leben der Tiere fanden wir eben ſo ſchön wie ihre Märchen und wollten ſie immer wieder hören. Auch unſer Gedächtnis ſuchte ſie zu üben, indem ſie uns Kinderliedchen oder Fabeln ſo lange vorſagte, bis wir ſie auswendig wußten. — Sie unternahm es ſogar, mich leſen zu lehren, ſtieß dabei aber auf eben ſo große Unluſt, wie die Großmutter beim Strickunterricht. Warum ſollte ich mich mit den häßlichen Buchſtaben und dem langweiligen Buchſtabieren quälen, da ich alles was uns die Mutter vorſagte„ ſo ſchnell behielt?

Wie ſie auch in anderer Weiſe für uns arbeitete, ſagt ein Brief an ihre Jugendfreundin, Amalie von Hagen, der ſie am 2. Dezember verſpricht: „. . Nach Weihnachten bekommſt Du längere Briefe; vorher will meine Zeit für nichts mehr ausreichen. Meine

Schreibereien beſorgen, die vielen Zerreißungen meiner kleinen Wilden ausbeſſern und Kindern wie Puppen aus alten Siebenſachen ſchöne, neue Kleidchen zu machen, wird mir faſt zu viel . . .“

Kurz nach dem Weihnachtsfeſte, das bei den Großeltern gefeiert wurde und uns Kinder in einen Rauſch des Entzückens verſetzte, trat ungewöhnliche, andauernde Kälte ein. Das Thermometer ſank nachts bis auf 30 Grad Réaumur unter Null — eine Temperatur, der zu trotzen die Wolfenbüttler Häuſer nicht geeignet waren. Doppelfenſter gab es kaum; auch wir hatten keine. Die Oefen waren ſchlecht, die Schlafräume, die weder heizbar zu ſein, noch mit heizbaren Gemächern in Verbindung zu ſtehen pflegten, hatten kalte Gipsfußböden. Ich erinnere mich, daß Mutter, um unſere Hände vor dem Erfrieren zu ſchützen, an die Aermel unſerer Nachtröckchen wollne Strümpfe genäht hatte und uns zum Schutz der Ohren wollne Tücher über die Nachtmützchen band.

Alle Vorſichtsmaßregeln waren jedoch nicht imſtande, vor Erkältungen zu ſchützen. Wir Kinder wurden durch Huſten ins Haus gebannt, die arme Mutter litt teils an häufigeren Migraine-Anfällen als bisher, teils an rheumatiſchem Kopfſchmerz, der oft wochenlang anhielt. Dennoch blieb ſie litterariſch tätig. Anfang Januar 1830 ſchrieb ſie der Freundin:

„. . . Viel zur Erſtarkung meiner Zuverſicht hat der ſich mehrende Abſatz meiner Arbeiten beigetragen. Die beiden in den „Erheiterungen“ abgedruckten Erzählungen ſind zur Buchausgabe an Frankh in Stuttgart verkauft, und Cotta, der Carls Mitarbeit für verſchiedene Zeitſchriften in Anſpruch nimmt, will von mir Erzählungen im Morgenblatt aufnehmen . . Auch Carl ſchreibt zum erſten Male ziemlich zuverſichtlich über ſeine Münchner Verhältniſſe. Er hofft von Oſtern ab mit ſeinem litterariſchen Erwerb die laufenden Ausgaben unſeres Haushalts beſtreiten zu können, ſo daß meine Einnahmen für die außergewöhnlichen bleiben . . .“

Von nun an wurde zwiſchen Vater und Mutter die Frage der Ueberſiedlung nach München ernſtlich erwogen, und, trotz des Widerſtrebens der Großeltern, für Anfang April beſchloſſen. — Auch Amalie hatte die Freundin beſchworen, mit uns Kindern nach ihrem Gute Vollenborn zu kommen und die Wiedervereinigung mit dem Gatten zu vertagen, bis er feſteren Boden unter den Füßen habe. Die Antwort der Mutter war:

„Ich habe Carl am Traualtare gelobt, nicht nur die guten, ſondern auch die böſen Tage mit ihm zu teilen; wenn er mich ruft iſt es meine Pflicht, zu ihm zu gehen.“

Wie ſehr ihr Herz mit dieſem Pflichtgefühl im Bunde war, iſt in jedem ihrer Briefe zu leſen.

Uebrigens läßt ſchon der nächſte Brief an ihre Freundin ahnen, daß die Sorge der Verwandten um meines Vaters Zukunft berechtigt waren. Die Mutter ſchreibt:

Wolfenbüttel, 15. März 1830.

„. . . Ich bin wieder einmal in einer Stimmung, in der es der größte Liebesbeweis iſt, die Meinen mit keinem Briefe zu behelligen. Carl ſchrieb mir Mitte Januar, daß er München verlaſſen, nach Stuttgart gehen und dann zu mir eilen werde. — Mein Kopf war damit nicht einverſtanden. Von Januar bis April ein unſtätes Leben zu führen, ſchien mir für Carls litterariſche Verbindungen in München gefährlich. Aber es ließ ſich nicht mehr ändern, denn Carls Abreiſe war ſo nah, daß er meine Antwort nach Stuttgart beſtellte. So hielt ſich denn mein Herz friſch und feſt an die Hoffnung auf baldiges Wiederſehen. Durch dieſe Hoffnung war mir jedoch plötzlich alle Ruhe, alle Geduld, alle Ergebung genommen. Jede Stunde der Trennung erſchien unerträglich, jeder Augenblick wurde zum Tage, jeder Tag zum Jahr. Aber der Erſehnte kam nicht, ſondern ein Brief aus Frankfurt mit der Nachricht, daß er im Begriff ſei, nach Coblenz zu gehen

und zwiſchen dem 1. und 15. März in Wolfenbüttel eintreffen werde. Stelle Dir nun dieſe 14 Tage vor! Jeder Fußtritt ſcheint mir der ſeine; jedes Rollen eines Wagens, jedes Poſthorn elektriſiert mich — kurz ich bin ein Kind, ein kindiſches Kind. — Ich ſehe ein, daß meine Unruhe und Ungeduld mir zu Gift geworden ſind, denn noch niemals war ich körperlich ſo angegriffen wie jetzt — und doch vermag ich ſie nicht zu überwinden, und darf mir nicht verhehlen, daß auch jetzt noch eine Weile vergehen kann, ehe der Erſehnte kommt, denn Rhein, Main und Weſer haben ſich gegen mein Verlangen verſchworen, haben die Wege überſchwemmt, auf denen mein Carl kommen ſoll. — Und doch iſt es nicht mein Herz allein, das ſeine Ankunft begehrt; auch manche ängſtliche Frage foltert mich. Carls Briefe haben ſich nicht deutlich genug über ſeine Verhältniſſe, ſeine Pläne ausgeſprochen. Es muß noch manches hell werden, was jetzt dunkel iſt, ehe ich getroſten Muts der Fremde zuziehen kann. — Unter ſo bangem Fürchten, Sehnen und Hoffen geht mir die Zeit, wo ich mich noch der Nähe der Eltern erfreuen könnte, völlig verloren.“

Auch wir Kinder erwarteten den Vater mit Ungeduld. Tag für Tag quälten wir die Mutter mit der Frage: ob er heute kommen werde oder morgen

oder übermorgen? und verabredeten mit ihr, ihn nie, nie wieder fortzulaſſen.

Wie lange wir noch hoffen und harren mußten, iſt mir entfallen, aber das Wiederſehen habe ich nicht vergeſſen. Obwohl der Vater mitten in der Nacht gekommen war, konnte er ſich's nicht verſagen, ſeine Kinder zu umarmen. Bodo ſchlief gleich wieder ein; mich nahm er auf mein inſtändiges Bitten, in eine Decke gehüllt, mit in die Wohnſtube und ſchenkte mir, außer den üblichen Süßigkeiten, ein herrliches Buch: „Raffs Naturgeſchichte für Kinder.“ Solange die Mutter hin und her ging, um für den Heimgekehrten Kaffee zn machen, durfte ich, auf dem Schoß des Vaters ſitzend, die Tierbilder beſehen; dann mußte ich trotz meines Sträubens wieder ins Bett, durfte aber zum Troſt das köſtliche Buch mitnehmen, in dem, wie ich zu meinem Entzücken hörte, die Tiere ihre Lebensgeſchichte ſelbſt erzählen. Das nahm ich wörtlich und wunderte mich nicht darüber. Da in Mutters Märchen Bären, Fiſche, Vögel u. ſ. w. wie Menſchen ſprachen, konnten das auch andere Tiere tun. Neugierig, wie ſie das machten, kletterte ich am nächſten Morgen mit dem Buche auf Vaters Bett und ließ ihn nicht aufſtehen, bis er mir die erſten Zeilen: „Ich, Bieber, Kaſtor oder Fieber, ſoll die Ehre haben, den Anfang zu machen,“ vorgeleſen

hatte. — Damit mußte ich mich vorläufig begnügen, mußte überhaupt erleben, daß heute Niemand für mich und mein köſtliches Buch Zeit hatte. Die Mutter aber, bei der ich mich darüber beklagte, ſagte achſelzuckend:

„Da ſiehſt Du nun, wie gut es wäre, wenn Du ſelbſt leſen könnteſt.“

Das traf: „Du haſt recht, ich muß es lernen,“ gab ich zur Antwort, und habe mich von Stund an eifrig bemüht, mich mit „den häßlichen Buchſtaben, dem langweiligen Buchſtabieren“ vertraut zu machen.

Daß meiner Mutter die erſehnte, genaue Auskunft über Vaters Verhältniſſe damals zuteil geworden iſt, möchte ich bezweifeln. Noch am 16. April ſchreibt ſie an Tante Amalie:

„In den erſten Maitagen reiſen wir ab, und München iſt unſer Ziel. Es iſt fern, das fernſte von allen, die Karl ins Auge gefaßt hatte, und dennoch ſage ich aus vollem Herzen: Gott Dank! — Laß auch Du mich ohne Widerſtreben in die Ferne ziehen . . .“

Meine wahrheitsliebende Mutter hätte der vertrauten Freundin *ſo* nicht ſchreiben können, wenn ihr bekannt geweſen wäre, daß München aufgegeben werden *mußte*: mein Vater war, ſeiner freiſinnigen Artikel wegen, aus Bayern verwieſen.

Daß die Großeltern, wenn ſie dies erfuhren, Alles tun würden, um ihre Schwiegertochter vorläufig von der Wiedervereinigung mit dem Gatten zurückzuhalten, war vorauszuſehen. Er aber konnte die Trennung von Frau und Kindern nicht länger ertragen. So war es denn erklärlich, daß er — um ſich den kurzen Aufenthalt in Wolfenbüttel nicht durch fruchtloſe Erörterungen zu verbittern, die erzwungene Aenderung ſeiner Zukunftspläne verſchwieg, bis Vollenborn, die erſte Etappe unſerer Wanderſchaft ins Ungewiſſe, erreicht war.

Vollenborn, das kleine, maleriſch zwiſchen „Goldner Aue“ und „Eichsfeld“ gelegene Gut, das Onkel Hagen nach dem Verluſt der „Nienburg“ gekauft hatte, wurde uns Kindern zum Paradieſe. Schon von Blankenburg aus waren wir mit der Mutter dort geweſen; aber von jenem erſten Beſuche iſt mir keine Erinnerung geblieben. Bei dieſem zweiten dagegen haben ſich Haus und Umgegend, Menſchen und Tiere, Einrichtung und Lebensweiſe, kurz was man heutzutage auf gut Deutſch das „Milieu“ nennt, meinem Gedächtnis feſt eingeprägt.

Wir kamen in einen großen Familienkreis. Vier Reſpektsperſonen: Onkel Hagen, Tante Amalie, deren Eltern, und vier Kinder: Marie und Cäcilie, hübſche, luſtige Backfiſche, Mally ein halbes Jahr jünger als

ich, endlich der kleine Albert, der noch nicht gehen konnte. Guſtav, das älteſte Kind des Hauſes, war irgendwo auf der Schule. Die ſchon erwähnten Großeltern wurden von Bodo und mir nur als Onkel und Tante Fricke reſpektiert — was Mally anfangs nicht gelten laſſen wollte; wir aber hatten das Recht auf unſerer Seite, da Mallys Großmutter eine der Stiefſchweſtern unſerer Mutter war.

Eigentlich hätte ich als fünfte Reſpektsperſon den alten Bedienten Büttner nennen müſſen, der ſchon bei Onkel Hagens Vater — dem tollen Hagen — gedient hatte, mit ganzer Seele an ſeiner Herrſchaft hing und von dieſer, trotz ſeiner Wunderlichkeiten ſehr geſchätzt wurde.

Der Onkel hatte ihn — wohl noch in der luſtigen Nienburger Zeit — als Bruſtbild malen laſſen, wie er im Begriff iſt, eine Flaſche zu entkorken. Dies Bild, das im Hausflur hing, war eine der wenigen Freuden ſeines an Aergerniſſen überreichen Lebens. — Menſchen und Tiere waren ihm feindlich. Wenn er mit beſonders kläglicher Miene ſeinen „untertänigſten guten Morgen“ gewünſcht hatte, und Onkel Hagen fragte: „nun Büttner, was iſt ihm denn wieder einmal in die Krone gefahren?“ ſo erfolgte in der erſten Zeit nach unſerer Ankunft die Antwort: „Ach, Herr Baron, der Nachtigall ſchreit

ja, daß man die ganze Nacht nicht ſchlafen kann!“ — Und ſpäter, als der Nachtigall verſtummt war, hatte das Geſchnatter der ausgetriebenen Gänſe, oder das Horn des Kuhhirten, oder das Dengeln einer Senſe die Rückſichtsloſigkeit gehabt, den Alten „vor Tag und Tau“ zu wecken.

Den ganzen Nachwuchs der Familie hielt er in ſtrenger Zucht, nannte alle Kinder „Du“ und ſchalt ſie aus, wenn ſie bei ſchlechtem Wetter Schuhe oder Kleider beſchmutzt hatten. Mit Mally, ſeinem hübſchen, blonden, zierlichen Liebling, nahm er nun auch Bodo und mich in ſeine Obhut, und während er unaufhörlich über unſere „Dummheiten“ brummte, tat er uns doch alles Mögliche zuliebe.

Waren wir müde, im ſchattigen Grasgarten zu ſpielen, ſo ließ er uns die Schwimmübungen der jungen Entchen auf dem Teiche bewundern, oder dem Eſel, der uns zuweilen ſpazieren fuhr, einen Stallbeſuch machen, oder führte uns zur Hintertür des Gartens hinaus in den Wald, wo ein ſteiler Fußpfad zwiſchen Felſen und Geſtrüpp zum Hochplateau des Rondeelchens hinauf führt.

Unter Büttners Leitung haben wir dieſes Ziel zwar nie erreicht; das Steigen wurde dem Alten zu ſchwer. Aber Mittwochs, wenn aus der Niederung die Gutsbeſitzer der Umgegend, und von der Höhe die Honoratioren der kleinen, zu Sondershauſen ge-

hörenden Stadt Keula auf dem Rondeelchen zuſammenkamen, fuhren zuweilen auch die Vollenborner in zwei dichtbeſetzten Wagen hinauf.

War ſchon die Fahrt ein Vergnügen, ſo war es oben geradezu herrlich. Unter den Bäumen am Waldesſaum ſtanden Tiſche und Bänke; auch ein Herd war da, auf dem Waſſer kochte und Kaffee gebraut wurde, während die junge Welt — auch wir Kinder gehörten dazu — auf dem freien Platze, der ſich bis zum Rande der Felſenwand erſtreckt, Reifchen werfen und Federball ſpielten, oder zum Reihentanz das ſchöne Lied vom Gänſedieb ſangen. Und dann das Vertilgen der mitgebrachten Leckerbiſſen, und der Heimweg im Abendſonnenſchein, den die Hagenſchen Töchter und ich, unter Obhut unſerer Väter, zu Fuß machen durften.

Während wir Kinder dies Schlaraffenleben genoſſen, ſaß unſere Mutter jeden Morgen einige Stunden am Schreibtiſch und der Vater war für ſeine Zeitungen tätiger als je.

Es gab damals viel zu berichten. Die öffentlichen Zuſtände in Frankreich wurden immer geſpannter. Jede Maßregel des im Jahre zuvor berufenen Miniſteriums Polignac ſteigerte in der mächtigen liberalen Partei die Erbitterung gegen Karl X., deſſen erſte Regierungszeit ſo verheißungsvoll geweſen war. Schon im März 1830 war es zu offenen Feindſelig-

keiten gekommen: 221 Deputierte hatten dem Miniſterium Polignac ein Mißtrauensvotum erteilt, und als der König die Kammer auflöſte, wurden bei den Neuwahlen die 221 Mißliebigen, Mann für Mann wieder berufen. Der König blieb feſt. Durch ſeine am 25. Juli 1830 veröffentlichten „Ordonnanzen“ wurde die neugewählte Deputierten-Kammer, noch ehe ſie zuſammengetreten war, abermals aufgelöſt, ein neues Wahlrecht eingeführt, und die beim Regierungsantritt Karls X. gewährte Preßfreiheit aufgehoben.

Die Antwort darauf war der Ausbruch der Juli-Revolution. König Karl flüchtete mit ſeiner Familie nach England, und Louis Philipp, Herzog von Orléans, wurde zum „König der Franzoſen“ ernannt — offiziell war der Titel „König von Frankreich“ abgeſchafft.

Selbſtverſtändlich habe ich, damals noch nicht Fünfjährige, von dieſen Vorgängen vielleicht gehört, aber nichts begriffen und behalten. Mich nahm in jenen Tagen das Hantieren eines Porträt-Malers in Anſpruch, der die Umgegend aberntete, und auf die Empfehlung kunſtſinniger Gutsnachbarn, auch nach Vollenborn berufen wurde.

Er ſollte meine Mutter für Tante Amalie, dieſe für meine Mutter, und Mally für ihre Eltern malen — eine Aufgabe, die der Wackre in einer Weiſe erfüllte, die heutzutage unglaublich erſcheint.

Meine Mutter kam zuerſt an die Reihe, und ich

durfte zuſehen, wie ſie ſich ſetzen, hin und her rücken und endlich einen großen, auf ihrem Schoße ruhenden Rahmen feſthalten mußte, der durch Drähte in kleine Quadrate geteilt war. Die gleiche Zahl kleinerer Quadrate befand ſich, wie der Künſtler meiner Mutter erklärte, durch matte Striche angegeben, auf ſeiner Leinwand. Nur mit Hilfe dieſer Quadrate, fügte er hinzu, ſei es möglich, den Umriß des Originals in der Verkleinernng wiederzugeben. Der „Umriß“ war denn auch bald vollendet, und nun flog der Pinſel mit einer Schnelligkeit hin und her, daß ich mich nicht ſatt ſehen konnte. Nach meiner Mutter wurde Mally abkonterfeit; wenn ſie nicht mehr ſtillhalten wollte, ſteckte man mich in ihr blaues Kleidchen, und ich ſaß für ſie weiter, obwohl ſich die Aehnlichkeit zwiſchen uns darauf beſchränkte, daß wir beide lockiges Haar hatten. Aber Mally war blond, ich kaſtanienbraun; ſie ſchlank, ich rundlich; das Bild ſieht denn auch keiner von uns, überhaupt mehr einer Holzpuppe als einem Menſchenkinde ähnlich. Dennoch habe ich es damals ſehr bewundert, und war nicht wenig ſtolz auf meine Mitwirkung.

Bald darauf gingen die ſchönen Vollenborner Tage zu Ende. Seit Anfang Juli war wiederholt von unſerer Abreiſe die Rede geweſen; aber Onkel und Tante hatten ſo herzlich um längeres Bleiben gebeten, daß es erſt gegen Mitte Auguſt zum Auf-

bruch kam — die höchste Zeit für eine Badekur in Liebenstein, die meiner Mutter gegen ihr hartnäckiges Kopfleiden vom Arzt verordnet war. Nach Beendigung der Kur hatte mein Vater die Absicht, nach Berlin zu übersiedeln, wo er mit verschiedenen Zeitungsredaktionen in Verbindung stand, und überdies Aussicht hatte durch Fürsprache des einflußreichen Landrats von Hagen, Bruder des Vollenborner Onkels, eine Anstellung zu erlangen.

Je inniger sich meine Mutter und Tante Amalie während des dreimonatlichen Zusammenseins wieder miteinander eingelebt hatten, um so schwerer wurde beiden die Trennung. War Berlin auch nicht so weit von Vollenborn wie München, dennoch war bei den damaligen Verkehrsverhältnissen die Entfernung zu groß, die Reise zu kostspielig, um ein häufiges Wiedersehen zu erlauben. Auch Bodo und mir wurde der Abschied schwer. So schön es bei den Großeltern gewesen war, in Vollenborn fanden wir es noch viel schöner, und eine so liebe Spielgefährtin wie Mally hatten wir nie gehabt. — Ein Trost war es, daß Onkel Hagen feierlich versprach, uns mit Tante Amalie und Mally in Liebenstein zu besuchen.

III.

Liebenſtein. Meiningen. Dresden.

Meine Mutter, die Thüringen noch nicht kannte, war entzückt von der Anmut ſeiner Höhen, der Friſche ſeiner Täler.

„Ihr müßt kommen“, ſchrieb ſie an Tante Amalie; „Liebenſtein iſt reizend und Altenſtein entzückend. Wir waren zu Fuß mit den Kindern oben, konnten alſo kaum zur Hälfte erreichen was es bietet; aber es genügte mich Alles vergeſſen zu laſſen, was mich bedrückt.“

Der Onkel hielt Wort; er kam mit Tante und Mally auf acht Tage nach Liebenſtein, und ſo wurde den Freundinnen noch einmal — zum letzten mal im Leben — ein Wiederſehen zu teil, das ſie ahnungslos, um ſo leichtern Herzens genoſſen, da für meines Vaters Zukunft eine günſtige Wendung gekommen ſchien.

Während ſeiner Studienzeit in Jena war er mit dem jungen Herzoge von Meiningen, Bernhard Erich Freund, bekannt geworden, der ſich, als wir nach Liebenſtein kamen, noch in ſeiner Sommerreſidenz, Schloß Altenſtein, befand. Mein Vater hatte eine Audienz erbeten, war in huldvollſter Weiſe empfangen, und hoffte nun, daß der Fürſt, der das Jahr zuvor

ſeinem Lande eine freiſinnige Verfaſſung gegeben hatte, ihm den Aufenthalt in Meiningen geſtatten werde. Die Ausſichten auf eine Anſtellung in Berlin waren ſo hinfällig geworden, daß der Erfurter Onkel Hagen meinem Vater geraten hatte, ſie bei der Wahl ſeines Wohnortes nicht mehr in Betracht zu ziehen.

So war es denn für meine Eltern eine Erlöſung aus banger Ungewißheit, daß Herzog Bernhard des Vaters Geſuch in Gnaden gewährte. In den erſten Septemberwochen zogen wir nach Meiningen, und „das Leben in der Fremde“, das die Mutter ſo ſehr gefürchtet hatte, geſtaltete ſich ganz angenehm.

Die Stadt gefiel ihr zwar nicht, aber je mehr ſie von der Umgebung kennen lernte, um ſo ſympatiſcher wurde ſie ihr; ſchon das Bewußtſein, der Freundin ſo nahe zu bleiben, machte ihr den neuen Aufenthalt lieb. — Ihr Kopfleiden war durch die Liebenſteiner Badekur nicht gehoben, aber doch ſo weit gemildert, daß ſie mit Erfolg arbeiten konnte. Von Cotta kam der Beſcheid, daß er zwei ihrer Erzählungen für das „Morgenblatt“ angenommen habe und die Aufforderung zu weiteren Beiträgen. Daß der Herzog meinen Vater an den Hof zog und bei jeder Gelegenheit auszeichnete, gab den Eltern von vorn herein eine Stellung in der Geſellſchaft. Auch meine Mutter war vorgeſtellt, ging aber, Kränklichkeit vor-

ſchützend, in Wahrheit aus Sparſamkeitsrückſichten, nicht zu Hofe, aber — nachdem die erſte Schüchternheit überwunden war — mit Vergnügen zu den kleinen Theeabenden der Herzogin Mutter, wo ſie im hohen, ſchwarzſeidnen Kleide erſcheinen durfte.

Auch wir Kinder fanden in einigen der Beamtenfamilien, mit denen die Eltern in Verkehr gekommen waren, fröhliche Spielgefährten, und ein Fräulein von Stein, Hofdame der Herzogin Mutter, wurde meine beſondere Gönnerin. Ihr hatte ich einen der größten Eindrücke der Kinderjahre, den erſten Theaterbeſuch zu danken. Es waren „Die Wiener in Berlin“, zu denen ſie mich mitnahm. Ich ſaß wie verſteinert da: das Licht, die Muſik, das Aufgehen des Vorhangs, die ſonderbaren Menſchen, die das Meiſte, was ſie ſich ſagen wollten, ſangen — es war wie ein Märchen, nur noch viel ſchöner, weil man alles ſah. Die Aufregung, in der ich nach Hauſe kam, war ſo groß, daß die Eltern für meine Geſundheit fürchteten. Aber die einzig ſchlimme Folge des Kunſtgenuſſes war, daß ich die Mutter noch lange mit meinen Fragen nach dem unverſtandnen Inhalt des Stückes quälte.

Ob mein Vater in Meiningen viele Geſinnungsgenoſſen fand, weiß ich nicht; ſeine publiziſtiſche Tätigkeit für liberale ſüddeutſche Zeitungen ſetzte er

auch von hier aus fort. Die Strenge der Zenſur; die Laſt veralteter Lebensverhältniſſe und Frohnen; die unerträgliche Langſamkeit des Gerichtsverfahrens; die Zollſchranken, die jedes deutſche Land und Ländchen vom andern trennten und mit der Ungleichheit der Maße, der Gewichte und des Münzweſens den Handel lähmten; vor allem der Einfluß Metternichs, der im ganzen Gebiet der Bundesſtaaten wie Alpdruck auf Deutſchlands Geiſtesleben lag, gaben Anlaß zu unabläſſigen Anklagen und Beſchwerden, die dann neue Bedrückungen hervorriefen und den Streit der Parteien verſchärften.

Das war, wie die Briefe meiner Mutter beklagen, auch in Meiningen der Fall. Dazu kam, daß die bisherige Sicherheit der „Wohlgeſinnten“ durch den Aufſtand in Braunſchweig, der am 7. September 1830 den Herzog Karl zur Flucht gezwungen und das herzogliche Schloß eingeäſchert hatte, in bedenklicher Weiſe erſchüttert war. Noch bedenklicher aber waren die Dresdner Unruhen vom 30. September desſelben Jahres. Daß ein grauſamer, gewiſſenloſer Fürſt wie Herzog Karl ſein Volk zur Empörung trieb, ließ ſich verſtehen, entſchuldigen ſogar; aber wenn ſich den Schreiern zuliebe der gute ſächſiſche König Anton dazu verſtehen mußte, ein Miniſterium zu entlaſſen, dem er vertraute, und ſeinem Neffen und

Thronfolger, dem Prinzen Friedrich Auguſt, als Mitregenten die Hälfte der königlichen Macht zu übertragen, wo gab es dann noch eine Schranke für den Uebermut der Radikalen?

Daß auch mein Vater zu dieſer Partei gehöre, wurde am Meininger Hofe, teils aus Unkenntnis geglaubt, teils als Vorwand benutzt, um den unbequemen Eindringling aus der Nähe des Herzogs zu entfernen. Schonend, ohne den geringſten Anſchein von Gehäſſigkeit ging man dabei zu Werke. Man bedauerte, daß ein ſo feiner, liebenswürdiger Mann, wie mein Vater, auf dieſe unglückſeligen politiſchen Abwege geraten ſei, die ihm bereits in Hannover, Braunſchweig, München, vor allem in Coburg, das allerhöchſte Mißfallen zugezogen hatten, und ihn leider, leider auch in Meiningen unmöglich machen mußten. War es doch voraus zu ſehen, daß des Herzogs beinahe freundſchaftlicher Verkehr mit einem Demagogen ſeine Standesgenoſſen verſtimmen, die Begriffe ſeiner Getreuen verwirren, ſeine Popularität gefährden, die Umſturzpartei ermutigen würde.

Und dann ſorgte man dafür, daß dieſe Befürchtungen den beiden Herzoginnen, und damit auch dem Herzoge zu Ohren kamen. Anfangs hatte er, wie meine Mutter von einer der Hofdamen erfuhr, darüber gelächelt, war aber durch die Bedenklichkeiten

ſeiner Gemahlin ſelbſt bedenklich geworden — und endlich konnte ſichs mein Vater nicht mehr verhehlen, daß im Benehmen des Fürſten eine Aenderung eingetreten war, die ſich nicht in Worte faſſen, nur empfinden ließ, denn äußerlich blieb alles wie bisher.

In dieſer Zeit wachſenden Unbehagens wurde mein Vater durch eine große Verlagsfirma aufgefordert, ſich unter ſehr günſtigen Bedingungen an der Redaktion einer freiſinnigen Zeitung zu beteiligen, die in Dresden gegründet werden ſollte. — Der Herzog, dem mein Vater davon ſagte, gratulierte ſeinem „lieben Glümer“ mit der ihm eignen beſtrickenden Liebenswürdigkeit, aber ohne ein Wort des Bedauerns, ihn verlieren zu müſſen. — Mein Vater verſtand — und Mitte Februar 1831 überſiedelten wir nach Dresden.

Meiner Mutter wurde der Abſchied von Meiningen ſchwer; ſie hatte einen angenehmen Umgangskreis und in der Frau eines höheren Beamten, der ein „ſtiller Geſinnungsgenoſſe“ meines Vaters war, eine Freundin gefunden. Auch Bodo und ich ſagten mit Tränen lieben Spielkameraden Lebewohl, dann ging es auf eine viertägige Reiſe, von deren Beſchwerden ein aus Dresden datierter, an die Großmutter gerichteter Brief der Mutter erzählt.

„Am erſten Tage kamen wir bis Erfurt, wo

Nachtquartier und Verpflegung ebenſo ſchlecht wie teuer waren. Am zweiten wurde Leipzig erreicht. Hier entließen wir den Meininger Lohnkutſcher und fuhren in einem Wagen, der früher dem Kaiſer Napoleon gehört hat, jetzt aber eher einer langgebrauchten Arche Noah, als einem kaiſerlichen Galawagen ähnlich ſieht, in weitern zwei Tagen nach Dresden. Da unſer Kutſcher außer uns mit Sack und Pack, noch zwei Perſonen neben ſich auf dem Bocke mitnahm, deren Gepäck dem unſrigen zugefügt wurde, ging die Fahrt ziemlich langſam von ſtatten. Am erſten Tage gelangten wir ſehr ſpät, todmüde, mit weinenden Kindern bis Oſchatz; aber am zweiten Tage ließ die Schönheit der Gegend weder Müdigkeit noch Ungeduld aufkommen; wohlbehalten ſtiegen wir Montag abend am Ziel der Reiſe vor dem uns empfohlenen Gaſthofe, dem „kleinen Rauchhauſe“, ab —.“

Dresden war damals noch nicht auf zahlreichen Fremdenverkehr eingerichtet; erſt nach tagelangem Suchen fanden die Eltern in der Neuegaſſe eine möblierte, ihren Mitteln und Anforderungen entſprechende Wohnung.

Ich fühlte mich anfangs aufs bitterſte enttäuſcht. Von der Reſidenz eines Königs hatte ich beſſeres erwartet, als die engen, düſtern Gaſſen, in denen

das „kleine Rauchhaus“ und unſere Wohnung lagen. — Und die ſchreckliche Einrichtung der verſchloſſnen Vorzimmer! — In Meiningen wie in Wolfenbüttel kam man auf Haus- und Treppenfluren mit ſpielenden Kindern zuſammen; konnte — wenn man ſie wiederzuſehen wünſchte — ohne Weiteres an ihre Wohnſtubentür klopfen, nach ihnen fragen, wurde zum Eintreten aufgefordert, und der nachbarliche Verkehr war eröffnet. Aber hier! — wie ſollte ichs anfangen, mit dem hübſchen, blondlockigen Jungen bekannt zu werden, der mit uns auf demſelben Gange wohnte? — An der Hand ſeiner Mutter war er ein paarmal an mir vorbeigegangen und mit ihr, ohne mich zu beachten, in ihrer verſchloſſenen Wohnung verſchwunden. Dieſe mußte noch andere Kinder beherbergen; ich hörte ſie ſprechen und lachen, wenn ich vorbei ging; — es war eine Tantalusqual, ſie nicht erreichen zu können!

Die Mutter vertröſtete mich auf den Frühling, der die junge Hausgenoſſenſchaft im Garten zuſammenführen würde; aber bis dahin mußten noch viele Wochen vergehen, und warten, Geduld haben, hatte ich noch nicht gelernt. So ſann ich denn hin und her, wie ich mir helfen könnte, und kam endlich auf den Einfall, dem alten freundlichen Mann, der für alle Herrn unſerer Etage die Kleider reinigte, meine

Wünſche ans Herz zu legen. Sie beſchränkten ſich jedoch nicht auf die Nachbarskinder; auch einen der „Herrn Maler“, die laut Bericht unſeres Dienſtmädchens im Hauſe wohnten, wünſchte ich kennen zu lernen. Als Beſitzerin eines Malkaſtens fühlte ich mich dazu berechtigt.

Freundlich hörte mich der Alte an, verſprach das Seinige zu tun, und zur höchſten Ueberraſchung der Mutter brachte „das liebe Stiefelputzerchen“, wie ich meinen Protektor nannte, ſchon denſelben Morgen nicht nur den blonden Jungen zu uns herüber, ſondern auch die Einladung des in unſerer Etage wohnenden Malers Lindau, ihn in ſeinem Atelier zu beſuchen.

Gegen den blonden Adolf Kämpfe, der einen Gruß ſeiner Eltern beſtellte, und Bodo und mich aufforderte, hinüber zu kommen, um mit ihm und ſeinen Schweſtern zu ſpielen, hatten die Eltern nichts einzuwenden; den Maler nahm unſer Vater erſt in Augenſchein.

Er fand einen jungen, gebildeten, etwas melancholiſchen Herrn, deſſen Frau und Kinder auf dem Gute ſeiner Schwiegereltern lebten, während er ſich in Dresden einen Namen zu machen ſuchte. Da er herzlich bat, uns Kindern den Verkehr mit ihm zu geſtatten, willigten die Eltern ein, und bald fühlten

wir uns bei „unſerm Maler“ wie der Familie Kämpfe vollkommen heimiſch.

Nach kurzer Zeit hatten auch die Eltern angenehmen Verkehr. Onkel Hagens Schweſter, Frau von Kroſigk, die Mann und Kinder verlaſſen hatte, um katholiſch zu werden, und ſeitdem in Dresden lebte, nahm uns alle ſofort unter Obhut, machte die Eltern mit Dresdens Kunſtſchätzen bekannt, führte uns in den „Großen Garten“, holte uns, als das Wetter gut wurde, zu Wagenfahrten in die Umgegend, und hatte für Bodo und mich immer etwas Wohlſchmeckendes in Düten oder Schachteln. Auch eine Hagenſche Couſine, Frau von Weber, die mit ihrem kranken Manne ein ſchönes, an der Elbe liegendes Landhaus bewohnte, ſahen wir häufig.

Ehe wir mit Tante Kroſigk in Frühlingsſonne hinausfahren und wandern konnten, kam jedoch eine ſchwere Zeit. Anfang März erkrankte mein Vater an Geſchwüren in der Lunge, die das Schlimmſte befürchten ließen. Sieben Tage und Nächte wich meine Mutter, die binnen kurzem die Geburt eines Kindes zu erwarten hatte, nicht von ſeinem Bette; und als für den Augenblick die Lebensgefahr vorüber war, blieb eine vollſtändige Geneſung noch wochenlang zweifelhaft. — Aber meines Vaters gute Natur errang den Sieg; ſchon im Lauf des Sommers war

er wieder ſo kräftig, daß er ſich die vom Arzt für immer verbotnen Fußreiſen — ſeine liebſte Erholung — wieder geſtatten durfte.

Auch für meine Mutter blieben die Sorgen und Anſtrengungen der Krankenpflege ohne nachteilige Folgen. Mitte Mai wurde ihr ein geſundes Töchterchen geſchenkt, ein Blondköpfchen mit großen, dunkelblauen Augen, das herrlich gedieh, und von Bodo und mir eiferſüchtig geliebt wurde. Er behauptete, Mariechen gehöre ihm, weil ſie an ſeinem Geburtstage zur Welt gekommen war; ich machte meine Altersrechte geltend, und hielt mich für berufen, das kleine Weſen vor Bodos ungeſtümer Zärtlichkeit zu ſchützen.

Schon vor meines Vaters Erkrankung waren meine Eltern mit Ludwig Tieck bekannt geworden, und zu ſeinen berühmten Leſeabenden eingeladen. Die Mutter ſchreibt darüber:

„Tieck hat ein ausdrucksvolles Geſicht und ſchöne, dunkle Augen, aus denen weit mehr Güte ſpricht, als aus ſeinen von Spott durchwehten Schriften. Sein Körper iſt durch Krankheit, ich glaube durch Gicht, krumm gezogen. Dennoch lebt er ſehr geſellig, ich möchte ſagen wie ein kleiner Fürſt, inmitten eines Kreiſes von Männern und Frauen, Gelehrten, Künſtlern, Schriftſtellern, Einheimiſchen und Fremden, die

ſich beeifern, ihm ihre Verehrung zu bezeugen. — Man kommt in einem großen, geſchmackvoll eingerichteten, hell erleuchteten Zimmer zuſammen. Die Gräfin Finkenſtein, die mit der Tieckſchen Familie zuſammen lebt, bereitet den Tee, den die Töchter des Hauſes herumreichen; Litteratur, Theater und Muſik bilden den Hauptinhalt der Geſpräche, die ſogleich verſtummen, wenn der Tee getrunken iſt, denn nun eilen die Damen, dem Hausherrn ſeinen Sitz zu bereiten. Sein Seſſel wird in die Mitte des Zimmers geſchoben; ein Tiſchchen davor gerückt, auf dem vier Wachskerzen um ein Leſepult ſtehen; Tieck holt ein Buch, nimmt ſeinen Platz ein; die Zuhörer reihen ſich um ihn her, und er lieſt vor. — Er tut das nicht nur mit herrlichem, klangvollem Organ, und wundervoller, jede der auftretenden Perſonen charakteriſierender Deklamation, ſondern auch mit einer Mimik, die ſeine Vorleſungen gewiſſermaßen zu einer Schule der Schauſpielkunſt machen. Meiſt trägt er Shakeſpearſche Dramen vor; zuweilen auch Calderon, Lope de Vega, und wenn er darum gebeten wird, eigene Dichtungen, wie den „geſtiefelten Kater," oder ein Bruchſtück aus „Fortunat." Nach dem Leſen unterhält man ſich noch eine Weile, während Wein und Backwerk herumgereicht wird, und gegen zehn Uhr geht die Geſellſchaft, die ſich ſchon um ſechs Uhr verſammelt hat, auseinander.

„Als wir uns verabſchiedeten, hat mir Tieck das liebenswürdige Anerbieten gemacht, einige meiner Arbeiten durchzuſehen. Karl hat ihm Verſchiedenes, Gedrucktes und Ungedrucktes gebracht und dabei geäußert, daß ich mir vorgenommen habe, ſeinen Damen meinen Beſuch zu machen; Tieck aber antwortete: ‚ſolche Zeremonien ſind zwiſchen uns nicht nötig; kommen Sie mit Ihrer Frau Gemahlin, ſo oft Sie einen Abend übrig haben — Sie ſind uns immer willkommen.‘ Dieſer liebenswürdigen Aufforderung zufolge werden wir heute wieder hingehen — ich mit klopfendem Herzen, mir mein Urteil zu holen.“

Dies Urteil war, ſoweit es ſich um die Erzählungen meiner Mutter handelte, ein ſehr günſtiges, und darf umſomehr als Tiecks ungeſchminkte Meinung gelten, da er ein Schauſpiel, das ihm meine Mutter ebenfalls zugeſchickt hatte, wegen Mangel an Handlung und „kränkelnd an Ueberfülle edler Geſinnung,“ ſchonungslos verwarf. Die Getadelte muß ſeinen Ausſtellungen zugeſtimmt haben, denn ſie hat keine weiteren dramatiſchen Verſuche gemacht; aber bis an ihr Lebensende hat ſie ſich dankbar der Anregung und Ermutigung erinnert, die ihr durch den Verkehr mit dem geiſtvollen Schriftſteller und liebenswürdigen Menſchen zu teil wurden.

Ich dagegen habe aus dem Tieckſchen Hauſe eine

unheimliche Erinnerung fortgetragen. Mein Vater, der von ſeiner Aelteſten immer Beſſeres erwartete, als ſie zu leiſten pflegte, hatte die Erlaubnis erbeten, mich zu einem Leſeabend mitzubringen. — Gleich beim Empfang machte mir die verkrümmte Geſtalt des Hausherrn, der meine Hand feſthielt, und mich mit den großen, dunkeln Augen durchdringend anſah, einen beklemmenden Eindruck. Die freundlichen Worte und Kuchenſpenden der Damen verſcheuchten ihn wieder, und da ich mich, als das Leſen begann, neben die Mutter auf ein Fußbänkchen ſetzen durfte, fühlte ich mich geborgen.

Aber nicht lange. Wenn vorgeleſen wurde, hörte man doch immer dieſelbe Stimme; hier aber ſprachen zwei, drei, noch mehr! — Vergebens ſah ich mich danach um, woher ſie klangen; endlich mußte ich mich überzeugen, daß ſie alle aus demſelben Mund kamen. — Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen — der Mann mit den vielen Stimmen war gewiß ein Zauberer! — Mit einem Angſtgefühl, das immer heftiger wurde, ſaß ich da. Das Schrecklichſte war, wenn der Leſende mit den dunkeln Augen vor denen ich mich gleich gefürchtet hatte, vom Buche aufblickte, und mich — wie ich mir einbildete — unwillig anſah. Das war nicht auszuhalten! — Leiſe, leiſe ſtand ich auf, trug mein Schemelchen

unter eine Konſole zwiſchen den Fenſtern, wo ich ſeinen Augen entrückt war, meinen Jammer durch Tränen erleichtern konnte, und endlich an die Wand gelehnt einſchlief.

Als mich das allgemeine Stuhlrücken weckte, ſtand auch ſchon die Mutter neben mir, zog mich unter meinem Schutzdache hervor und ſagte zu meinem Troſte, daß wir gleich fortgehen würden. Sie machte mir auch keinen Vorwurf, obwohl ihr die Sorge, daß ich von meinem Fußbänkchen heruntergleiten und die Vorleſung ſtören könne, den Abend verdorben hatte. Umſo ungehaltener ſprach ſich mein Vater, während wir die Treppe hinunter gingen, über mein albernes Benehmen aus; ich aber erklärte unter Tränen, daß ich den „ſchrecklichen Mann“ mit den vielen Stimmen nie, nie wiederſehen wolle.

Mein kindiſches Verlangen wurde erfüllt, denn leider war es den Eltern nicht beſchieden, in Dresden feſten Fuß zu faſſen. Immer fraglicher wurde das Zuſtandekommen der Zeitung, als deren Redakteur mein Vater hinberufen war; immer dringlicher die Mahnung des Großvaters an den Sohn, die unſichere litterariſche Tätigkeit aufzugeben, nach Braunſchweig zurückzukehren und im Staatsdienſt eine Anſtellung zu ſuchen. — Der Großvater war überzeugt, daß mein

Vater mit ſeinen Kenntniſſen und Verbindungen, unter der Regierung des jetzigen Herzogs eine ſolche leicht erlangen werde.

Mein Vater ſchwankte; die Mutter riet entſchieden ab. Sie kannte den Gatten beſſer, als die Eltern den Sohn.

„Bedenkt — ſchrieb ſie den Schwiegereltern — daß Karl ſeine politiſchen Ueberzeugungen niemals verleugnet, oder auch nur verſchwiegen hat. — Auch als Beamter würde er das nicht tun, würde in die größten Unannehmlichkeiten geraten, und wer weiß wie bald wieder entlaſſen werden.“

Aber nun wendete ſich die Großmutter an das Herz der Schwiegertochter. Sie teilte ihr mit, daß ihre Tochter Adolfine im nächſten Frühjahr ihren Verlobten — unſern Vetter, Leutnant Weddo von Glümer — der am Rhein in Garniſon ſtand, heiraten werde, und beſchwor ſie, der Rückkehr meines Vaters nicht hinderlich zu ſein. Nur der Verkehr mit uns, verſicherte ſie, könne den Großvater und ſie ſelbſt über die Trennung von der geliebten Tochter tröſten.

Das machte jedem Widerſpruch ein Ende; in den letzten Auguſttagen 1831 wurde die Heimreiſe nach Wolfenbüttel angetreten.

Unterwegs blieben wir mehrere Tage in der be-

haglichen Häuslichkeit der Tante Minna, der schon erwähnten Stiefschwester meiner Mutter, die mit dem Hauptmann Louis von Glümer, dem jüngeren Bruder meines Großvaters, verheiratet war. Dieser Onkel mit den leuchtenden blauen Augen, der fröhlichen Stimme, dem lauten Lachen, der sich erlaubte, seine Frau und unsere Mutter ebenso zu necken wie Bodo und mich, hatte unsere Herzen im Nu gewonnen. Die Vettern, Weddo und Adolf, von denen uns die Mutter viel erzählt hatte, waren leider in ihrer fernen Garnison am Rhein.

Weddo hatte ich bei unserm ersten Wolfenbüttler Aufenthalt kennen gelernt, liebte ihn sehr und freute mich zu hören, daß er seine Braut zum Weihnachtsfest besuchen werde. Eigentümlich ist seine „Liebesgeschichte", die ich später von seiner Mutter erfuhr. — Geistig hochbegabt, war er dennoch längere Zeit kein guter Schüler; sein Wissensdrang führte ihn andere Wege, als die vom Lehrplan vorgezeichneten, und was ihn im Augenblick interessierte, war ihm wichtiger, als seine Schulaufgaben. — Trotz aller Ermahnungen der Eltern und Lehrer ging das so fort, bis er — kurz nach Vollendung seines zwölften Lebensjahres — in auffallender Erregung von einem Osterferien-Besuch bei meines Vaters Eltern zurückkam. Anfangs wollte er nicht mit der Sprache her-

aus; endlich gestand er seiner Mutter: er habe sich in der Kirche, während der Konfirmation seiner schönen Cousine Adolfine, in sie verliebt und habe sich vorgenommen, sie zu heiraten.

Meine kluge Tante Minna, statt ihn auszulachen, wie die meisten Mütter getan haben würden, hörte ihn ernsthaft an, und gab bedenklich zur Antwort: daß ihm Adolfine gefalle, wäre begreiflich; die Absicht sie zu heiraten werde er jedoch aufgeben müssen. Adolfine wäre ebenso klug, wie schön, und werde einen Jungen, der in der Schule nicht vorwärts komme, also nie etwas Tüchtiges leisten könne, gar nicht beachten. — Trotzig hatte der Knabe erwidert: ihn zu beachten werde er sie zwingen — und er tat es! — Von Stund an bekam er die besten Schulzeugnisse, machte mit Auszeichnung sein Offiziersexamen, verlobte sich als zwanzigjähriger Leutnant mit meiner schönen, um drei Jahre älteren Tante Adolfine, und hatte jetzt, als Zweiundzwanzigjähriger, die Einwilligung der Eltern zur baldigen Heirat erlangt.

Tante Minna, die ihre Schwiegertochter zärtlich liebte, nahm die Aufforderung meiner Eltern, uns nach Wolfenbüttel zu begleiten, dankbar an, aber ehe wir unser Reiseziel erreichten, hatten wir einen Unfall zu überstehen, der glücklicherweise ohne schlimme Folgen blieb.

Der Lohnkutſcher, dem wir uns anvertraut hatten, verirrte ſich im Dettummer Moor, geriet auf einen unbeſchreiblich ſchlechten, von tagelangem, noch immer fortſtrömenden Regen völlig durchweichten Feldweg und fuhr bei Anbruch der Dunkelheit ſo nah an einen Graben, daß der Wagen umfiel.

Zum Glück war der Vater, der das Unheil kommen ſah, ſchon herausgeſprungen, ſo daß er uns ſchnell aus dem Kutſchkaſten, in dem wir übereinanderlagen, befreien konnte. Aber was nun? — Der Kutſcher, der mit den Pferden zu tun hatte, fluchte, der Vater ſchalt, Tante Minna ſtimmte ein, die Mutter ſuchte das kläglich weinende Mariechen zu beruhigen; auch Bodo weinte laut, ich leiſe. Nach einigem Suchen fand ſich ein Steinhaufen, der mit Wagenkiſſen belegt, wenigſtens als Sitz dienen konnte. Da hockten wir nun zuſammen: die Mutter mit Mariechen in den Armen; Tante Minna mit Bodo auf dem Schoße; ich zwiſchen den beiden Frauen; die ganze Gruppe vom Vater ſorgfältig in Tücher und Pferdedecken gewickelt, der, nachdem er uns ſo verſorgt hatte, einem fernen Lichtſchimmer zueilte, um Hülfe zu holen.

Da ſaßen wir nun in Wind und Regen — wie lange weiß ich nicht — bis der Vater mit einigen Bauern zurückkam, die unabläſſig auf den Kutſcher

ſchimpfend, den Wagen aufrichteten. Ehe ſie erſchienen, hatte der Kutſcher zuweilen wieder angefangen zu fluchen, worauf Tante Minna dann mit Vorwürfen antwortete; die Mutter aber ſang mit gedämpfter Stimme, um das Kind einzuſchläfern:

„Eh' die Roſ' am Buſen blüht,
Geißelt Regen ſie im Tal;
Eh' das Gold in Kronen glüht,
Schmilzt es in Tiegeln ſiebenmal.
Darum Herz, verzage nicht,
Haſt durch Trübſal du zu gehn;
Jeder Nacht folgt Morgenlicht;
Jedem Tode ein Auferſtehn."

Das alte Lied hatte ich ſchon oft von der Mutter gehört, aber es machte mir in dieſer Umgebung einen neuen, unbeſchreiblich tiefen Eindruck. — So oft es mir ſpäter wieder einfiel, hatte ich das weite dunkle Moor, mit vereinzelten, von fern herüber ſchimmernden Lichtern vor Augen, hörte den Wind, das Regengerieſel, das Stampfen der Pferde, das Schelten des Kutſchers, und dazwiſchen die liebe, ſanfte Stimme der Mutter, die vielleicht mit dem Kinde auch ſich ſelbſt zur Ruhe zu ſingen ſuchte.

IV.

Nochmals Wolfenbüttel. Caſſel. Hildburghauſen. Flucht.

Wie ſchweren Herzens meine Mutter nach Wolfenbüttel zurückkehrte, ſagt der erſte Brief, den ſie von hier aus an Tante Amalie ſchrieb. Es heißt darin: „. . . Ihr Lieben in der Ferne meint nun, ich könne, im Hafen eingelaufen, alle Mühen der Irrfahrt vergeſſen. Aber bin ich denn im Hafen? Nennt mich nicht undankbar gegen Gott, die Eltern und Geſchwiſter, die uns mit liebevoller Schonung behandeln, wenn ich Euch geſtehe, daß ich mich elender fühle als je zuvor.

„An eine günſtige Wendung unſeres Geſchicks, wie die Eltern ſie wünſchen und hoffen, vermag ich — ſo gern ichs täte — nicht zu glauben. — Der Herzog hat, infolge des an ihn gerichteten Geſuchs, einen Bericht über Carl vom Landesgericht verlangt. Der Präſident desſelben verſichert dem Vater, daß dieſer Bericht freundlich ausfallen ſolle. Aber wird das der Fall ſein? und wird es helfen?“

Was die Mutter fürchtete, geſchah: nach langem, quälendem Warten wurde auf Vaters Geſuch abſchläglich beſchieden. Denn obwohl er nicht zu den Radikalen gehörte, deren Ziel die Republik war,

ſondern nur anſtrebte, was wir jetzt haben: geeinigtes Deutſchland, Volksvertretung, Preßfreiheit — damals galt auch dieſer „gemäßigte Liberalismus“ für gefährlich und machte ſeine Bekenner zur Anſtellung im Staatsdienſt unmöglich.

Daß mein Vater ſich darüber täuſchen konnte, oder doch eine Weile zu täuſchen ſuchte, muß ſeiner Rückſicht auf die Wünſche der Großeltern zu gut gehalten werden. Verleugnet hat er ſeine politiſchen Anſichten — wie ihm der Großmutter Tagebuch wiederholt zum Vorwurfe macht — auch damals nicht; weder im Familienkreiſe, noch den einflußreichen Perſönlichkeiten gegenüber, die ſich Großvater zuliebe für ihn verwenden wollten.

Auch den Verkehr mit ſeinem Jugendfreunde, Georg Fein, gab er nicht auf. Fein hatte mit ihm zugleich in Jena und Göttingen ſtudiert und war ebenfalls als Burſchenſchafter und Liberaler verdächtig. Eine Zeitlang hatte er in München die freiſinnige Zeitung „Tribüne“ redigiert, war aus Bayern verwieſen und befand ſich jetzt bei ſeiner Mutter in Braunſchweig, wo ihn mein Vater, für den die zweiſtündige Wanderung nur ein Spaziergang war, häufig beſuchte. — Fein kam dann auch nach Wolfenbüttel. Im Tagebuch der Großmutter wird er — trotz ſeines zu jener Zeit höchſt anſtößigen Vollbarts

— „ein liebenswürdiger, wohlerzogner junger Mann“ genannt, und wir Kinder ſchloſſen den neuen Onkel, der ſo ſchön mit uns ſpielte, ſofort ins Herz.

Wir hatten überhaupt gute Tage, fanden manches ſogar noch beſſer als ehemals. Da wir mit den Eltern im Erdgeſchoß des Roſenbergſchen Hauſes einquartiert waren, ging's nach Belieben zu jeder Stunde des Tages die Treppe hinauf, zu Großmutter und Tanten. Konnten ſie uns nicht gebrauchen, ſo hatten wir nur um die Hausecke zu huſchen, um auf dem Walle zu ſein, wo wir, vor Wagen und anderen Gefahren geſchützt, mit den Nachbarkindern herumtollen durften. War das Wetter ſchlecht, ſo luden wir die Spielgefährten auf unſere „Diele“, den Hausflur, der groß genug war, um „Ringel, Ringel, Roſenkranz“ zu tanzen, oder Gefechte zu liefern. Zur allgemeinen Verwunderung ließ ſich unſer Wirt, der Kammerherr von Roſenberg, der ſonſt ein ſtrenges Hausregiment führte, unſer fröhliches Toben gefallen.

Dagegen wurde unſer Spielen im Freien, unter „Straßenkindern“, vielfach getadelt. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages — als verfolgter Räuber mit glühendem Geſicht und fliegenden Haaren aus dem Gebüſch hervorſtürzend — von Freundinnen der Tante Adolfine eingefangen und trotz meines Sträu-

bens fortgeſchleppt wurde, um der Großmutter vorgeführt zu werden. — Glücklicherweiſe kam meine Mutter dazu, erklärte, daß ſie Bewegung in friſcher Luft für Kinder notwendig finde und unſere Spielgefährten lange genug beobachtet habe, um zu wiſſen, daß ſie trotz ihres niedern Standes, gute, geſittete Kinder ſeien, die nach keiner Richtung ſchädlich auf uns wirken könnten. — Es gab ein heftiges Wortgefecht, aber die Mutter blieb feſt, und der Verkehr mit unſern kleinen Freunden wurde nicht geſtört.

Außer dieſem, uns Kinder betreffenden Meinungsſtreit, kam es jetzt oft zu heftigen Auseinanderſetzungen zwiſchen Großmutter oder Tante Adolfine, die meinen Vater tadelten, und meiner Mutter, die ihn leidenſchaftlich verteidigte. Bodo und ich wurden zwar, wenn das Geſpräch dieſe Wendung nahm, unter irgend einem Vorwande entfernt; meiſt aber nicht früh genug, um mir den Eindruck eines betrübenden, wenn auch von mir nicht verſtandenen Zerwürfniſſes zu erſparen.

Noch heftiger wurden die Kämpfe, als zur Weihnachtszeit Vetter Weddo Braut und Schwiegereltern beſuchte. Jeder Streit mit Tante Lotte, die von Weddo hoch verehrt wurde, endete zwar mit der Bitte um Vergebung, die ihm immer gewährt wurde — aber die Mißſtimmung zwiſchen ihm und meinem

Vater wuchs, und nährte die der ganzen Familie. Am ſchwerſten hatte darunter meine Mutter zu leiden. — Im Lauf des Winters ſchrieb ſie der Freundin:

„ . . . Ein Gott lebt, der die Streiter für ſeine edelſten Geſchenke: Wahrheit, Freiheit und Recht behütet. Dieſer Glaube gibt mir den Mut, Alles zu dulden, nur nicht den, auszuharren, wie es jetzt iſt. — Nein Mally, Worte vermögen die Höllenpein, die mich martert, nicht zu ſchildern. Alle, Alle verdammen, verhöhnen Carl; ſogar die Eltern tun es! — Ihm ſelbſt zeigen ſie das nicht; zuweilen iſt mir, als fürchteten ſie ſich vor ihm. Aber ſein armes Weib foltern ſie fort und fort mit den Ausbrüchen ihres Unwillens, ihrer Verachtung; und wenn ich dann den Gatten gegen die Eltern verteidige, wenn ich es beklage, daß die Mutter dem Sohne in keiner Weiſe mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, dann wird ſie mir böſe, nennt mich eine Verblendete, Betörte, und müht ſich, mich in meinem Glauben an Carls uneigennütziges Streben wankend zu machen. Und das tut dieſelbe Frau, die mir zu tauſend Malen als ich Braut war, geſagt hat, das Weib dürfe ſich nie auch nur die geringſte Klage über den Gatten erlauben, und wenn ſie ſich noch ſo unglücklich fühle. Jetzt aber zürnt ſie mir, wenn ich in meinem Carl, dem ich Liebe und Treue gelobt habe, nicht gleich

ihr, einen törichten, gewiſſenloſen Böſewicht ſehen will. — So kränkt, ſo quält mich dieſe Frau, die ich kindlich liebe, und von deren unwandelbarer Liebe zu mir ich trotz dieſer Härte, tauſend und abertauſend Beweiſe habe . . . Glaube mir, Mally, wenn Gott mein heißes Flehn erhört, mich wieder am eignen Herd leben zu laſſen, ſoll mich Alles, was mich treffen kann, nicht ſchrecken. Nur fort von hier, nur fort!“

In jedem folgenden Briefe kehren dieſe Klagen wieder. Die bisher ſo tapfre Frau war mit ihrer Kraft zu Ende; ſelbſt ihre Arbeitsfähigkeit erlahmte. Zu Anfang des Frühjahrs fügt ſie der Mitteilung, zwei Erzählungen verkauft zu haben, hinzu: „. . . das hat mir zwar wieder Mut zum Schreiben gegeben; aber ehe ich nicht dies Haus verlaſſe, kann ich keine Feder anſetzen, ich bin hier zu wenig Herrin meiner Zeit und meiner Stimmung.“

Inzwiſchen war auch mein Vater, der ſich von den Wolfenbüttler Verhältniſſen nicht weniger bedrückt fühlte, als meine Mutter, raſtlos bemüht, ſich und den Seinen eine Heimſtätte zu ſchaffen. Mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, berichtet ein Brief der Mutter vom 3. Juli 1832.

„ . . . Du willſt, daß ich Dir wieder ein Bild unſerer Lage gebe? . . ſie wird immer trüber, meine

Mally! . . Den Wunſch, nach Süddeutſchland zu gehen, haben wir der Vernunft geopfert, denn alle Redaktionen, für die Carl ſchreibt, verlangen Korreſpondenzen aus Norddeutſchland. Das beſtimmt Carl, im Norden zu bleiben — aber wo? — Da man uns in Blankenburg einen Heimatſchein verweigert, müſſen wir auch Wolfenbüttel verlaſſen, ſobald man uns nicht mehr als Gäſte der Eltern betrachtet. Das wird in acht bis zwölf Wochen aufhören, weil dann die Eltern ein Haus beziehen, in welchem für uns kein Platz iſt. In Braunſchweig, wohin Carl ziemlich gern gegangen wäre — es iſt ſeine Geburtsſtadt — verweigert man ihm ebenfalls, trotz der Bürgſchaft des Vaters, die Aufnahme. — Nun wandte ſich Carl nach Hannover, wo er jetzt viel verdienen kann, da die Ständeverſammlung dort beiſammen iſt. Schon über fünf Wochen befindet er ſich dort, braucht für ſich allein ſo viel, daß wir Alle davon leben könnten, und ich muß dies mit anſehen, und dennoch fort und fort die — durch Vorwürfe verbitterte Gaſtfreundſchaft der Eltern für mich und meine Kinder annehmen. Oft bin ich geradezu der Verzweiflung nahe! aber ich *muß* mich fügen, denn mein armer Carl *kann* mich noch nicht rufen; weil er für freiſinnige ſüddeutſche Zeitungen ſchreibt, will man ihn auch in Hannover nicht dulden. Unterſtützt

durch einige Freunde und Geſinnungsgenoſſen, die er in der Ständeverſammlnng gefunden hat, ringt er nun mit Polizei und Miniſterium um die Erlaubnis, dort bleiben zu dürfen; auf Erfolg zu hoffen, wage ich kaum . . .“

Was meine Mutter erwartete, geſchah: mein Vater wurde aus Hannover verwieſen, aber ihr heißer Wunſch, aus den bisherigen Verhältniſſen erlöſt zu werden, ging in Erfüllung. Schon im nächſten Briefe vom 31. Juli 1832 konnte ſie der Tante Amalie ſchreiben:

„ . . heute komme ich mit der Freudenbotſchaft, daß Gott endlich mein heißes Fleh'n erhört hat, und daß ich Ende der künftigen, oder Anfang der darauf folgenden Woche an den eigenen Herd zurückkehren werde. Mein Carl iſt, als man ihm den Aufenthalt in Hannover verweigerte, nach Caſſel gegangen, hat dort viele warme Freunde gefunden, und bereits auf ſechs Monate eine Wohnung für uns gemietet. In Bezug auf litterariſche Verbindungen iſt Caſſel günſtig. Carl ſteht ſchon ſeit einiger Zeit mit zwei dortigen Zeitungsredaktionen in geſchäftlicher Verbindung und wird von vielen Seiten zur Mitarbeit aufgefordert. Wenn wir nur erſt einigermaßen den koſtſpieligen Umzug überwunden haben, ſo hoffe ich, daß ſich Alles nach Wunſch geſtalten wird. Gott ſei Dank,

daß Carl jetzt so viel mehr Arbeit hat, als vor zwei Jahren.“

Der Abschied von Wolfenbüttel kam, und war so schwer, daß für Mutter und Großeltern alle Disharmonien der letzten Zeit von dem Gefühl innigster Zusammengehörigkeit verdrängt wurden. Nie habe ich Vater und Mutter anders, als mit sehnsüchtiger Zärtlichkeit von den Großeltern sprechen hören, und in der Großmutter Tagebuch vom 30. Juli 1832 heißt es:

„ . . . Ein banger Tag, der letzte des Zusammenseins — vielleicht auf immer! Elf Monate sind es heute, daß die Teuren zu uns kamen. Elf Monate wie diese waren, sind hart — und dennoch, wenn ich der guten, geliebten Lotte auch nicht alles Unangenehme fernhalten konnte, wußte ich sie doch vor dringenden Sorgen behütet. Nun bleibt mir die Angst um ihr Geschick, aber die Freude ihres Umgangs, die Freude an den geliebten Kindern muß ich entbehren. Möchte uns der gütige Gott ein frohes Wiedersehen schenken.“

Es war ihr nicht beschieden, und ihre Sorge um das Geschick der in die Ferne Ziehenden wurde schon durch den ersten Brief der Mutter verschärft; schon ehe wir Cassel erreichten, war mein Vater auch dort ausgewiesen.

Ein Brief der Mutter an Tante Amalie vom 19. Auguſt aus Bad Liebenſtein, berichtet über dieſe neue Wendung der Dinge:

„Du ſuchſt mich in Caſſel, und ſchon hat mich der Sturm der Zeit weit, weit von dort verſchlagen. — Was ich im Lauf der neunzehn Tage ſeit ich Wolfenbüttel verließ, empfunden habe; wie Freude, Hoffnung, bittere Enttäuſchung und dankbares Anerkennen der Teilnahme, die uns in Caſſel in ſo reichem Maße zuteil wurden, wechſelnd mein Herz beſtürmten, das, liebe Mally, ſprechen Worte nicht aus. — Darum nur in der Kürze die Ereigniſſe der letzten Vergangenheit.

„Am 2. Auguſt begrüßte ich eben mit frohen Erwartungen das liebe Caſſel von einer Höhe in der Nähe von Münden, als zu meiner Ueberraſchung Carl an den Wagen trat. Er ſagte mir, daß er aus Caſſel verwieſen ſei, und mir fürs erſte nur ein Bauernhäuschen in Landwehrhagen, einem hannöverſchen Dörfchen an der heſſiſchen Grenze, als Obdach bieten könne. Hier wollten wir bleiben, bis Carl's Beſchwerde gegen die heſſiſche Behörde entſchieden ſei, die ihm erſt eine Aufenthaltskarte für ſechs Monate bewilligt, und ihn nun, ohne Angabe eines Grundes, ausgewieſen hatte. — Von Landwehrhagen aus

konnte Carl täglich nach Caſſel gehen, um für ſeine dortigen Verleger fortzuarbeiten.

„Das war mir die Hauptſache; ſchnell zufrieden richte ich mich in meiner kleinen Wohnung ein, ſäubere ſie von Staub und Spinnweben, packe aus und fühle mich nun heimiſch-wohl. — Am dritten Mittags war ich damit fertig; Nachmittags machten wir einen ſchönen Spaziergang nach einem Dörfchen tief unten im Talkeſſel, dicht an der Fulda. Die Stunden, die wir dort zubrachten, waren heiter und gehaltvoll, teils durch Scherze mit den Kindern, teils durch ernſte Geſpräche ausgefüllt. — Erſt als es dunkelte, kehrten wir heim — und fanden in unſrer Wohnung einen hannöverſchen Polizeihuſaren, der uns für den folgenden Morgen aus unſerm Aſyl verwies.

„Zum Glück blieb mir Faſſung genug, die erſchreckte Magd zu beruhigen und meinem Carl ein ruhiges Geſicht zu zeigen. Geduldig packte ich am Morgen des vierten wieder ein, und gegen elf Uhr beſtiegen wir den Wagen, der uns nun doch nach Caſſel, in die für uns gemietete Wohnung brachte.

„Lange, bange Stunden mußte ich hier auf die Entſcheidung über mein Bleiben warten; endlich, ſpät abends, erhielt ich die Erlaubnis, mich acht Tage in Caſſel aufzuhalten, unter der Bedingung, daß ſich Carl entferne. Als er mich nun verließ,

ſich in dunkler Nacht ein Obdach zu ſuchen, und ich allein zurück blieb, ſo ganz verlaſſen in der Fremde, da brach ich zuſammen, flehte zu Gott um Mut, Kraft und Ausdauer — und betete nicht vergebens.

„Auch äußere Hilfe wurde mir zuteil; gleich nach unſerer Ankunft eilte ein Geſinnungsgenoſſe meines Carl von Herodes zu Pilatus, mir die Erlaubnis zum Hierbleiben zu erwirken; ein Anderer begleitete meinen lieben Vertriebenen ſpät Abends nach dem nächſten Dorfe; wieder ein Anderer bat, mich ſeiner Frau zuführen zu dürfen. Dieſer erbietet ſich zur Empfangnahme meines Frachtguts, Jener zu allen möglichen Beſorgungen, und alle Freunde des armen Verfolgten verſicherten mich ihres Schutzes.

„Auch für meine Erheiterung wurde geſorgt; eine liebenswürdige Madame Habich, deren Mann mit Carl befreundet iſt, hat mich in der Stadt und im Augarten umhergeführt, und zweimal bin ich in größerer Geſellſchaft auf der herrlichen Wilhelmshöhe geweſen. Das erſte Mal wurden Clärchen und Bodo zu Wagen von Madame Habich mitgenommen; ihr Entzücken über die Löwenburg, den Herkules, die Waſſerkünſte, die Nachmittags ſprangen, war unbeſchreiblich. Mich erfreute vor allem die weite Ausſicht vom Plateau des Herkules: in der Tiefe zu unſern Füßen mehrere Waſſerbecken; dahinter Schloß

Wilhelmshöhe; in der Ferne, inmitten des reich angebauten Tales, Caſſel und rings umher ein Kranz maleriſcher Berge. Wer doch all' dieſe Schönheit mit leichtem Herzen genießen könnte! — Aber Carls Anweſenheit in Caſſel war nicht unbemerkt geblieben; zwei Tage vor Ablauf meiner Aufenthalts-Erlaubnis erhielt er noch einmal die Weiſung, ſich ſofort zu entfernen. — Wieder lehnten ſich ſeine Freunde dagegen auf, und es gelang ihnen, dem armen Vertriebenen noch eine Friſt von einigen Stunden zu erwirken, die wir mit ihnen und ihren Frauen auf dem Felſenkeller verlebten. — Zum erſten Male hörte ich hier einen größern Kreis von Männern freimütig politiſieren und wahrlich, jedes ihrer Worte war ein Männerwort, und während ich ihnen zuhörte, erwachte auch in mir die Hoffnung auf beſſere Tage.

„Am folgenden Morgen brachen wir auf. Der Weg von Caſſel nach Liebenſtein führt durch die romantiſcheſten Gebirgsgegenden, aber ich konnte mich nicht recht daran freuen, mir war das Herz zu ſchwer. Am 11. kamen wir hier an, ein großes Gedränge, denn es war der Geburtstag der Herzogin. — Am 12. hatte Carl die erbetene Audienz beim Herzog, erhielt die Erlaubnis, in Hildburghauſen zu wohnen und war, wie immer, von der Güte und Leutſeligkeit des Herzogs ganz bezaubert. Nachmittag ging Carl

mit mir nach Altenſtein und fuhr am folgenden Tage nach Hildburghauſen, um eine Wohnung für uns zu mieten und den dortigen Verlagsbuchhändler, Hermann Meyer, mit dem er ſeit einiger Zeit in brieflichem Verkehr ſteht, perſönlich kennen zu lernen.

„Daß unſer Anfang in Hildburghauſen kein leichter ſein wird, weiß ich nur zu gut; aber ich bin überzeugt, daß hier die einzige Stätte iſt, wo mein Carl in den jetzigen Zeitläuften ungefährdet leben kann, und ſo will ich denn Mut und Hoffnung feſthalten. — Es ſind nicht roſenumkränzte Tage, auf die ich hoffe! nein, nur das Bild eines gebrechlichen Fahrzeugs ſteht mir vor Augen, das der Lootſe mit feſter Hand und ſicherm Blick durch Klippen und Brandung zu lenken hat. — Einer unſerer Freunde ſingt:

„Mag es brechen oder biegen,
Jeder tut, ſoviel er kann.
Magſt Du fallen oder ſiegen —
Fällſt Du immer doch als Mann.“

„Das, liebſte Mally, bleibt mein Troſt bei dem Gedanken, daß vielleicht Carls ganzes Leben geopfert iſt, ohne daß er das Ziel ſeines Strebens, die Erfüllung ſeiner Träume jemals erreicht . . .“

Das Schickſal beſtätigte die Ahnung der tapfern Frau: bis zu ihrem letzten Atemzuge blieb das „gebrechliche Fahrzeug, das durch Brandung und Klippen geſteuert werden muß“, ein Bild ihres Lebens. Am

28, Auguſt hatte uns mein Vater von Liebenſtein abgeholt, und ſchon am 2. Oktober ſchreibt die Mutter an Tante Amalie:

„. . . Nicht wahr, geliebte Freundin, Dein eigen Herz hat es Dir verraten, daß der ſchützende Hafen, in dem ich wenigſtens für eine Weile eingelaufen zu ſein glaubte, nur ein Trugbild war? — Wie hätte ich ſonſt Deiner Bitte um baldige Nachricht ſolange widerſtehen können! — Aber ich hoffte von Tag zu Tag, es ſollte heller werden in meinem Leben; gewiſſer über das Wie meiner Zukunft zu berichten ſein. Statt deſſen ſage ich noch immer mit dem Räuberhauptmann in Meidingers Grammatik: „es iſt nichts gewiß in meinem Looſe, als die Ungewißheit.“ — Obwohl Carl, als er mich herholte, nochmals beim Herzoge geweſen iſt und die freundlichſten Zuſicherungen ſeines Schutzes erhalten hat, machte der Magiſtrat gleich nach meiner Ankunft Schwierigkeiten wegen unſeres längeren Aufenthalts. Carl fuhr abermals nach Altenſtein, erhielt — aber nur mündlich — die gleichen Zuſicherungen und die Weiſung, den gebräuchlichen Weg einzuſchlagen, das heißt ſich an die Regierung zu wenden; dann werde er bald Ruhe erlangen. — Die Reſolution der Regierung erteilte Carl die Erlaubnis, ſich zwei Monate hier aufzuhalten — eine Friſt, die verlängert werden ſolle,

ſobald der verlangte Heimatſchein vorliege. Dennoch blieb der Magiſtrat dabei, uns das Beziehen der — vor meiner Ankunft gemieteten Wohnung, die wir ſelbſtverſtändlich bezahlen müſſen — zu verweigern. Glücklicherweiſe traf mich dieſe neue Verfügung in einer Stimmung, die mir auch Schwereres leicht gemacht hätte, denn am nämlichen Tage war Carl die bisher nur proviſoriſch übertragene Redaktion des „Volksfreundes“ kontraktlich zugeſichert.

„Um den erzwungnen Aufenthalt im Gaſthauſe etwas behaglicher zu machen, ließ ich mir von der freundlichen Wirtin noch ein Schränkchen und einen Kleiderſchrank geben, packte die Koffer vollends aus, und war mit dieſem Geſchäft kaum fertig geworden, da kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel das Verbot des Volksfreundes, und zwar nicht wie es heutzutage freiſinnige Zeitungen oft erfahren, auf Beſchluß des Bundestages, ſondern auf Befehl des Herzogs Bernhard Erich Freund.

„Meyer und Carl waren ſtarr. Nach allen Beweiſen des Wohlwollens, die Beiden vom Herzoge zuteil geworden waren, ſtanden ſie dieſem Zeitungsverbot wie einem Unbegreiflichen gegenüber, bis ſie endlich die Erklärung fanden: der Fürſt ſei, um die eignen Hoheitsrechte zu wahren, einer bevorſtehenden, nicht abzuweiſenden Verfügung des Bundestages zu-

vorgekommen, werde aber nach wie vor Meyers fernern Unternehmungen seinen Schutz gewähren.

„So faßte denn Meyer sofort den Plan, sogleich an Stelle des erschlagenen „Volksfreundes“ einen „Bürgerfreund“ erscheinen zu lassen. Seine Freunde rieten ihm aber so dringend davon ab, durch ein neues politisches Unternehmen seine übrigen umfangreichen Verlagsgeschäfte in Gefahr zu bringen, daß er Carl, dem er wohl will, vorschlug, das zu gründende Blatt im Selbstverlag herauszugeben. Für das Risiko, das Carl damit übernahm, blieb ihm der ganze Gewinn des Unternehmens, zu dessen Durchführung der edle Mann mit Rat und Tat zu helfen versprach.

„Mit diesem Plan entstand, nach vollständiger Entmutigung, ein neues Bild der Zukunft vor meiner Seele; nicht so sicher wie das erste, aber glänzender. — Von Tag zu Tag war bisher die Abonnentenzahl des „Volksfreundes“ gewachsen; konnte Carl das neue Blatt schnell auf das unterdrückte folgen lassen, und hielt er es in ähnlicher, etwas vorsichtigerer Weise, so durfte er gleich zu Anfang auf ein gutes Einkommen rechnen.

„Carl tat nun redlich das Seine, um diesen Traum zur Wirklichkeit zu machen. Er fuhr nach Meiningen, um die Minister für sein Unternehmen zu gewinnen.

Die Miniſter umgingen eine offne Antwort und wieſen Carl an den Herzog. Carl ſchrieb an dieſen nach Saalfeld, bat um Erlaubnis, in Meiningen oder Hildburghauſen eine „Zeitung für das deutſche Volk“ herausgeben zu dürfen und wurde durch gnädige Antwort des Fürſten an die Regierung verwieſen.

„Um ſich nichts vorwerfen zu müſſen, wird Carl heute noch ein Geſuch an die Regierung abſchicken und gleichzeitig ſeinen Vater nochmals um beſchleunigte Herbeiſchaffung des Heimatſcheins bitten. — Wie es heißt, wird der Herzog bei ſeiner Rückkehr von Saalfeld acht Tage hier verweilen. Dann will Carl noch einmal um eine Audienz nachſuchen. Noch iſt das erträumte Glück nicht rettungslos verloren; aber vielleicht treibt uns das Geſchick abermals in weitere Ferne.“

Während nun die Eltern mit einem Gemiſch von Furcht und Hoffnung der Ankunft des Herzogs entgegen ſahen, war ſchon wieder neues Unheil im Anzuge. — Robert Weſſelhöft, jener Freund des Vaters, der zur Entdeckung des ſchriftſtelleriſchen Talents meiner Mutter Anlaß gegeben hatte und ihr litterariſcher Berater geblieben war, lebte jetzt in Coburg, wo alle der Poſt anvertrauten, an politiſch Verdächtige gerichteten Briefe der Geheimpolizei durch die Hände gingen. So hatte denn mein Vater, um ſich rück-

haltlos über ſeine Verhältniſſe ausſprechen zu können, ein Packet, das außer ſeinem Briefe das Programm der zu gründenden Zeitung, das Manuſkript einer eben vollendeten Arbeit der Mutter und mehrere Nummern des unterdrückten „Volksfreundes“ enthielt, durch einen expreſſen Boten an den Freund geſchickt. Zur größten Sicherung war das Packet mit einem zweiten, nur an Weſſelhöfts Wirt adreſſierten Umſchlage verſehen. — Unglücklicherweiſe gab es aber in derſelben Straße einen zweiten Hausbeſitzer gleichen Namens; dieſem wurde die Sendung eingehändigt, und als loyaler Untertan fühlte er ſich verpflichtet, die „ſtaatsgefährlichen“ Papiere der Polizei zu übergeben.

Ein Brief der Mutter vom 14. Oktober berichtet weiter darüber an die Großmutter:

„... Einige Tage ſpäter ſaß ich in guter Ruhe bei Carl und ſtudierte eifrig in Venturinis „Chronik des Jahrhunderts“ den Abſchnitt über die vom Verfaſſer etwas ins Lächerliche gezogenen Verketzerungen und Verfolgungen der Demagogen — da klopft es und der Oberamtmann tritt herein. Er war der Zenſor des „Volksfreundes“ geweſen; ich hoffe alſo auf gute Nachricht wegen der neuen Zeitung, bewundre die Artigkeit des Beamten, ſich ſelbſt zu Carl zu bemühen, nehme ſchnell meine Siebenſachen zuſammen und

gehe fort, um die Männer nicht zu ſtören. Vor der Stubentür finde ich einen Unbekannten, der ſeine Mütze an einen leeren Wandleuchter hängt und dann gemeſſnen Schrittes im Gange auf und ab ſpaziert. Das pflegt doch nicht die Art und Weiſe eines Beſuchers zu ſein! -- Ahnungsvoll eile ich zu meiner Wirtin und meine Furcht wird beſtätigt: der Spaziergänger war ein Gerichtsdiener!

„Nun könnt Ihr Euch meine Angſt vorſtellen, Ihr Lieben. Carls ruhige, unbefangene Miene und meine feſte Ueberzeugung, daß er keiner geheimen politiſchen Verbindung angehört, war und blieb zwar ein großer Troſt — aber dennoch — wir leben ja in einer Zeit, wo übertriebne Furcht oder böſer Wille auch den Unſchuldigen verdächtigt und verurteilt. Und wenn ich auch von der Meininger Regierung zu gut dachte, um von ihr etwas zu fürchten, ſo wußte ich doch nicht, was man etwa in Coburg aus Carls Papieren herausbuchſtabieren könnte.

„Der Oberamtmann beruhigte mich zwar aufs freundlichſte; aber als einige Tage darauf Carl vorgefordert und verhört wurde, während mir von lieber Hand die Warnung zuging, Carl von einer gewiſſen benachbarten Grenze zurückzuhalten, weil es jenſeit derſelben eine Art Vehme gebe, die im Dunkeln ihr gefährliches Weſen treibt, kam ich wirklich ſehr in

Sorge. Endlich gelang es denn auch meinen und Meyers Vorſtellungen, Carl zum Aufgeben aller weiteren politiſchen Tätigkeit zu beſtimmen, wenn er ſich dadurch den Schutz unſeres Fürſten ſichern könne.

„In pekuniärer Hinſicht war das freilich eine ſchlimme Ausſicht für uns, aber Meyer wußte auch dafür Rat. — Er gab Carl eine Broſchüre zu überſetzen und verſprach fernere Beſchäftigung. — Da erhält Carl vorgeſtern ſeine Papiere aus Coburg zurück, wird geſtern abermals zum Amtmann beſchieden, und dieſer eröffnet ihm zu unſerer großen Freude, daß man nicht abgeneigt ſei, ihm die Herausgabe einer Zeitung zu geſtatten. Als Ausländer müſſe er jedoch einen Staatsangehörigen als Bürgen für ſich ſtellen — eine Forderung, die hoffentlich noch erlaſſen wird oder erfüllt werden kann. —

„So fange ich denn wieder an zu hoffen, daß es doch noch einmal beſſer für uns werden kann! — Ich habe heute auch wieder eine kleine Erzählung verkauft; dieſelbe, deren Urſchrift ſich noch in der Coburger Polizeiſtube befindet. Der Inhalt wird die Herren recht erbauen; ſie erfahren daraus, daß die Rebellen Horiah und Klaska gerädert werden!

„Und dann war Carl beim Herzoge, der heute hier durchreiſte, und fand den gütigen Fürſten wieder ſo beſonders gnädig, als wolle er zeigen, wie leid es

ihm tue, daß auch Carl durch das Verbot des ‚Volksfreundes' geschädigt sei. Schon vorher hatten wir erfahren, was den Herzog dazu veranlaßt hat: der Schlag kam nicht direkt von seiner Hand. Als Carl ihm sagte, daß wir noch immer im Wirtshause wohnen müssen, war er entrüstet, da seiner Meinung nach die Erlaubnis der Regierung zur Herausgabe einer Zeitung auch die zum Beziehen einer Privatwohnung in sich schließt. Carl eine dahin lautende schriftliche Erklärung zu geben, hat der Herzog leider abgelehnt, dagegen verheißen, den Bürgermeister rufen zu lassen, um ihm selbst seine Meinung kund zu tun .. Ob das geholfen hat, wissen wir nicht, sind aber entschlossen, es darauf ankommen zu lassen, wer schließlich seinen Willen durchsetzt, der Fürst, oder der Bürgermeister. Sobald Bodo, der sich stark erkältet hat, das Haus verlassen darf, ziehen wir aus. Sollte uns dann der Bürgermeister auf die Straße komplimentieren, so ist hoffentlich unser Beschützer nah, denn es heißt, daß der Herzog in acht Tagen wieder kommt, um einige Wochen in Hildburghausen zu verleben."

Für alle diese, die Eltern so schwer bedrückenden Vorgänge, hatten Bodo und ich noch kein Verständnis; aber Wichtiges hatten auch wir erlebt: wir waren Beide in die Schule gekommen. Der kleine, drollige Bodo war sogleich der Liebling seines Lehrers

geworden, der ſich von ihm „Du“ nennen ließ, und ihn ſogar — wenn dem Bürſchchen das Stillſitzen ſchwer wurde — während des Unterrichts auf den Schoß nahm. — Ich dagegen ſträubte mich anfangs nach Kräften gegen die Schule, und hatte die freundliche Frage des Schuldirektors: ob ich mich auf das Lernen freue, mit der trotzigen Erklärung beantwortet: „Nein, gar nicht! ich will lieber zu Haus bleiben, und mit den Geſchwiſtern ſpielen.“ — Es währte übrigens nicht lange, bis Lerneifer und Ehrgeiz erwachten, und der Verkehr mit fröhlichen Spielgefährtinnen mich für den Verluſt meiner Freiheit entſchädigte.

Und dann zogen wir aus dem Gaſthofe zu einem Lebkuchenbäcker, und während wir Kinder in dem, das ganze Haus durchziehenden Duft ſeiner Werke ſchwelgten, genoß unſere Mutter, wie ein Brief aus jener Zeit bekundet, das langentbehrte Behagen des eignen Herdes.

Ein einziger Brief — denn nur wenige Tage des Aufatmens waren den Eltern vergönnt. Am 6. November, das heißt gleich nach dem Umzuge, wurde mein Vater abermals ausgewieſen; auf ſeine briefliche Beſchwerde an den Herzog erfolgte keine Antwort, und wieder einige Tage ſpäter wurden auf Requiſition der Coburger Regierung — obwohl ſich

in dem an Weſſelhöft geſchickten Packet nichts Verdächtigendes gefunden hatte — des Vaters Papiere in Hildburghauſen polizeilich durchſucht. — Auch hier wurde nicht der geringſte Beweis „geheimer Umtriebe“ gefunden. Mein Vater hatte ſeine politiſche Ueberzeugung jederzeit offen ausgeſprochen und hatte niemals einem Geheimbunde angehört.

Dennoch erfolgte auf Grund dieſer Hausſuchung am 12. November der abermalige Magiſtratsbefehl, die Stadt — und zwar binnen 48 Stunden zu verlaſſen.

„ . . . Mir brach faſt das Herz“ — ſchreibt meine Mutter an Tante Amalie — „denn wo ſollten wir in der Nähe eine Zuflucht finden? — Die Schweiz, wohin ſich Carl früher zu wenden dachte, weil er nur dort Verleger für ſeine Arbeiten und Schutz für ſeine Perſon zu hoffen hatte, war gar zu fern! — Weder unſere Kaſſe noch meine Kraft reichten zu einer ſolchen Reiſe aus.

„In meiner Verzweiflung wendete ich mich um Schutz bittend, oder mindeſtens um eine Friſt von acht Tagen an den Herzog. Wieder wurde ein Expreſſer damit abgeſchickt, denn wir hatten ja nur 48 Stunden Friſt, und die Todesqual dieſer Stunden iſt nicht in Worte zu faſſen. Mein Kopfſchmerz ſtieg mit jeder Minute und die Angſt drohte mir die

Bruſt zu ſprengen. — Endlich, am 13. früh morgens ſandte uns die Regierung einen Boten mit der Bewilligung einer achttägigen Friſt, und Mittags kehrte der Unſere vom Privatſekretär des Herzogs zurück. Meinen Brief beantwortend, ſagte er mir mit freundlichen Worten, daß Sereniſſimus keine Gemeinde zwingen könne, eine fremde Familie aufzunehmen; daß es nach allem Vorgefallnen doch wohl das Beſte ſein werde, das Meiningſche zu verlaſſen, eine achttägige Friſt uns jedoch gewährt ſei. — Dieſem Briefe war aber noch die Abſchrift eines allerhöchſten Reſkripts vom 7. November beigefügt — es war alſo unmittelbar nach Empfang von Carls Beſchwerde erlaſſen — in dem es heißt: ‚die Familie habe der Verfügung des Magiſtrats nachzukommen, es ſei denn, daß der von Glümer durch ärztliches Zeugnis nachweiſen könne, daß eines ſeiner Familienglieder ohne Gefährdung ſeiner Geſundheit eine Reiſe in jetziger Jahreszeit nicht antreten dürfe.‘ — Dies Reſkript hatte uns der Magiſtrat ſchändlicher Weiſe vorenthalten!

„Das verlangte Zeugnis konnte ich nun gleich erlangen, und es ſcheint, als hätte ſich der Sturm gelegt, denn die ärztliche Beſcheinigung liegt nun ſchon ſeit zwölf Tagen auf der Polizei, und noch hat

man uns Ruhe gelaſſen. Schlimmſten Falls iſt uns eine Zuflucht geboten; ein Rittergutsbeſitzer will uns auf ſeinem Grund und Boden beherbergen; immerhin ein Troſt, denn auf neue Chikanen müſſen wir jederzeit gefaßt ſein.“

Der Brief, dem dieſer Auszug entſtammt, iſt vom 24. November 1832. Die Weihnachtszeit kam ohne Zwiſchenfall heran und vor dem Feſte ſchickte die Mutter zwei Romane, die erſten, die „Charlotte von Glümer, geb. Spohr“ gezeichnet waren, an Tante Amalie; ſie ſchreibt dazu: „ . . . Den einen haſt Du ſchon als Manuſkript geleſen, aber „Die Fehde der Gegenkönige“ kennſt Du noch nicht. — Irgend ein ſtilles Stündchen in den ſchönen Weihnachtstagen magſt Du, liebe Mally, meinen Büchern ſchenken; und dann denke, ich ſäße neben Dir wie ehemals im Zwielicht in der blauen Stube am Kirchhofe in Schöppenſtedt, und wir erzählten uns Märchen, um die lange Zeit zu kürzen, bis endlich der liebe Weihnachtsmann erſchien. Ach Mally! ich wollte, wir feierten erſt Alle, Alle, den großen Chriſtmorgen jenſeit der Gräber.“

Mir iſt der heilige Abend in Hildburghauſen mit dem Lichterglanz des reichgeſchmückten Weihnachtsbaumes, der von herrlichen, aus Wolfenbüttel und Vollenborn gekommenen Geſchenken umgeben war,

eine heitre Erinnerung geblieben; und die geliebte Mutter war durch die Freude ihrer Kinder so erfrischt und ermutigt, daß sie in den ersten Januartagen des Jahres 1833 an Tante Amalie schreiben konnte:

„Heute habe ich den Entwurf zu einer neuen Erzählung vollendet, und ehe ich nun die Ausarbeitung beginne, komme ich zu Dir mit innigen Grüßen und Glückwünschen.

„Unser Los ist im neuen Jahre wie im alten; wir sind noch hier, müssen aber immer auf eine neue Verweisung gefaßt sein. Und doch, mit jedem Tage des scheidenden Jahres fiel eine Last von meiner Seele; immer sagte ich mir: nur noch so viele Tage — noch so viele Stunden, und obwohl ich auf nichts Bestimmtes hoffe, vermag ich doch nicht, wie sonst, zu bangen und zu zagen."

Es war nur eine kurze Windstille vor neuem Sturm. Schon am 21. Februar schreibt die Vielgeprüfte aus Offenbach:

„... Wir standen und stehen wieder einmal an einem ernsten Wendepunkt, meine Amalie, und die Stimmung, in der ich Dir schreibe, ist mehr als ernst — sie ist düster. Vergieb, daß ich Dir nicht von Hildburghausen aus Lebewohl gesagt habe! ich wollte Dir bange Stunden ersparen, denn von dort aus hätte ich Dir über Zeit und Ziel unserer Reise nichts

ſagen dürfen, und das hätte Dich mehr geängſtigt, als mein langes Schweigen, an das Du ſchon gewöhnt biſt. — Trotz unſerer endlich beigebrachten Heimatſcheine wollte uns die Meininger Regierung nicht länger dulden, und da für Carl im deutſchen Vaterlande die Ausſichten immer bedrohlicher werden, faßte er den Entſchluß, es zu verlaſſen, ſolange ihm noch der Weg dazu offen ſtand. —

„Ach, Malli! erinnerſt Du Dich noch unſerer kindiſchen Spiele? — Weißt Du noch wie intereſſant es uns damals erſchien, landesflüchtig durch die Heimat zu wandern, um in einem abgelegnen Schweizertale eine Zuflucht zu ſuchen? — Weißt Du noch wie oft wir ſchwer atmend unſern ſogenannten Parnaß erſtiegen, oft ausruhend, denn er hatte ſich nun in eine hohe Alpe verwandelt, von der wir dann an der ſchroffſten Seite hinuntereilten und dabei im Geiſte ſchwindelerregende Abgründe und ſteile Felſen erblickten? — Wer mir damals geſagt hätte, daß dies Spiel einſt für mich zum bittern Ernſt werden ſollte! — Flüchtig und arm wandert Deine Lotte jetzt mit Mann und Kindern dem Schweizerlande zu. Möchte es uns das erhoffte Aſil nicht verweigern und Carls und meine Arbeit unſer täglich Brot erwerben können . . . darauf beſchränken ſich jetzt in ſtiller Ergebung alle meine Wünſche! — Leicht habe ich

mir dieſe Ergebung nicht errungen; habe mit unausſprechlicher Wehmut im Geiſte von Euch Lieben, Allen, Allen, noch einmal Abſchied genommen. — Verdamme mich nicht, daß ich Carl begleite; richte mein Tun nicht nach ſeinen vielleicht unglücklichen Folgen; beurteile mich nach meinem Wollen. — Nicht Liebe oder Leidenſchaft oder Leichtſinn haben meinen Entſchluß beſtimmt — nein, nein! nur die Ueberzeugung, den Weg der Pflicht zu gehen, mein am Altar gegebnes Gelübde treu zu erfüllen. Und wie uns Gott auch führen mag, ich fürchte nicht, daß meine Kinder es mir je zum Vorwurf machen, daß ich in Kummer und Not treu an der Seite ihres Vaters ausgehalten habe . . .

In Deutſchland zu bleiben, iſt nicht länger möglich. Die beharrliche Weigerung, uns den Aufenthalt in Hildburghauſen zu geſtatten, verbunden mit den Gewaltſchritten anderer deutſchen Regierungen gegen Männer, die nichts getan haben, als für Zeitungen, die unter geſetzlicher Zenſur ſtehen, Beiträge zu liefern — und nun, obwohl ihre Arbeiten die Zenſur paſſiert hatten, als Hochverräter eingekerkert wurden, ließen Carl auch für ſich ſelbſt alles fürchten. Ueberdies war er von der Coburger Regierung in eine Unterſuchung verwickelt, die ihm nur die Wahl ließ, entweder an einem Freunde zum

Verräter zu werden oder ſich an deſſen Stelle einſperren zu laſſen. So ſind wir denn gegangen — aber über das Wohin waltet noch immer ein Zweifel. Gott gebe, daß Carl die Schweiz wählt und nicht etwa Straßburg. Seine beiden treuſten Freunde, F. und M.*), warnen vor Straßburg; der Erſte, weil dort ſo mancher Deutſche lebt, der unſerm Vaterlande keine Ehre macht; der Zweite, weil er Ludwig Philipp keine Energie zutraut und nicht zweifelt, daß er — wenn es die übrigen Mächte wünſchen — alle in Frankreich weilenden Flüchtlinge, Polen ſowie Deutſche, nach Algier transportieren laſſen würde — ein Loos, dem ich entgehen möchte — aus Liebe zu Euch — da Ihr mir dann auf immer verloren wäret . .

„Von meinen letzten Stunden in Hildburghauſen, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden, will ich Dir noch erzählen. — Als ich mit dem Packen ſo ziemlich fertig war, ging ich noch einmal zur lieben, lieben Meyer. Du glaubſt nicht, welche herrliche Frau das iſt; ſo anſpruchslos, ſo weiblich, von ſo hoher Bildung und ſo zart und ſchonend in ihrer Teilnahme. — Bei ihr konnte, durfte ich mich ausweinen, was ich zu Haus vermied, um meinem armen

*) Anmerkung. Namen zu nennen, war in jenen Tagen der Poſtunſicherheit gefährlich; gemeint ſind hier Georg Fein und Hermann Meyer, der Begründer des Bibliographiſchen Inſtituts.

Carl das Herz nicht noch schwerer zu machen. Gegen Abend kam ihr Mann und machte mich in schonender Weise auf die möglichen Gefahren aufmerksam, die Carl auf seinem Wege treffen konnten; lehrte mich, wie ich mich in allen denkbaren Fällen zu benehmen habe; warnte, ermahnte, tröstete und ermutigte wieder. Und als er mir dann mit seiner lieben Frau das Geleit gab und beide sich immer noch nicht von mir trennen konnten, faßte er auf einmal meine Hand und sagte: ‚Sollten Sie das Unglück haben, von Ihrem Gatten getrennt zu werden, so verzagen Sie nicht! — Kommen Sie zu uns mit den lieben Kindern — Sie sollen treue Freundschaft finden.‘ Seine Frau bekräftigte dies Anerbieten mit herzlicher Umarmung und rinnenden Tränen. — Und, ich leugne es nicht, meine Mally, ich war in jenem Augenblick schmerzlichster Aufregung doch sehr glücklich! — Solange uns so viele gute Menschen im Leben begegnen, sollte das Herz nie verzagen, sich nie verlassen fühlen.

„Auch in Frankfurt haben wir warme Teilnahme gefunden. Eine angesehene Familie lud uns ein, und beim Abschied weinte mir die liebenswürdige Hausfrau heiße Tränen nach. Nennen darf ich Dir die lieben Menschen nicht; es könnte ihnen zum Ver-

brechen angerechnet werden, daß ſie dem Flüchtling Achtung und Teilnahme bewieſen . . .“

Kehl, 26. Februar. — „Wie groß iſt doch das deutſche Vaterland, wie lang der Weg, der hinter mir liegt! — Nein Mally, jetzt täuſche ich mich nicht mehr mit falſcher Hoffnung: den Weg, der hinter mir liegt, wandre ich wohl niemals zurück — und wir ſind getrennt auf immer!

„Wären wir doch vor drei Jahren in die Ferne gezogen; da war mein Herz noch reicher an Mut und Hoffnung. Jetzt iſt es zu verzagt, zu ſchwer, und was ich heute wünſche, verwerfe ich morgen ſchon. — Vor fünf Tagen ſchrieb ich Dir: ‚wenn Carl nur nicht nach Straßburg geht‘ — und heute muß ich aus pekuniären Gründen dafür ſein. — Arau iſt noch drei ſtarke Tagereiſen entfernt, während wir hier an der franzöſiſchen Grenze ſtehen. Wovon ſollten wir wirtſchaften, bis Carl wieder etwas einnimmt oder wieder eine meiner Arbeiten verkauft wird, wenn wir jetzt die weite Reiſe machten? Glücklicher Weiſe hat Carl in Offenbach neue, vielverſprechende litterariſche Verbindungen angeknüpft.“

Später. — „Gott ſei Dank! Carl hat ſich entſchloſſen, vorläufig auf ein bis zwei Monate nach Straßburg zu gehen, um dort das weitere Reiſegeld zu erwerben. Auch für meine Arbeiten intereſſiert

ſich ein uns noch vor wenigen Tagen unbekannter Freund. — Ja, liebe Mally, wir leben doch trotz aller Trübſal in einer großen Zeit! — Es iſt wunderbar, wie feſt die gleiche Geſinnung jetzt die Fernwohnenden, bisher durch manches Vorurteil Getrennten vereint. — Und Gott iſt überall unſer Führer und die Erde iſt überall des Herrn! — Dieſe Zuverſicht hält mich aufrecht, ebnet mir den Weg in das fremde Land. Aber mich fühllos machen gegen den Schmerz, mich von allen den alten und neuen Banden, die mir ſo teuer waren, losreißen zu müſſen, kann ich nicht — und mit tiefer Wehmut — iſt es doch vielleicht die letzte Nacht, die ich im Vaterlande verlebe, ſage ich Dir, Du teure Gefährtin meiner Jugend, den geliebten Geſchwiſtern, den lieben, tiefbekümmerten Eltern und allen, allen Freunden in der Heimat noch einmal Lebewohl! Gottes Segen mit Euch Allen . . . könnte ich Eure Liebe und Treue je vergelten —."

Zweites Buch

I.

Elsaß und Burgund.

Am 4. März 1833 wurde unsere Fahrt über die französische Grenze — ins Elend, wie unsere Vorväter die Verbannung nannten — ohne Zwischenfall vollbracht. Der Vater atmete sichtlich auf, als er der von Coburg drohenden Verhaftung entronnen war. Was die Mutter empfand, sagt ihr nächster Brief an die Großeltern. Sie schreibt:

„. . . So lange mein Fuß die deutsche Erde betrat, fühlte ich mich noch überall heimisch. Auch in Kehl, kaum eine Stunde von hier, wäre ich ohne inneres Widerstreben geblieben; aber als wir über die Rheinbrücke fuhren, und Carl mir mitten auf derselben sagte: „jetzt sind wir in Frankreich!“ war mir zu Mut, als wäre ich nun für immer von allem Glück geschieden. Bewegt rief ich ein Lebewohl zurück,

und wie ein Echo rief mir mein kleines Mariechen klagend nach: „adjö! adjö!“ — Carl und Bodo lachten über das Kind, aber Clärchen und mir ſtürzten die Tränen aus den Augen; war es doch, als wäre uns aus dem Munde der Kleinen ein Nimmer-Wiederſehen des Vaterlandes prophezeit.“

Unſer Reiſeziel, das im Volksmunde als „wunderſchöne Stadt“ geprieſene Straßburg, machte auf uns mit ſeinen Feſtungswerken, ſeinen hohen, altersgrauen, in winklige Gaſſen zuſammen gedrängten Häuſern einen unfreundlichen Eindruck. — Um ſo wohltuender wirkte das Verhalten der franzöſiſchen Polizeibehörde, die meinem Vater ſofort die erbetne Aufenthaltskarte gewährte. Nach wenigen Tagen konnte eine Privatwohnung bezogen werden, und ſobald wir in den engen Räumen einigermaßen eingeſchachtelt waren, nahmen die Eltern ihre ſchriftſtelleriſche Tätigkeit wieder auf.

„Wir beide müſſen angeſtrengt arbeiten, um die Koſten des hieſigen Aufenthals zu beſtreiten,“ ſchrieb die Mutter an Tante Amalie. Außerdem machte ihr anfangs das Haushaltführen unerwartete Schwierigkeiten, weil ſie eben ſo wenig den elſäſſiſchen Dialekt verſtand, wie von Dienſtmagd, Marktweibern und Handwerkern ihr Hochdeutſch verſtanden wurde. — Auch ihre norddeutſchen Gewohnheiten gaben zu

Mißverſtändniſſen Anlaß. Das erfuhr ſie ſchon am Tage unſerer Ankunft, als ſie im Gaſthauſe zum Abendbrot Tee beſtellte, worauf die Wirtin mitleidig fragte, ob die Madam Liweh (Leibſchmerzen) habe? Von chineſiſchem Tee wußte die wackre Frau nichts. Sie brachte — als aus finanziellen Gründen gebratne Hähnchen abgelehnt wurden — „g'wällte Krumbeeren mit Schmutz“ in Vorſchlag, ein Gericht, dem nun wieder meine Mutter ratlos gegenüber ſtand, bis ihr in der Küche durch Augenſchein klar gemacht wurde, daß von abgekochten Kartoffeln mit Butter die Rede war.

Während die Mutter ſich mit den wirtſchaftlichen Verhältniſſen unſeres neuen Aufenthalts bekannt zu machen ſuchte, lernte mein Vater die deutſchen Flüchtlinge kennen, die in Straßburg Zuflucht gefunden hatten. Einige von ihnen verkehrten dann auch in unſerm Hauſe, und uns Kindern wurde der junge, blonde Jacob Venedey mit den freundlichen blauen Augen ein lieber „Onkel“. Immer wieder mußte er uns erzählen, wie es ihm geglückt war, dem Kölner Gefängnis zu entfliehen, in das ihn freiſinnige Reden und Zeitungsartikel geführt hatten.

In ſpäteren Jahren ſind wir ihm wiederholt begegnet; jetzt war unſer Verkehr mit ihm von kurzer Dauer. Der unglückſelige, als „Frankfurter Attentat“

bekannte Aufstand, der am 3. April 1833 stattfand, führte eine Anzahl neuer Flüchtlinge nach Straßburg. Die Folge war, daß sich mit diesen auch die schon früher hier lebenden politisch kompromittierten Deutschen — auf Verlangen des Bundestages — in's Innere Frankreichs begeben mußten. Den Aufenthaltsort konnten sie — sobald er mindestens 20 Stunden von der Grenze entfernt war — nach Gefallen wählen. Mein Vater, dem einflußreiche Freunde, als er Deutschland verließ, einen Paß verschafft hatten, wurde nicht als Flüchtling angesehen, und blieb diesmal von Ausweisung verschont.

Anfang Mai vertauschten wir die enge Stadtwohnung mit einer bequemern, in einem großen, vor dem Tore liegenden Gebäude. Es war eine königliche Segeltuchfabrik gewesen, jetzt in Privathände übergegangen zu Privatwohnungen eingerichtet, und bestand aus zwei, durch Flügel verbundene Hauptgebäude; rings um den Hof, den sie umschlossen, zog sich in der ersten Etage eine Gallerie, die für unsere Zukunft verhängnißvoll werden sollte. — Vorläufig war sie uns Kindern ein angenehmer Spielplatz, den besonders Schwester Mariechen benutzte, denn Bodo und ich gingen wieder in die Schule.

Während wir uns dort nach Kräften bemühten, die Anfangsgründe des Französischen zu capiren,

hatten wir beſtändig für unſer Deutſch zu kämpfen und zu leiden. Daß Bodo ſeine Kopfbedeckung ſtatt Kappe Mütze nannte, ich ſtatt Goose „Stecknadel“, ſtatt Sunneparaplehe „Sonnenſchirm“ ſagte, daß wir beide auf Befehl unſerer Eltern das übliche Puſchur durch „guten Tag“ erſetzten, auch dabei blieben, einen Mund und einen Rücken zu haben, die man damals im Elſaß beſcheidentlich Buckel und Mul nannte, zog uns unabläſſige Spöttereien zu, die wir ſelbſtverſtändlich nicht unbeantwortet ließen.

Zu näherm Verkehr kam es denn auch mit keinem der Schulgenoſſen; aber liebe Spielgefährten fanden wir in den Kindern des Paſtor Dürbach, Pfarrer der St. Thomaskirche in Straßburg. Die Empfehlung eines Offenbacher Freundes hatte unſern Eltern dies gaſtliche Haus erſchloſſen; der Paſtor, voll Sympathie für die politiſchen Beſtrebungen meines Vaters, intereſſierte ſich — da er ſelbſt in ſeinen Mußeſtunden ſchriftſtellerte — faſt noch mehr für die litterariſche Tätigkeit meiner Mutter, der in Haushaltungsnöten ſeine warmherzige Frau ratend und helfend zur Seite ſtand.

So dankbar die Mutter das Entgegenkommen des Dürbach'ſchen Ehepaars und das Behagen der neuen, frei gelegenen Wohnung empfand, aus deren Vorder-

zimmer wir in der Ferne den Prachtbau des Münsters aufragen sahen, während Gärten und Felder die nähere Umgebung bildeten — ihr Heimweh blieb dasselbe.

„ . . . Täglich fliegen meine Grüße über den Schwarzwald zu Euch," schrieb sie der Großmutter; „jeder Spaziergang wird zu einer Weihestunde der Erinnerung an Euch; aller Lieben in der Heimat wird gedacht, aller Schmerz des Abschieds wieder und wieder durchlebt!"

Nur zu bald sollte sie auch die deutschen Berge nicht mehr sehen. — Eines Tages als Bodo und ich in der Schule waren, die Mutter häuslichen Geschäften nachging, der Vater im Hinterzimmer arbeitete, dessen Glastür nach der erwähnten Gallerie geöffnet war, wo Mariechen spielte, fiel in nächster Nähe ein Schuß. Das Kind schreit auf, die Eltern stürzen herbei, sehen wie unser alter Zimmernachbar eine tote Katze, die neben Mariechen liegt, vom Boden aufnimmt, während die Pistole, die er noch in der Hand hält, verrät, daß er das Tier erschossen hat.

Wütend stürzt mein Vater auf ihn zu; die Gefahr, die seinem Kinde gedroht hat, beraubt ihn aller Selbstbeherrschung; vergebens sucht ihn die Mutter durch die Versicherung zu beruhigen, daß Mariechen

nichts geſchehen iſt; er überhäuft den unvorſichtigen Alten mit den heftigſten Vorwürfen, droht ihn zu verklagen, ihn als gemeingefährlich ins Irrenhaus einſperren zu laſſen. Hohnlachend, mit der Verſicherung, daß Monſieur ſeine Beleidigung bitter bereuen ſolle, zieht ſich der Alte zurück — und wenige Tage ſpäter erhält mein Vater die Weiſung, Straßburg binnen 48 Stunden zu verlaſſen, und ſich im Innern des Landes, 20 Lieues von der Grenze einen Wohnort zu ſuchen. Ein anonymer Brief hatte ihn der Behörde als politiſchen Flüchtling denunziert. — War das die angedrohte Rache des Alten? Meine Eltern waren davon überzeugt.

Beweiſe dafür zu ſuchen, blieb ihnen keine Zeit. Haſtiger als je mußte der Aufbruch bewerkſtelligt werden. Als neuen Wohnort hatte der Vater Dijon gewählt, wo ſich mehrere der früher aus Straßburg verwieſenen, ihm bekannten deutſchen Flüchtlinge ſehr wohl fühlten. An einem ſchönen Septembertage, ſechs Monate nach unſerer Ankunft im Elſaß traten wir — nach wehmütigem Abſchied von den guten Dürbachs — die erzwungene Reiſe an. Sie führte über Colmar, Veſoul, Belfort und nahm damals drei volle Tage in Anſpruch.

Trotz des Bangens, womit meine Mutter weiter in die Fremde zog, hatte ſie ein offnes Auge für die

Schönheit der Landſchaftsbilder, an denen wir vorüber kamen, aber ſich daran zu erfreuen wie ehemals, war ſie nicht im ſtande. Nach unſerer Ankunft in Dijon ſchrieb ſie den Ihrigen in der Heimat:

„ . . . Die alte Hauptſtadt von Burgund liegt reizend in einem weiten, fruchtbaren Tale zwiſchen Feldern und Rebhügeln, über die ſich maleriſch die höchſten, zum teil bewaldeten Häupter der Côte-d'or erheben. Dijon iſt nicht ſo groß wie Braunſchweig, aber viel freundlicher. Gut gebaute, nur wenige Stock hohe Häuſer, breite, reinliche Straßen, freie Plätze, ſchöne öffentliche Gebäude machen es zu einem angenehmen Aufenthalt, und überall begegnet das Auge den Spuren des heitern Sinnes ſeiner Bewohner. Die Läden ſind mit einem Geſchmack geordnet, der die Kaufluſt weckt. Dazu auf allen Straßen eine Fülle von Unterhaltung für Groß und Klein; tanzende Bären, Affen, die auf Hunden reiten; hier ein Gymnaſtiker, der auf ſchmutzigem Teppich ſeine Zuſchauer durch unglaubliche Verrenkungen ergötzt; dort ein Deklamator, der einen mitgebrachten Schemel beſteigt, ſein goldbetreßtes dreieckiges Hütchen abnimmt und dem Publikum, das ihn umdrängt — halb ſprechend, halb ſingend — einen Ohrenſchmauß gibt, mit einer Anmut, die man bei einem Straßenvirtuoſen unſeres Vaterlandes vergebens ſuchen würde.

Weiterhin zeigt ſich ein Quackſalber im herkömmlichen roten Rocke, und hält für alle Krankheiten unfehlbare Heilmittel feil; oder ein Schnittwarenhändler auf einem Karren voll billiger Halstücher, Schürzen und Kleiderſtoffe, der bald dies, bald jenes Stück ſeines Vorrats wie eine Fahne über der kauflustigen Menge wehen läßt, und ſeine erſte übermäßige Forderung ſo lange in immer klagenderem Tone ermäßigt, bis endlich Einer oder Eine aus der Menge den zuletzt geforderten Preis annehmbar findet und für 10 oder 12 Sous davon trägt, was für 1½ Francs angeboten war. Dazu an allen Straßenecken Obſtverkäuferinnen mit Körben voll herrlicher Trauben, und vor jedem viel betretenen öffentlichen Gebäude nach Kundſchaft ſpähende Décrotteurs — Knaben, die dem Beſtaubten auf offener Straße Rock und Stiefel reinigen. — Kurz, jeder Gang durch die Stadt zeigt meinem deutſchen Auge ein Bild der Fremde, heiter und anziehend für den ſorgenfreien Beobachter, aber nicht wohltuend für ein heimwehkrankes Herz. Dazu meine Unfähigkeit, mich in der fremden Sprache verſtändlich zu machen, oder die unglaublich ſchnell ſprechenden Franzoſen zu verſtehen. — Wie ſoll Carl Geduld finden, um Alles ſo zu handeln, Alles mit Handwerkern ſo zu beraten, wie das ſonſt bei neuen Einrichtungen die Hausfrau zu

tun pflegt? — Aber es kann nichts helfen — wir müſſen jetzt beide eine Kunſt lernen, die wir bisher wenig geübt haben: Carl das Reden, ich das Schweigen.“

Aber allen Beſorgniſſen zum Trotz wurde der Mutter das Sicheinleben im Innern Frankreichs leichter als im Elſaß. — In Straßburg hatten ſich die Flüchtlinge wie von einer Atmoſphäre des Mißtrauens, des Uebelwollens umgeben gefühlt; in Dijon wurden ſie von allen Schichten der Bevölkerung wie gern geſehene Gäſte behandelt. Das empfanden auch meine Eltern: unſere Hauswirte, einfache Bürgersleute, taten was ſie konnten, die Wohnung nach den Wünſchen der Mutter einzurichten; der Pfarrer der kleinen proteſtantiſchen Gemeinde ſorgte für ein braves Dienſtmädchen; der Arzt, den meine Mutter zu Rat ziehen mußte, machte ſie mit ſeiner Frau bekannt, die mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit das Radebrechen der Fremden zu verſtehen und ſich, wo das Wort nicht ausreichte, durch Geberdenſprache verſtändlich zu machen ſuchte.

Am angenehmſten geſtaltete ſich freilich der Verkehr mit den polniſchen Flüchtlingen, die alle Deutſch ſprachen, und mit zwei Landsleuten, dem Preußen Johannes Müller und dem Sachſen Redlich. Nie ſah man den einen ohne den andern; ſie wohnten,

arbeiteten, entbehrten zuſammen und erfreuten ſich zuſammen des Beſitzes eines braun und weiß gefleckten Jagdhundes, der Mummel genannt wurde und bald mit ſeinen beiden Herren zum engeren Kreiſe unſerer Gaſtfreunde gehörte.

Vervollſtändigt wurde dieſer Kreis durch die Polen Krupski, Blumenfeld, zwei Brüder, die, wenn ich nicht irre, Oginski hießen, im freundſchaftlichen Verkehr aber mit ihren Vornamen Konſtantin und Adam genannt wurden, und ein Ehepaar, deſſen ſchwer auszuſprechenden Namen wir Kinder in Onkel Schritzki und Tante Schritzka verkürzten.

Johannes Müller erhielt den Beinamen „Philoſoph“, Blumenfeld war der „Dichter“. Er hatte unter dem Titel „Polniſche Seufzer“ auf eigne Koſten ein Bändchen Gedichte veröffentlicht, das er meiner Mutter, um ihr Urteil bittend, überreichte. — Tante Schritzka verſicherte ſchadenfroh, daß die Beſchenkte, der ſie „fanatiſche Wahrheitsliebe“ vorwarf, diesmal unmöglich ihre wirkliche Meinung ſagen könne; aber ſie tat es doch, ohne damit — wie Tante Schritzka prophezeiht hatte — den Dichter zum Selbſtmord zu treiben oder ſeine Verehrung für meine Mutter in Haß zu verwandeln.

Als ſie auf ſeine erwartungsvolle Frage nach dem Eindruck ſeiner Gedichte zur Antwort gab:

„aufrichtig geſagt, Herr Blumenfeld, ich kann ſie nicht verſtehen,“ war er von dieſem Geſtändnis weiblicher Beſchränktheit ſo gerührt, daß er ſeine hochgeſchätzte Kollegin tröſtend aufforderte, ſich nur unverzagt in das tiefſinnige Werk weiter einzuleſen; denn wenn er ſelbſt ſeine Verſe lange nicht geleſen habe, wären ſie auch ihm unverſtändlich.

Meine Mutter hat ſich trotz dieſer Ermunterung mit den „Polniſchen Seufzern“ nicht weiter beſchäftigt, mir aber wurden ſie ein Labſal. Das Frachtgut der Eltern, das auch ihre Bücher enthielt, war noch nicht angekommen; ſo las ich Blumenfelds Gedichte, bis ich ſie auswendig wußte und zum Teil noch heute im Gedächtnis habe, freilich ohne bis jetzt ihre abgrundtiefe Bedeutung verſtehen zu können. Auch ihre Form war eigenartig. Die erſte Strophe eines langen Gedichts an den Kaiſer von Rußland lautete:

„Blaß und bläſſer,
Spröde Hex',
Czar und Rex,
Wird der Mond
Blutgewäſſer,
Friſcher Tod,
Blutig rot,
Horizont!“

Und ein Seufzer „An der Seine“ berichtet:

„Am Ufer ein Kreis,
Auf zaubriſche Weiſ',
Aus Regenbogen

Iſt er gezogen,
Rund.
Ein Kindlein darin
Mit lieblichem Sinn;
Es ſpielen Engelein
Um ſeinen Wängelein
Mund."

Nach einer Anzahl von Strophen in denen noch „Nix und Najad" getanzt, ein „Sternlein darob gelacht" und „Liebesſchwingen geweht" haben, kommt zum Schluß „ein Wind":

„Zu holen das Kind
Ein Bot der Boten,
Kalt aus der Todten
Land.
Das Kind hat geſpielt,
Es hat nicht gefühlt;
Es war ein Sternlein,
Ein jedes Körnlein
Sand."

Iſt dieſer polniſche Dichter der dreißiger Jahre nicht unſern modernen Symboliſten ebenbürtig? — „Alles ſchon dageweſen!" ſagt Ben Akiba.

Ein ſeltſamer Kauz war, wie ich aus den Papieren meines Vaters erfahren habe, unſer wackrer Philoſoph, Johannes Müller. Er hatte ſich die Lebensaufgabe geſtellt, eine Univerſal-Republik zu gründen, die alle Völker der Erde umſchließen und beglücken ſollte. Jetzt, in Dijon, wollte er den erſten Schritt dazu tun, indem er durch eine Broſchüre das franzöſiſche

Volk mit ſeinen erlöſenden, philoſophiſch-politiſchen Ideen bekannt machte. Leider war er der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig genug, um in ihr ſeine Theorien klar zu legen. Das Werk wurde alſo deutſch begonnen und dabei eifrig nach einem Ueberſetzer geſucht. So ſprachgewandt die polniſchen Freunde waren, dieſer Aufgabe fühlten ſie ſich nicht gewachſen, und einige in Dijon ſtudierende Elſaſſer gaben nach den erſten Verſuchen die ſchwierige Arbeit wieder auf. Dem verzweifelnden Weltbeglücker blieb nichts übrig, als durch ſeinen Freund Redlich, der über einen größern franzöſiſchen Wortſchatz verfügte, als unſer Philoſoph, eine zwar ungeſchickte aber ſinngetreue Uebertragung herſtellen zu laſſen. Ein gefälliger Franzoſe unterzog ſich der Mühe, das Sprachungetüm durch Umformen und Feilen lesbar zu machen; endlich fand ſich auch ein ebenſo gefälliger Verleger, der das erſte Heft der „Univerſal-Republik“ herausgab. Eine Fortſetzung des Werkes iſt nie erſchienen — vielleicht auch nie geſchrieben.

Anfang November wurde meinen Eltern ein drittes Töchterchen geboren, das wir Geſchwiſter mit Jubel begrüßten und leidenſchaftlich für ein deutſches Kind erklärten, wenn wir mit dem franzöſiſchen Schweſterchen geneckt wurden, oder Tante Schritzka immer wieder mahnte, es ſei höchſte Zeit, unſere kleine

Minna auf's Dorf zu ſchicken und nach Landesſitte einer Bäuerin in Pflege zu geben, ſonſt würde ſie von einem Polizeidiener abgeholt. In franzöſiſchen Städten, behauptete ſie, würden kleine Kinder nicht geduldet, weil ſie zu viel ſchreien. Wir aber blieben dabei, daß über ein deutſches Kind die franzöſiſche Polizei nichts zu ſagen habe.

Und dann kam die ahnungsvolle, hoffnungsreiche Weihnachtsnähe, etwas getrübt durch die Frage, ob für uns der deutſche Weihnachtsmann den Weg in dies unglückſelige Land finden werde, wo es keine Chriſtbäume mit Lichterglanz, Zuckerwerk, goldnen Aepfeln und Nüſſen geben ſollte. Auch die Mutter, der wir unſere Befürchtung mitteilten, war nicht ſo zuverſichtlich, wie wir gewünſcht hätten. Wenn wir ſehr artig wären, ſagte ſie, würde der himmliſche Kinderfreund vielleicht erſcheinen. — Dies W e n n war bedenklich!

Aber wir müſſen uns wohl leidlich benommen haben; denn als der Chriſtabend kam, wurden wir wie andere Jahre ausgeſperrt, und als endlich das Glöckchen ertönte, ſtrahlte uns auch hier in der Fremde das magiſche Licht der heimiſchen Weihnachtsfeier entgegen.

„ . . . Wir haben den Chriſtabend heiterer verlebt, als ich erwarten konnte," ſchreibt die Mutter

an Tante Amalie. „Unſere Leidensgefährten, von denen ſich viele bei uns eingefunden hatten, teils um die Freude der Kinder zu ſehen, teils um ſie durch kleine Gaben zu erhöhen, taten was ſie konnten, Carl und mich unſerer trüben Stimmung zu entreißen. Auch unſere franzöſiſchen Hausgenoſſen kamen, um zum erſten Male einen Chriſtbaum zu ſehen, der — obwohl er nur eine Duodez-Ausgabe war — in drei Sprachen hochgeprieſen wurde.“

Bodo und ich waren ſelig: zu den Wundergaben des heiligen Abends gehörte ein kleines Puppentheater, das unſer Philoſoph und Freund Redlich aus Pappe, Tapetenreſten, Bilderbogen und Goldpapier hergeſtellt, und mit Dekorationen für ein Zimmer, eine Straße und einen Wald verſehen hatten. Den Vorhang aus gelber Seide mit Goldfranſen, und das Perſonal — fingerlange Püppchen in Prachtgewändern aus Samt und Atlas, Spitzen und Gold — hatte Tante Schritzka geliefert.

Auf dieſer Bühne wurden nun die ganze Weihnachtszeit hindurch von unſerer Mutter und einigen der Hausfreunde Feſtvorſtellungen gegeben. Nicht nur unſere Lieblingsmärchen, auch Balladen und bibliſche Geſchichten wurden dramatiſch vorgeführt. Lücken im Perſonal, in Koſtümen oder Requiſiten waren kein Hindernis. Sollten unſere Ritter und

Edeldamen, die leider nicht umgekleidet werden konnten, Bauern oder arme Leute darſtellen, ſo wurden ihnen ärmelloſe Kutten von grauem Papier übergezogen, die Tante Schritzka anfertigen mußte. Der Bär, der die Prinzeſſin entführt, „Löwe, Tigertier und Leoparden“ für Schillers Handſchuh wurden unſerer Arche Noah entnommen. Um den Rieſen Goliath oder den Menſchenfreſſer darzuſtellen, vor dem Däumling und ſeine Brüder die Flucht ergreifen, wurden dem Heldenſpieler unſerer Truppe aus Kork geſchnittene, mit Tinte geſchwärzte Stiefel untergeklebt. Schneewittchens zwölf Zwerge, die faltige Mäntel aus Goldpapier und tütenförmige rote Hütchen trugen, beſtanden innerlich aus einem großen Kork, dem ein kleinerer, mit dem nötigen Draht durchzogener aufgeleimt war. — Was dieſen Darbietungen fehlte, ergänzte die ſchöpferiſche Kraft der Kinderfantaſie. Daß unſere Tiere zu klein waren, unſere Zwerge weder Hände noch Füße hatten, Fräulein Kunigunde ihren Handſchuh nicht vom Altan fallen laſſen, Ritter de Lorges ihn der Dame nicht ins Geſicht werfen konnte, ſtörte uns nicht. Wir ſahen Alles, erlebten Alles, was der Regiſſeur hinter der Bühne verkündigte.

So war es denn ein großer Schmerz für uns, als wenige Tage nach Neujahr die herrlichen Vor-

ſtellungen plötzlich aufhörten. Unſer Schweſterchen Minna war erkrankt, und unſere polniſchen Freunde wurden von neuem Mißgeſchick bedroht.

Am 29. November des vergangenen Jahres hatten die dreißig in Dijon lebenden Polen in einem mit Fahnen und Guirlanden geſchmückten Saale eine Gedächtnisfeier ihres mißlungenen Befreiungskampfes veranſtaltet. Hunderte von Franzoſen waren zu dem Feſte gekommen, und leider hatten ſich einige von ihnen zu heftigen Ausfällen gegen den Bürgerkönig und das in Frankreich herrſchende Regierungsſyſtem hinreißen laſſen. Die Folgen hatten die Veranſtalter des Feſtes zu tragen; des Landes verwieſen wurden ſie zwar nicht, aber einzeln oder zu zweien in verſchiedene Départements verſchickt. In einem Briefe vom 8. Januar 1834 ſchreibt meine Mutter an die Großeltern:

„ . . . Es iſt hart, wie man mit den armen Polen verfährt, und daß ſich nun auch deutſche Zeitungen bemühen, ihnen, die Alles verloren haben: Vaterland, Wohlſtand, Familienglück, ja ſelbſt die Hoffnung auf beſſere Tage, auch noch ihr Letztes, die Achtung und das Intereſſe der Zeitgenoſſen zu rauben, empört mich. Gelingen kann das nur, wo man die Polen nicht kennt. Wer ſie in der Nähe beobachtet, wer geſehen hat, mit welcher Würde ſie ihr

Unglück tragen, mit welcher Reſignation jetzt die Angehörigen der ſtolzeſten Adelsgeſchlechter als Advokatenſchreiber, als Schriftſetzer, Buchbinder u. ſ. w. arbeiten, um nicht Schulden machen zu müſſen, kann ihnen ſeine Achtung und Bewunderung nicht verſagen. — Ihr vielgetadeltes Feſt war kein Bankett; nur eine Verſammlung, in der Reden gehalten, und von einem kleinen Orcheſter polniſche Märſche nnd Melodien patriotiſcher Lieder geſpielt wurden. Der Saal war gedrängt voll, und obwohl die Gäſte weder zu eſſen noch zu trinken bekamen, waren alle Teilnehmer, ſelbſt unſere ewig durſtigen Landsleute, von dem Feſt entzückt, und bezeugen, daß die maßvollen Reden der Polen nicht der leiſeſte Vorwurf treffen könne. Zwei franzöſiſche Liberale waren es, die ſo heftig auf die Landesregierung geſchimpft hatten, daß nun die Polen dafür büßen, obwohl die beiden Redner — zu ihrer Ehre ſei's geſagt — ſich als die allein Strafbaren ſelbſt angegeben haben, iſt hart . . . Die meiſten Polen ſind ſchon abgereiſt, darunter zwei unſerer Freunde. Auch das Ehepaar, das mit unſern deutſchen Unglücksgefährten unſer liebſter Umgang iſt, ſoll Dijon verlaſſen."

Bald darauf trat die Frage: ob bleiben oder gehen, auch an meine Eltern heran. Der Präfekt des Départements, der ſich in der liebenswürdigſten

Weiſe meines Vaters annahm, war der Anſicht, daß ihm die franzöſiſche Regierung entweder die, ſeinen Verhältniſſen angemeſſene Flüchtlingsunterſtützung gewähren, oder ihm, zur Erleichterung ſeines litterariſchen Verkehrs mit Deutſchland, das Wohnen an der Grenze geſtatten müſſe.

In dieſem Sinne hatte der Präfekt ſowohl an die, mit den Flüchtlingsangelegenheiten betraute, ſtändig in Paris tagende Kommiſſion, wie an die, von Zeit zu Zeit unter ſeinem Vorſitz in Dijon zuſammentretende Lokal-Kommiſſion berichtet. — Die einander widerſprechenden Urteile der beiden Komiſſionen mußten dem Miniſterium des Innern unterbreitet werden, und von dieſem wurde die Sache zu nochmaliger Beratuug an die Kommiſſionen zurückgewieſen.

Wie das erſte Mal entſchied ſich die, in Dijon tagende Verſammlung auch jetzt wieder für Gewährung einer Unterſtützung aus dem reichen, 1831 — zum Beſten der polniſchen Emigration geſtifteten — Fonds, deſſen Wohltaten ſpäter auch den aus Deutſchland und Spanien ſtammenden politiſchen Flüchtlingen zu gut kamen. — Auf dieſe Unterſtützung konnten ſie jedoch, wie mein Vater erſt jetzt erfuhr — nur unter der Bedingung Anſpruch machen, daß ſie in ihrem Vaterlande an einer gewaltſamen

Auflehnung gegen die beſtehende Obrigkeit teilgenommen hatten. — Solcher Tat konnte ſich mein Vater nicht rühmen! — Befragt, was ihn zur Flucht gezwungen habe, nannte er ſeine, gegen Verfügungen des Bundestags gerichtete Broſchüre: „Deutſchlands Juli-Ordonnanzen“, ſeine Verbindung mit einer Anzahl freiſinniger Zeitungen, ſeine Redaktion des „Volksfreundes“, und die ihm von Seiten der Coburger Regierung drohende Verhaftung. Damals genügte das Alles nicht. — Vergebens ſuchten einige wohlwollende Mitglieder der Kommiſſion meinen Vater zu bewegen, der Annahme ſeiner Beteiligung an irgend einem Aufſtande nicht zu widerſprechen. Den geraden Weg, den er immer gegangen war, zu verlaſſen, war ihm unmöglich. So blieb denn den in Dijon Tagenden nichts übrig, als ſich der Entſcheidung der Pariſer Kommiſſion anzuſchließen. — Die Folge davon war, daß meinem Vater im April 1834 vom Miniſterium des Innern die Erlaubnis zur Rückkehr nach dem Elſaß erteilt wurde. Die Koſten der Rückreiſe ſollten ihm erſtattet werden.

So ging es denn abermals auf die Wanderſchaft, denn außer der Erleichterung des litterariſchen Verkehrs mit dem Vaterlande beſtimmte die Eltern auch das billigere Leben im Elſaß, dahin zurückzukehren.

Am 10. Mai, nachdem wir drei Tage unterwegs

geweſen waren, kamen wir nach Colmar, wo mein Vater, teils um der Mutter die Weiterreiſe zu erſparen, teils der anmutigen Gegend wegen, zu bleiben beſchloß. Am 21. Mai ſchreibt die Mutter an die Großeltern:

„ . . . So iſt der Menſch! mit Widerſtreben ging ich ins Innere von Frankreich. Täglich, ſtündlich fühlte ich mich durch die fremden Sitten unangenehm berührt — beſonders als Hausfrau; und doch bin ich mit Wehmut geſchieden, habe den Fluch des Wanderlebens auch bei dieſer Trennung wieder empfunden. Nicht ſo tief, wie bei meinem Abſchied von Deutſchland — aber bei jedem ähnlichen Weh bluten die alten Herzenswunden wieder. In Dijon hatte ſich um uns ein Kreis lieber Bekannten gebildet, die Deutſch ſprachen, und mich oft auf Augenblicke vergeſſen ließen, daß uns das geliebte Vaterland ſo weit entrückt war, ſo weit! . . . Das Unglück bindet ſchnell; die Flüchtlinge fanden in unſerm Hauſe ein Bild ihres langentbehrten Familienlebens, herzliche Teilnahme, gleiches Leid und gleiches Hoffen. — Wenn wir nach franzöſiſcher Sitte um ſechs Uhr gegeſſen hatten, wurde der Reſt des Abends meiſt mit einem oder einigen Bekannten verplaudert — und was für Menſchenkinder haben ſich da oft bei uns zuſammengefunden! — Schade, daß ich Euch

die Leiden und Freuden des vergangenen Winters nicht in humoriſtiſcher Form ſchildern kann. Hätte ich das Talent eines unſerer neuen Freunde, ſo würdet Ihr über manches herzlich lachen, was meiner Feder entfloſſen einer Jeremiade gleicht.“

Auch wir Kinder hatten von unſerm Philoſophen, ſeinem Freunde und dem Hunde Mummel ſchmerzlich Abſchied genommen; nur die Ausſicht, fortan wieder mit aller Welt in der Heimatſprache verkehren zu können, gewährte einigen Troſt.

Aber wir ſahen uns enttäuſcht! was in Colmar für Deutſch galt, war noch unverſtändlicher als der Straßburger Dialekt, und eben ſo wenig verſtand man uns; anfangs blieb nichts übrig, als unſer Franzöſiſch zu Hilfe zu nehmen, das freilich auch von dem in Colmar geſprochenen ziemlich verſchieden war.

Während wir dieſe Verkehrs-Schwierigkeiten nach und nach überwanden, mußten unſere Eltern den Abſtand zwiſchen dem, was ſie in Dijon aufgegeben hatten, und in Colmar fanden, täglich ſchwerer empfinden. Dort — wie ſchon früher geſagt — ein wohltuendes Entgegenkommen, ein unabläſſiges Bemühen, das Loos der Flüchtlinge zu erleichtern; hier eine ſtumme Abwehr, die meinem Vater jede Hoffnung nahm, in Colmar als Lehrer der deutſchen

Sprache, oder juriſtiſcher Hilfsarbeiter eines Advokaten, oder Korreſpondent in einem der großen Handelshäuſer Beſchäftigung zu finden. So ſah er ſich denn zur Wiederaufnahme ſeiner politiſch-litterariſchen Tätigkeit gedrängt, und beſchloß, da ihm Colmar verleidet war, auf den Rat deutſcher, in der Schweiz lebender Freunde, nach Zürich zu überſiedeln.

Ehe dieſer Entſchluß ausgeführt werden konnte, kamen ſchwere Tage. Unſere liebe kleine Minna, die ſich bisher zur Freude der Eltern entwickelt hatte, erkrankte von neuem und ſtarb. Die Mutter litt unſäglich; wir alle trauerten mit ihr.

Unſere Abreiſe verzögerte ſich noch um Wochen, weil des Vaters Paß, um die Aufnahme der Flüchtlingsfamilie in Zürich zu ſichern, vom ſchweizeriſchen Geſandten in Paris kontraſigniert werden mußte. Erſt am 10. Juli konnten wir Colmar verlaſſen.

II.

Zürich, Baden im Aargau, Bern.

Unſer Weg führte über Mülhauſen, durch einen Teil des obern Rheintals nach Baſel; dann nach kurzer Raſt durch maleriſche, von Aar und Reuß durchſtrömte Täler; vorüber an zahlreichen

Ruinen, am alten Kloſter Königsfelden, an der Habsburg. Es war die ſchönſte Reiſe, die wir bisher gemacht hatten; und wie wurde jedes Landſchaftsbild während der langſamen Fahrt in der Mietkutſche genoſſen! — Die Krone von Allem war der erſte Anblick der Berner Alpenkette im Morgenſonnenglanz des letzten Reiſetages.

Gegen Abend war Zürich erreicht; vom See hatten wir nichts geſehen; der Kutſcher fuhr uns durch enge, von Menſchen überfüllte Straßen, hielt vor einem düſtern Hauſe, und eben ſo düſter waren die breite Holztreppe und der lange Gang, an deſſen Ende der Kellner ein dämmriges Zimmer öffnete.

Wie unfreundlich war das Alles! — aber nun ſtieß der Mann die Läden auf; Sonnenlicht drang herein; die Mutter eilte mit einem Freudenruf ans Fenſter, wir Alle ihr nach. — Da lag der ſchimmernde See, hinter ihm in weiter Ferne die Glarner Alpenkette mit ihren Schneehäuptern, und rings um das große Waſſerbecken ein grünes, hügeliges Gelände überſäet mit Dörfern, Landhäuſern, Baumgruppen, und dicht unter den Fenſtern, aus denen wir hinausſahen, rauſchte die Limmat, die den See durchſtrömt.

Dem ſchönen Eindruck folgte eine peinliche Ueberraſchung. Wir waren am Vorabend des großen eidgenöſſiſchen Schützenfeſtes angekommen, das in dieſem

Jahre in Zürich gefeiert wurde. Aus allen Kantonen der Schweiz hatten ſich zahlreiche Teilnehmer gemeldet; noch zahlreicher ſtrömten Zuſchauer herbei; Gaſthöfe und Privathäuſer waren überfüllt, die Preiſe — eine ſchlimme Ausſicht für die Kaſſe der Flüchtlingsfamilie — auf das Doppelte, Dreifache geſtiegen.

Dieſe Auskunft gab den Eltern Georg Fein, der „gute Onkel Fein“, den wir Kinder in Wolfenbüttel kennen gelernt und ins Herz geſchloſſen hatten. Auch er war Flüchtling, lebte ſeit Jahr und Tag in Zürich, hatte — von unſerem Vater benachrichtigt — das Zimmer im „Storchen“ beſtellt, und lud uns ein, am nächſten Morgen den Feſtzug, der an ſeinen Fenſtern vorüber kommen würde, in aller Bequemlichkeit bei ihm anzuſehen.

Trotz unſerer Reiſeermüdung war ſolcher Lockung nicht zu widerſtehen. Onkel Fein holte uns ab. Das Wetter war herrlich; unſere Wanderung durch die mit Laubgewinden, Fahnen und Wappenſchildern reichgeſchmückte Stadt, in der eine geputzte, bunte, fröhliche Menge in den maleriſchen Volkstrachten der Schweiz hin und her wogte, wundervoll.

Und dann der Feſtzug! mit Pauken und Trompeten, umringt von Rittern und Reiſigen hoch zu Roß, das Banner der Eidgenoſſenſchaft — ein weißes

Kreuz im roten Felde — von den dicht gedrängten Zuſchauern mit Hüteſchwenken und donnerndem Zuruf begrüßt. Gleiche Ehre widerfuhr den Fahnen der Kantone, aber der höchſte, alle Muſikchöre übertönende Jubel brach los, wenn vor den Schützenreihen ihres Heimatkantons die Nationalhelden der Schweiz, in der Tracht ihrer Tage vorüber ſchritten.

Dank der Mutter wußte ich um ſie Beſcheid. Zuerſt kam der Tell mit der Armbruſt; neben ihm ſein Knabe, den vom Pfeil durchbohrten Apfel in der Hand; — weiterhin, nebeneinander, unter den Bannern der Urkantone Schwyz, Uri, Unterwalden, die Prachtgeſtalten der „Männer vom Rütli“: Stauffacher aus Steinen, Walter Fürſt aus Attinghauſen und Arnold von der Halden aus dem Melchtal. — Dann Arnold von Winkelried, der — wie die Inſchrift des ihm vorangetragenen Banners ſagte — durch ſeinen Heldentod „der Freiheit eine Gaſſe“ gebahnt hat. Endlich, in der Kutte des Einſiedlers, den Roſenkranz am Gürtel, Niklas von der Flüe, der heilig geſprochene Friedensſtifter auf der Tagſatzung zu Stanz.

Was wir ſonſt noch von dem Feſte ſahen, hat mir keinen Eindruck hinterlaſſen; aber ein Wort des Vaters iſt mir unvergeßlich geblieben. Als der Zug vorüber war, ſagte er, zu der Mutter gewendet: „Es

iſt doch ein köſtliches Ding um ein Nationalfeſt ... ob unſer zerſtückeltes Vaterland ein ſolches wohl jemals feiern kann?“ Gott Dank, er hat es noch erlebt, daß wir es können!

Für den Reſt des Sommers fanden meine Eltern am linken Seeufer, in dem ſtattlichen Dorfe Wollishofen eine Wohnung, von der die Mutter ſchreibt:

„ ... Noch nie hat ein Quartier meinen Wünſchen ſo entſprochen, wie dieſe liebe kleine Schweizerhütte. Ein Wohn- und zwei Schlafzimmer, Küche und Speiſekammer; dazwiſchen ein nach der Treppe abgeſchloſſener Vorraum, groß und wohnlich genug, um uns als Eßzimmer, den Kindern als Spielplatz zu dienen, das iſt Alles, worüber ich verfüge. Aber die Wohnſtube und mein daranſtoßendes Schlafzimmer ſind geräumig; das Erſtgenannte iſt nach Schweizerſitte mit Holz getäfelt und mit grüner Oelfarbe angeſtrichen, ebenſo die Decke, und ſeine fünf, nach zwei Seiten hinaus gehenden Fenſter gewähren mir über Gärten, Wieſen, den See und die jenſeitigen Ufer mit zahlloſen Landhäuſern, Dörfern, Rebhügeln und Waldbergen, bis hinauf zu den Schneeſpitzen der Alpen, eine Ausſicht, die mich immer von neuem entzückt. Die Einrichtung der Wohnung iſt einfach, aber nett; alles urſauber, von den blendend weißen Gardinen bis zum kleinſten Gerät der hübſchen Küche,

deren Fenſter mir ebenfalls über Berge, See und Stadt die heiterſte Ausſicht bietet, ſo daß ich mich ſelbſt bei der materiellen Aufgabe des Kochens innerlich erhoben und gekräftigt fühle.“

Auch für meine Geſchwiſter und mich geſtaltete ſich das Leben in dieſen freundlichen Räumen, bei der freien Bewegung im Garten und auf den angrenzenden Wieſen auf's angenehmſte. Daneben waren wir auch wieder fleißig. Morgens, wenn die Mutter, nachdem ihre häuslichen Obliegenheiten erfüllt waren, am Schreibtiſch ſaß, hatten Bodo und ich unſere Aufgaben zu lernen, und Nachmittags war „Schule“ mit Schreiben, Leſen, Rechnen, Herſagen von Fabeln, Kirchenliedern und Bibelſprüchen, Befragtwerden über früher Gelerntes und weitere Belehrung, wenn wir das Vorhergehende behalten hatten.

Ob unſere Mutter ein heutiges Lehrerinnen-Examen beſtanden hätte, weiß ich nicht, aber ihr angeborenes Lehrtalent war groß. Wie früher für ihre Märchen wußte ſie uns jetzt für alte und neue Geſchichte, Erd- und Völkerkunde, beſonders für Alles was Deutſchland betraf, zu intereſſieren. An Schillerſche Gedichte anknüpfend, machte ſie uns mit den Göttern Griechenlands bekannt, und über die Vorgänge in der Natur: Tier- und Pflanzenleben,

Wechsel der Jahreszeiten, Mondphasen u. s. w. wurden wir, wie seit frühester Kindheit, während unserer Spaziergänge unterrichtet.

Für Bodo währten diese Unterweisungen freilich nur so lange, bis Mariechen kläglich fragte, ob denn Stallmeisterchen — wie sie den zärtlich geliebten Bruder zu nennen pflegte — heute gar nicht mit ihr reiten dürfe? worauf denn nach erhaltener Erlaubnis die beiden auf mitgebrachten Stöcken fröhlich davontrabten. Mir war der einst so treue Kamerad um Mariechens willen untreu geworden — wohl durch meine Schuld. Die Lesesucht der Backfischjahre war bei mir verfrüht zum Ausbruch gekommen, und hatte mich den Kinderspielen entfremdet.

Unser Vater hatte seine litterarische Tätigkeit wieder aufgenommen; nach Deutschland berichtete er über schweizerische Verhältnisse, und für ein in Zürich erscheinendes Blatt, das damals Georg Fein, später Gustav Kombst herausgab, besorgte er Auswahl und Uebersetzung der politischen Nachrichten aus französischen Zeitungen. Zu diesem Zweck ging er täglich ein bis zweimal in die Stadt, so daß wir ihn meist nur bei den Mahlzeiten sahen, und die Mutter, wie ihre Briefe sagen, sich oft einsam fühlte, denn unser geselliger Verkehr kam hier langsamer zu stande als in Dijon.

Digitized by Google

Den Anfang machten einige der in Zürich lebenden deutſchen Flüchtlinge: Georg Fein, Dr. Gieſker, ein Braunſchweiger, der unſer treuer Hausarzt wurde, die Hannoveraner Kannegießer und von Rauſchenplatt. — Später kam noch ein Baron von Eyb mit ſeiner Frau dazu.

Mein Vater hatte den Letztgenannten im Kreiſe der deutſchen Flüchtlinge kennen gelernt und von ihm ſelbſt erfahren, daß er aus politiſchen Gründen mit ſeiner Familie gebrochen und ſeine Heimat, Würtemberg, verlaſſen habe. Auch daß ſeine Frau eine Magnaten-Tochter, dem fürſtlichen Glanz ihres Vaterhauſes entflohen ſei, um dem armen Baron Eyb in die Verbannung zu folgen, hatte er meinem Vater erzählt. Trotz dieſer Armut mußte er jedoch über reichliche Geldmittel verfügen, da er jederzeit bereit war, ſeinen Geſinnungsgenoſſen in Geldverlegenheiten zu Hilfe zu kommen.

Seine Frau entſprach in keiner Weiſe dem Bilde, das ich mir von einer Magnatentochter gemacht hatte. Sie war eine große, häßliche, aufgeputzte Perſon — Dame konnte ſie nicht genannt werden —. Sie ſprach ſchlechtes Deutſch, lachte überlaut und benahm ſich in jeder Weiſe ſo auffallend, daß ihr Mann ſie bald mit der Bemerkung: „das iſt mal wieder ganz ungariſch“ zu entſchuldigen ſuchte, bald

mit ironiſchem Lächeln zurechtwies, was ſie meiſt zu einer heftigen Szene veranlaßte. Ich erinnere mich, daß ſie ihrem Gatten eines Tages vorwarf, ſich in Ungarn vor dem kleinſten Wolfe gefürchtet und geflüchtet zu haben, worauf er in ruhigem Ton, aber mit böſem Blick erwiderte: „und doch habe ich in Ungarn ein Geſchöpf gezähmt, das zehnmal ſchlimmer iſt als ein Wolf — ich meine Dich!“ — Wie unſympathiſch dieſe Frau meiner Mutter war, kann man ſich denken; aber der Vater meinte, daß ſie als Gattin eines Leidensgenoſſen ertragen werden müſſe.

Um ſo erquicklicher für meine Eltern geſtaltete ſich der Verkehr mit der Gräfin Bentzel-Sternau, bei der ſie durch Georg Fein eingeführt wurden. Sie lebte faſt ohne Umgang jahrein, jahraus in ihrer ſchönen Beſitzung, Mariahalden, am rechten Seeufer, Wollishofen gegenüber. Auch Bodo und ich wurden dahin mitgenommen, und fanden in Erich, dem neunjährigen Sohn des Hauſes, einen fröhlichen Gefährten. Vor der Gräfin, die in den Briefen meiner Mutter eine herrliche Frau genannt wird, hatten Bodo und ich eine gewiſſe Scheu. Sie war immer ganz ſchwarz gekleidet, und ſah, ſelbſt wenn ſie freundliche Worte ſagte, ſo unglücklich aus, daß wir in ihrer Gegenwart kaum zu lachen wagten. Von Onkel Fein erfuhren wir, daß ſie um ihre einzige Tochter trauerte, die im

nun ausgefüllten Gartenteiche ertrunken war. Seitdem lebte ihr Gatte, der damals hochgeschätzte Schriftsteller, Graf Christian Ernst von Bentzel-Sternau, von ihr getrennt; er hielt es an der Unglücksstätte nicht aus, sie konnte sich nicht davon trennen. In seinen letzten Lebensjahren ist er jedoch nach Mariahalden zurückgekehrt und dort gestorben.

Als der Winter nahte, machte des Vaters Beschäftigung und der Mutter Befinden die Uebersiedelung in die Stadt zur Notwendigkeit. Am Lindenhofe, einer ehemaligen Bastion, die damals mit herrlichen alten Bäumen bestanden war, fanden wir eine Wohnung, in der wir uns bald behaglich fühlten. Bei gutem Wetter konnten Bodo und Mariechen auf dem Lindenhofe nach Herzenslust ihre Steckenpferdchen tummeln, während ich von einer Nachbarstochter im Gebrauch des Springseils unterrichtet wurde. Waren wir ins Haus gebannt, so lieferte unsere freundliche Wirtin — eine gebildete Pfarrerswittwe, mit der unsere Mutter viel verkehrte — Bilderbücher und Spielsachen ihrer jetzt erwachsenen Söhne, zur Unterhaltung für Bodo und Mariechen, und eröffnete mir einen an Jugendschriften reichen Bücherschrank.

Leider tat sie das mit einer unliebsamen Beschränkung; so oft mir ein neuer Band eingehändigt wurde, hieß es: der müsse nun für so und so viel

Tage ausreichen — und doch war er meiſt ſchon nach wenigen Stunden ausgeleſen, und alles Flehen um frühern Umtauſch blieb unerhört. — Aber trotz dieſer weiſen Sparſamkeit ging mein Leſevorrat ſchon vor Weihnachten zu Ende; nur einige Jahrgänge des Taſchenbuchs „Alpenroſen“ ſollten mir, mit Zuſtimmung der Mutter noch geliefert werden, und ſchon ſah ich mich von geiſtiger Hungersnot bedroht, als das Schickſal ſich meines Elends erbarmte.

Der Vater ſchenkte mir zum Weihnachtsmarkt zehn Batzen, und nachdem ich drei davon in Näſchereien verſchwendet hatte, kam ich auf einen rettenden Gedanken.

Gleich um die Ecke der engen Gaſſe, die vom Lindenhof hinunter führt, lag eine Leihbibliothek, aus der ich zuweilen ein Buch für die Mutter geholt hatte. Dahin lenkte ich meine Schritte, trat klopfenden Herzens in den höhlenartigen Laden, der mir mit ſeinen Bücherregalen wie ein Paradies erſchien, und fragte den Beherrſcher dieſer Wunderwelt — ein altes, freundliches Männchen in Kniehoſen und Schnallenſchuhen, mit einem ſteifen Zöpfchen, das wie ein Pfannenſtiel vom Kopfe abſtand — wie lange er mir „für mein ganzes Geld“ Kinderbücher leihen wolle? — dabei ſtreckte ich ihm die Hand mit den ſieben Batzen entgegen. Verwundert ſah er

mich an, nahm das Geld, zählte, überlegte und ſagte endlich: „Da Du's biſt, meinethalben bis Oſtern.“

Von Weihnachten bis Oſtern! mein Entzücken kannte keine Grenzen — aber daß den Bäumen nicht geſtattet wird, in den Himmel zu wachſen, ſollte auch ich erfahren. Erſtlich war die Mutter ernſtlich böſe, daß ich ohne ihre Zuſtimmung gehandelt hatte, und als ich verſuchte, mein Buch zweimal an einem Tage umzutauſchen, erklärte Herr Kind, das gehe nicht an, und endlich fand ſich's, daß ich die meiſten Jugendſchriften, die er beſaß, ſchon geleſen hatte. — So war denn der größte Teil meiner ſieben Batzen umſonſt geopfert! — und als ich der Mutter mit heißen Tränen mein Mißgeſchick klagte, antwortete ſie, ſtatt mich zu tröſten: „das kommt davon, wenn Kinder eigenmächtig handeln; ich hätte Dich gewarnt.“ — Dann aber fühlte ſie Mitleid und geſtattete mir, einige von ihr ausgeſuchte Werke von Cooper und Walter Scott zu leſen; auch die Hoffmannſchen Märchen „Nußknacker und Mauſekönig,“ „Das fremde Kind“ u. a. m. durfte ich mir holen.

Noch lieber als Selbſtleſen war mir aber das Zuhören, wenn die Mutter ein eben vollendetes Kapitel ihrer eignen Arbeiten dem Vater vorlas. Dabei durfte ich ſtrickend auf einer Fußbank neben ihr ſitzen, verlor kein Wort der „Geſchichte“, begeiſterte

mich für deren Helden und Heldinnen, bewunderte ihr Tun und Empfinden — nur ihre Namen gefielen mir oft gar nicht. Warum hießen die vornehmſten Frauen Margarete, Eliſabeth, Gertrud, ſtatt Kunigunde oder Edeltraut? die ſtolzeſten Ritter einfach Hans oder Heinrich oder gar Peter, wie der Minneſänger Suchenwirt? Wie ſtolz und glücklich ich war, wenn mir zuweilen geſtattet wurde, eine Nebenperſon nach meinem Geſchmack umzutaufen, iſt nicht zu ſagen; ich fühlte mich dann gewiſſermaßen als Mitarbeiterin der Mutter. — Dereinſt ſelbſt Schriftſtellerin werden zu können, kam mir nicht in den Sinn; mein Ehrgeiz verſtieg ſich damals nicht höher, als zu dem Verlangen, gleich Herrn Kinds junger, blaſſer Gehilfin, in einer Leihbibliothek zu hauſen, um den Platz jedes Buches Beſcheid zu wiſſen und — wie ich mir einbildete — jedes derſelben leſen zu können.

Außer den Weihnachtsfreuden, an denen es die liebevolle Mutter, trotz ihrer Kränklichkeit nicht fehlen ließ, brachte dieſer Winter meinen Geſchwiſtern und mir zwei, mit Jubel begrüßte Ueberraſchungen. — Die erſte war das Wiederſehen unſerer liebſten Freunde aus den Dijon-Tagen: Müller, Redlich und Mummel.

Sie hatten allerlei Ungemach zu überſtehen gehabt: Beſchlagnahme des, mit unſäglicher Mühe zu ſtande gebrachten, auf Koſten eines franzöſiſchen Geſinnungs-

genoſſen gedruckten Probehefts der „République universelle“; Verfolgung, Verhaftung und Flucht des Verfaſſers; Irrfahrten der beiden Verlaſſenen, Freund Redlich und Hund Mummel, ehe ſie den Philoſophen wiederfanden; Schwierigkeiten der paßloſen Wanderer beim Ueberſchreiten der Schweizer Grenze. Endlich hatte ſich auch noch Mummel verlaufen, und nachdem er kurz vor den Toren Zürichs zurückgekehrt war, erwies er ſich, wegen ſeines verwahrloſten Reiſezuſtandes, als Hindernis beim Mieten einer Wohnung. Schließlich hatte ſich jedoch ein Obdach gefunden; Redlich hatte ſogar, auf Grund voraus geſchickter Zeugniſſe, eine beſcheidene Anſtellung in einem Handlungshauſe erlangt. Müller war, wie immer, überzeugt, daß ſich auch für ihn etwas finden werde, und auch Mummel, der von uns zum „Willekum“ mit einem Wurſtzipfel bewirtet wurde, beantwortete die Frage: ob es ihm in Zürich gefalle, mit zuſtimmendem Gebell.

Die zweite, noch herrlichere Ueberraſchung war die Geburt eines Schweſterchens, das am 1. März 1835 das Licht der Welt erblickte. Uns war, als hätten wir unſere liebe, kleine Minna wieder! — Aber vergebens baten wir, die Neugeborene nach der Verſtorbenen zu nennen; ſie wurde nach ihrer Pate, der Pfarrerin Wierz, „Emma“ getauft.

Meine Mutter konnte ſich leider nur noch kurze

Zeit des Verkehrs mit dieſer liebenswürdigen Schweizerin erfreuen, die — nachdem ihr Haus am Lindenhofe verkauft war, nach St. Gallen überſiedelte. — Auch wir verließen die Stadt und zogen wieder in die „Schweizerhütte“, die der Mutter im vergangnen Sommer ſo behaglich geweſen war, und jetzt durch zwei, in demſelben Stockwerk frei gewordene Zimmer noch behaglicher wurde.

Das ganze Leben geſtaltete ſich noch freundlicher als im vorigen Jahre. Der Freundeskreis hatte ſich erweitert; zu Georg Fein, Dr. Gieſker und Kannegießer waren, außer Müller und Redlich, noch Guſtav Kombſt und Harro Harring gekommen. Daß ſich das Eyb'ſche Ehepaar kaum noch dazu geſellte, ſchien Niemand zu bedauern; Rauſchenplatt hatte Zürich verlaſſen.

Mein Vater fühlte ſich ſo wohl in der Schweiz, daß er mit dem Plane umging, das dortige Bürgerrecht zu erwerben. — Die Einfachheit und Wohlfeilheit des ſchweizeriſchen Gerichtsverfahrens intereſſierte ihn ſo lebhaft, daß er ſich, um darüber nach Deutſchland berichten zu können, trotz ſeiner Redaktionsarbeiten, unter die Auditoren des Züricher Bezirks-Gerichts aufnehmen ließ. — Die geliebte Mutter war geſunder, hatte Freude am Gedeihen der kleinen Emma, und eine brave Turgauer Nanni erleichterte ihre

Hausfrauen-Pflichten, so daß sie sich ihrer litterarischen Arbeit und unserm Unterricht ungestörter widmen konnte. Nach vollendetem Tagewerk aber, wenn der Vater heimgekehrt war, wurde nach dem Abendessen, zu dem sich trotz seiner Einfachheit bald der eine, bald der andere Bekannte einfand, ein weiter Spaziergang gemacht.

Bodo und ich durften daran teilnehmen und noch heute stehen mir unsere Wanderungen lebhaft vor Augen. — Bald ging es unten am Seeufer entlang, bald auf der höher gelegenen Landstraße, zwischen den stattlichen, von Wiesen, Obst- und Weingärten umgebenen Bauerhöfen des Dorfes Bentlikon nach Thalwyl; oder in das stille, grüne Sihlthal und — wenn die Kräfte der Mutter ausreichten — durch herrlichen Wald, nach ihrem Lieblingspunkt, dem Uetliberg, dessen Aussicht alle Mühen des Weges vergessen ließ: im Vordergrunde der See mit seinen lachenden Ufern; im Hintergrunde die schimmernden Schneekronen der Glarneralpen; zur Seite, in weiter nebliger Ferne die Riesen des Berner Oberlandes: Vieścherhörner, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau. Dazu rings umher Einsamkeit, Waldesrauschen und Vogelstimmen, denn noch stand kein Hôtel auf dem Uetli, und keine Eisenbahn erleichterte den Aufstieg.

Bei ſchlechtem Wetter war der Freundeskreis, der bei uns zuſammen kam, faſt noch größer. Dann ſaßen die Herren, lange Pfeifen rauchend, bei einem Glaſe Landwein in lebhaftem Geſpräch um den Sofatiſch, wo die Mutter nähte, während am ſogenannten Schultiſche, zwiſchen den Fenſtern, Bodo und Mariechen mit Bilderbüchern oder Spielſachen beſchäftigt waren, und ich meine Aufgaben zu lernen ſuchte, aber nur zu oft durch die Unterhaltung am Sofa in Anſpruch genommen wurde.

Was dieſe Unterhaltungen meiner Mutter waren, ſchreibt ſie Anfang Juli 1835 an Tante Amalie:

„ . . . Je weniger Befriedigung ich ſeit meinem Abſchied vom Vaterlande für mein Herz gefunden habe, um ſo mehr hatte ich für den Geiſt. Wahl und Zufall führten uns faſt überall mit den ausgezeichnetſten Männern der Emigration zuſammen. — Nicht als ob ich behaupten wollte, daß derſelben nur ausgezeichnete Männer angehören. Ach nein! es iſt eine der traurigſten Erfahrungen, daß die heilige Sache der Freiheit durch viele ihrer ſogenannten Anhänger mehr geſchädigt wird, als durch die falſchen Anſchuldigungen ihrer Feinde. Aber das war von jeher das Loos jeder neu auftauchenden, großen Idee. Geiſtesarmut, Torheit, Egoismus, Haß, mißbrauchen den Namen der Himmliſchen zu ſelbſtſüchtigen Zwecken.

— Aber wie oft wir auch auf unſerem Wege unter denen, die ſich Märtyrer der Freiheit nennen, allerlei Erbärmlichkeit begegnet ſind, immer war es nur ein flüchtiges Begegnen, kein Verkehr. — Der Eitle, der mit ſeinen Leiden kokettiert, findet bei uns nicht ſeine Rechnung; meine Töchter ſind zu jung, ich bin zu alt, Carl iſt zu geradezu, ihm den gewünſchten Weihrauch zu ſpenden; und obwohl wir ſo gaſtfrei ſind, wie unſere Mittel es nur irgend erlauben, dem Schwelger ſind unſer Tiſch und Wein zu ſchlecht. Selbſt der kalte Ehrenmann, ich meine der Ehrenmann, dem es an Gemüt fehlt, bleibt uns fern, denn unſere Wohnſtube iſt und bleibt eine Kinderſtube; es gehört Sinn für Familienleben und Wohlwollen für uns ſelbſt dazu, es in dem Krawall um uns her auszuhalten. Unſere Kleinen ſind wahre Rebellenkinder, wild wie Waſſer. — So ſind denn die Flüchtlinge, die bei uns aus und ein gehen, uns wirklich naheſtehende, liebe Bekannte oder Freunde, und ich habe mich faſt immer, wenn wir Gäſte bei uns ſehen, einer ſo geiſtvollen Unterhaltung zu erfreuen, daß ich mit leiſem Grauen an die Geſpräche in Wolfenbüttler Damentees, oder bei Euern Niendorfer Offiziersgelagen zurück denke. — Es liegt ein eigner Zauber im Anhören des Gedankenaustauſches kluger, charaktervoller Männer . . .“

Daß auch ich Neunjährige, wenn über politiſche Fragen, Litteratur und Kunſt, Gott und Unſterblichkeit debattiert wurde, am Zuhören Freude hatte, ſagte ich ſchon. So wenig ich verſtand, um was es ſich handelte, nahm ich doch, je nach perſönlicher Zuneigung, für oder wider Partei.

Außer meinem Vater — dem gemäßigtſten der Kämpfer — war mir Georg Fein der liebſte. Er konnte zwar ſehr heftig werden, und war immer mitten im Scharmützel, wenn „die Geiſter auf einander platzten“; aber er hatte das Talent, Hiebe auszuteilen, ohne perſönlich zu verletzen, und verſtand es, bedrohlich werdenden Streit durch eine humoriſtiſche Wendung in andere Bahnen zu lenken. Selbſt mit Harro Harring, dem Heißſporn des Kreiſes, vor dem ſogar meine liebenswürdige, kluge Mutter zitterte, wußte Fein vortrefflich fertig zu werden.

Harro Harring ſtammte aus Nordfriesland; er war ein großer, hagerer Mann, mit unruhigen, etwas ſtechenden Augen und ſcharfen Zügen. Auch ſein Organ war ſcharf, ſeine Redeweiſe heftig, ſelbſt bei gleichgültigen Geſprächen. In ſeiner Heimat war er Steuerbeamter geweſen, dann Maler geworden, hatte die Kunſt für die Litteratur aufgegeben, viele Irrfahrten gemacht und in Griechenland und Polen gekämpft. — Den Kultus der Freiheit trieb er bis

zum Fanatismus. Als meine Schweſter Marie wegen ihrer herablaſſenden Manieren den Beinamen **Königin** erhielt, wurde er ernſtlich böſe, drohte unſer Haus nicht mehr zu betreten, fand aber den Ausweg, ſein politiſches Gewiſſen zu entlaſten, indem er das Kind „kleine Republik“ nannte. Meinen Eltern hatte er ſeine Gedichte gebracht und als er eines Tages entdeckte, daß ich ſie — wie alles Gereimte, was mir in die Hände fiel — von A bis Z auswendig konnte, erklärte er, daß ich, neben dieſem „Katechismus der Freiheit,“ nichts mehr zu lernen brauche und ſchalt, wenn er mich bei einer Schulaufgabe fand. — Einige ſeiner Gedichte, wie das:

„In Frankfurt da ſitzt der deutſche Bund,
Und macht Verbot auf Verbote kund.
Das wird dem deutſchen Bund gar ſchwer,
Denn er findet bald nichts zu verbieten mehr,“

u. ſ. w. haben damals Aufſehen gemacht; jetzt ſind ſie verſchollen.

Eines Tages war ein ungewöhnlich großer Kreis bei uns verſammelt und die Debatte infolge deſſen ſo lebhaft, daß Harro Harring in eine Aufregung geriet, in der ſeine Ausſprüche alles Maß überſchritten. Vergebens ſuchte meine Mutter dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben; aber Georg Fein kam auf einen rettenden Gedanken.

Er trat an den Kindertiſch, und forderte uns auf, das Harring'ſche Lied anzuſtimmen:

„Mein Vaterland war mir als Kind, als Knabe,
Das Land am Meer, vom Frieſenvolk belebt . .“

Wir gehorchten; ein Wunſch des Onkel Fein war uns jederzeit Befehl — und kaum hörte Harro Harring die erſten Töne — ſein Lied wurde auf die Melodie „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ geſungen — als er den Kampfplatz am Sofatiſche verließ, ſich taktſchlagend zu uns ſtellte, und mit Tränen im Auge zuhörte, bis die lange Strophenreihe zu Ende war. Für den Reſt des Abends blieb er in milder, gerührter Stimmung und verſicherte: von unſern Kinderſtimmen zu hören: „Steh auf mein Volk, tu' was Du längſt gewollt“, wäre ihm gleichſam die Verheißung einer beſſeren Zukunft. Georg Fein aber gab uns den Rat: „wenn Onkel Harro Harring ein rotes Geſicht bekommt und anfängt zu ſchreien, ſingt nur gleich eins ſeiner Lieder.“ Ob wir dies Zaubermittel noch in Anwendung gebracht haben, weiß ich nicht mehr. Im Allgemeinen war, wie ſchon geſagt, auch Georg Fein zu Wortkämpfen geneigt. Am meiſten ſtritt er ſich mit Guſtav Kombſt, dem er den Vorwurf machte, in ſeinem Freiheitsdrange zu weit zu gehen, das Mögliche außer Acht zu laſſen, um dem Unerreichbaren nachzuſtreben.

Guſtav Kombſt, eigentlich von Kombſt — aber der Adel gehörte zu dem, was er als Mandarinentum verachtete — war damals etwa 25 Jahre alt, ein ſchöner Mann von mittlerer Größe und ſüdlicher Geſichtsfarbe, lebhaft, liebenswürdig, enthuſiaſtiſch. Er war beim Bundestage angeſtellt geweſen, aber durch ſeine politiſche Richtung ſo mißliebig geworden, daß er ſeine Entlaſſung erhielt, und ſich auf die Bitten und Warnungen ſeiner Freunde entſchloß, ins Ausland zu gehen. Er begab ſich zunächſt nach Baſel, wo er die Redaktion einer Zeitung erhielt. Schon im erſten Leitartikel ſprach er ſeine liberalen Geſinnungen in einer Weiſe aus, die den Basler Liberalen einen Todesſchrecken einjagte. Die ängſtlichen wichen ihm aus, die mutigen ſuchten ihn fortzutreiben. Es kam ſo weit, daß er für nötig hielt, eine geladene Piſtole auf dem Redaktionstiſche zu haben; endlich beſtimmten ihn die Wehklagen des Zeitungsverlegers, ſeinen Kontrakt zu löſen und nach Zürich zu gehen. Hier trat er an die Spitze des Blattes, aus deſſen Redaktion man kurz zuvor den viel gemäßigtern Georg Fein entfernt hatte. — Dieſer wurde damals ſogar als Stifter eines verdächtig ſcheinenden Arbeitervereins, aus dem Kanton verwieſen, durfte jedoch bald zurückkehren, und wurde, trotz großer Meinungsverſchiedenheiten, der treue

Freund seines bereits wieder entlassenen Nachfolgers.

Dr. Giesker, uns Kindern vor allem interessant durch die Narben, die sein Gesicht aus einem Duell davongetragen hatte, wurde von unsern Eltern als Arzt wie als Mensch hoch geachtet. Er war Braunschweiger, hatte sich als junger Arzt in Mühlhausen am Eichsfelde niedergelassen, in der Cholerazeit durch erfolgreiche Bekämpfung der Seuche Aufsehen erregt, war jedoch politisch verdächtigt worden, und um der Verhaftung zu entgehen, in die Schweiz übersiedelt. Hier wurde er zwar den Flüchtlingen zugezählt, hielt sich aber von der politischen Tätigkeit seiner Gesinnungsgenossen fern, und beteiligte sich auch nur selten an den Wortgefechten in unserm Hause.

Um so eifriger tat das Johannes Müller, der „Naturphiloſoph", wie er sich selbst titulierte. Er war die wunderlichste Erscheinung unseres Kreises; klein, von knorrigem Gliederbau, mit dickem Kopfe, vorstehenden blauen Augen, mißfarbigem, struppigem Haar und Spitzbart. Sein Anzug vervollständigte den Eindruck höchster Vernachlässigung; Alles hing unordentlich um ihn herum, war zu weit, oder zu lang, oder zu kurz, und ließ in Betreff der Sauberkeit viel zu wünschen übrig. In Dijon hatte ich das

nicht beachtet, jetzt fiel es mir unangenehm auf. Meine Mutter gab ſich unabläſſig Mühe, den Wilden zu ziviliſieren — vergebens! es blieb wie bisher. Aber ihre gute Abſicht tat ihm wohl und er bewies ſeine Dankbarkeit durch fortgeſetzte Verſuche, die „verehrte Freundin", wie er unſere Mutter zu nennen pflegte, zu ſeiner Weltanſchauung zu bekehren.

Sie war der Darwin'ſchen Entwicklungs-Theorie verwandt; nur daß unſer Naturphiloſoph ſchon dem Wurm einen unſterblichen Seelenfunken zuſprach, der in jeder höhern Lebensform: Fiſch, Amphibie, Inſekt, Vogel, Säugetier, ebenfalls höherer Ausbildung teilhaftig wurde. Die letzten Entwickelungsſtufen waren: Pferd, Hund, Katze, Affe, Menſch.

Nahmen wir Kinder es ſchon gewaltig übel, daß die Katze höher ſtehen ſollte als der Hund, ſo waren wir geradezu empört, wenn der Philoſoph mit allem Aufwande ſeiner Beredſamkeit darzutun ſuchte, daß zwiſchen unſerer kleinen Emma, dem Stolz der Familie, und einem Affen, bis jetzt in geiſtiger Beziehung nicht der geringſte Unterſchied beſtehe.

Eines Tages, als er wieder einmal ſein Syſtem dozierte, faßte ich mir ein Herz zu der Frage: woher er das wiſſen könne? erhielt aber nur die Antwort: weil er ein Philoſoph ſei, und alle wirkliche Erkenntnis

nur durch Philoſophie erworben werde. — Leider ließ ihn im gewöhnlichen Leben ſein philoſophiſches Erkennen vollſtändig im Stich. Immer wieder hatte er über Enttäuſchungen zu klagen, blieb aber leichtgläubig und gutmütig wie zuvor. — Daß er ſich von Unbekannten ſein letztes bischen Geld abſchwatzen ließ, iſt ſo und ſo oft vorgekommen. Einmal konnte er tagelang nicht ausgehen, weil er ſeinen einzigen Rock verborgt hatte, den er nicht wieder bekam. Wovon er exiſtierte, weiß ich nicht, vermute aber, daß er Privatſtunden gab. Im Freundeskreiſe wurde er mehr geneckt und verſpottet, als unſern Eltern lieb war. Wenn es zu arg wurde, nahm ſich unſer Vater ſeiner an, oder er flüchtete aus eignem Antriebe an den Kindertiſch.

Hier war auch Georg Fein häufig zu finden; er hatte ein großes Erzählertalent und eine liebenswürdige Bereitwilligkeit, ſeine Geſchichten ſo oft zu wiederholen, wie wir es verlangten. Meiſt erzählte er von eignen Erlebniſſen, Schüler- und Studenten-Streichen, die er auf's heiterſte zu ſchildern wußte, oder Epiſoden aus ſeiner — wie er es nannte — „Hochverräter- und Flüchtlingskarriere".

Georg Fein ſprach von dieſen Fährlichkeiten und Plackereien nicht mit dem Pathos des Märtyrers wie Harro Harring; nicht mit auflodernbem Zorn

wie Guſtav Kombſt, ſondern mit humoriſtiſchem Behagen. Als Beiſpiel ſeiner Darſtellungsweiſe ſchalte ich das Fragment eines Gedichtes ein, das, ſo viel mir bekannt, nie gedruckt iſt, und ein Abenteuer aus ſeiner Studentenzeit ſchildert.

Die erſten Strophen erzählen, wie er, ein kleines Ränzel auf dem Rücken, eine Fußreiſe macht. Sein Vollbart erregt Mißtrauen, und da er keine Legitimationspapiere aufweiſen kann, wird er verhaftet und dem Bürgermeiſter des nahen Städtchens vorgeführt. Dann heißt es weiter:

„Der ſetzt die Brill' mit wicht'ger Miene
Auf ſeiner Naſe breit Gerüſt,
Und meine traurige Maſchine
Vom Kopf bis zu dem Fuß er mißt;
Schnupft dann und räuſpert ſich gewaltig
Und zieht die Stirne furchtbar faltig,
Und ſpricht nach einer langen Friſt:

„Der Herr ſcheint wirklich mir gefährlich,
Und zwar auf ganz beſondre Art;
Sonſt trüg' er Leinenhoſen ſchwerlich,
Und einen ungeſchornen Bart.
Hab' einen Sohn, der auch ſtudieret,
Doch iſt's ein Menſch, der ſich raſieret,
Und nicht an Rock und Hoſen ſpart.

„Der bloße Hals, die Bruſt halb offen,
Sie geben zur Genüge kund,
Man ſei auf Hochverrat betroffen,
Und ſteck' in einem Mörderbund.
Soll Gnade drum vor Recht ergehen,
Mag reuig jetzt der Herr geſtehen,
Trotz ſeinem ungeſchornen Mund . . .“

Zu gestehen gab es nichts; aber als Träger eines Vollbarts wurde Fein nach einer preußischen Kreisstadt transportiert und dort so lange in Haft behalten, bis aus dem Lande Braunschweig die erlösende Legitimation eintraf, was in jener telegraphenlosen Zeit eine Reihe von Tagen in Anspruch nahm. Gebessert hatte ihn das Erlebnis nicht; er trug noch in Zürich den verpönten Bart, und keine Kravatte.

Die äußere Erscheinung der übrigen, bei uns verkehrenden Flüchtlinge war durchaus korrekt. Kannegießer, der, wenn ich nicht irre, Hannoverscher Assessor gewesen war, wurde sogar von unserm Philosophen mit einer gewissen Nichtachtung der „Dandy" genannt. Er war ein besonderer Liebling unserer kleinen Marie, die seinen Namen in Kandieser verwandelte, vielleicht zum Dank für die Süßigkeiten, die er ihr mitzubringen pflegte. Der Mutter war sein unaufhörliches Spotten unangenehm; der Vater fand ihn klug und amüsant.

Von Redlich ist nicht viel zu sagen. Wie in Dijon war er auch jetzt, so oft es seine Zeit erlaubte, der Begleiter des Philosophen; immer freundlich und dienstfertig, klug genug, um die geistige Ueberlegenheit der Freunde anzuerkennen und zu schweigen, wenn sie in heißem Wortgefecht ihre Weltverbesserungs-

Pläne gegen einander verteidigten. Als Charakter wurde er von Allen geſchätzt.

So ſehr uns der Verkehr mit dieſen Freunden der Eltern in Anſpruch nahm, hatten Bodo und ich doch noch einige Kinderfreundſchaften angeknüpft; er mit zwei muntern Nachbarsſöhnen, die er, ſobald ſie aus der Nachmittagsſchule erlöſt waren, zum Beſuch der Kühe auf ihres Vaters Wieſen begleitete; ich mit Babettli Honegger, der zwölfjährigen Tochter eines in Wollishofen wohnenden Seidenfabrikanten. Von Maſchinenarbeit und Fabrikgebäuden war damals für die Seideninduſtrie am Züricher See nicht die Rede. Die Webſtühle, an denen häufig auch Frauen und junge Mädchen arbeiteten, ſtanden in den vielen ſaubern, grün umrankten Häuschen, die mit ihren beſcheidenen Gärtchen zwiſchen den Höfen, Feldern uud Wieſen der Großbauern Platz gefunden hatten.

Babettli zu begleiten, wenn ſie mit einem Auftrage ihres Vaters in dieſe Arbeiterwohnungen ging, war mir ein Genuß. — Wie luſtig flog das Weberſchiffchen zwiſchen den bunten, ſich kreuzenden Seidenfäden hin und her; wie luſtig klang das taktmäßige Ausſchlagen des Rietblattes, das mich an meinen alten Freund in Blankenburg erinnerte. Und dabei drangen Sonnenſchein und friſche Luft in das kleine offene Fenſter, und die Vorübergehenden riefen den

Webenden ihre Grüße zu. Das war ein fröhliches gesundes Arbeiten — während jetzt in unsern Fabriksälen! —

Und noch fröhlicher war es in der „Wimmet“ — der Weinlese — an der Bodo und ich mitsingend, Trauben pflückend und essend drei Tage lang in Honeggers Weinberg teilnehmen durften. Abends gab es dann noch Feuerwerk und Tanz.

Im Lauf des Sommers hatte sich ein junger Deutscher, der in Zürich studierte, unserm Freundeskreise angeschlossen. Meine Eltern hatten ihn gern und lobten seine guten Manieren — was ich nicht begriff, da er sich um uns Kinder nicht im geringsten kümmerte. Auch am Gespräch beteiligte er sich kaum; sah nur lächelnd von einem der Sprechenden zum andern. Vielleicht war er dumm — jedenfalls ganz uninteressant.

Aber wie grausig interessant wurde er mir, als der Vater eines Tages mit der Nachricht nach Hause kam, daß der arme junge Mann ermordet sei. — Am 4. November schreibt meine Mutter an Tante Amalie:

„ . . . Der Klang der Totenglocke, der aus der Stadt zu mir herüberschallt, dringt erschütternd in Ohr und Herz. Carl folgt einem Landsmann, dem Studenten Lessing zu Grabe, der heute vor acht

Tagen noch bei uns war, und wenige Tage darauf unweit der Siehl, durch fünfzig Dolchstiche ermordet gefunden wurde. Raubmörder scheinen es nicht getan zu haben, denn man hat dem Unglücklichen Mantel, Uhr und Geld gelassen. — Noch schwebt tiefes Dunkel über der grausen Tat; war es ein Racheakt? der Gemordete hat sich nicht gewehrt, — Seine Hand steckte in der Tasche, wohl nach seinem Messer suchend — und dennoch fünfzig Stiche! . . . Gott gebe Licht in dieses Dunkel . . .“

Kurz zuvor hatte mein Vater die Redaktion einer neuen, auf Aktien gegründeten Zeitung übernommen, die ihm viel Arbeit und noch mehr Verdruß machte. Die Mutter schreibt darüber an die Großeltern:

„ . . . Carl arbeitet Tag nnd Nacht; selten geht er vor zwei Uhr schlafen, und legt er sich einmal früher nieder, so steht er um drei oder vier Uhr wieder auf. Dazu muß er beinah täglich nach der Stadt in die Druckerei gehen — was übrigens mehr heilsam als schädlich sein mag. Schlimm ist aber, daß er oft stundenlang auf die Korrektur zu warten, und dann die verlorne Zeit der Nachtruhe zu entziehen hat. — Leider gibt es noch Schwereres zu überwinden! — Das Blatt ist auf Aktien gegründet, deren Inhaber nicht nur auf die Verteidigung ihrer Parteiinteressen zählen, sondern auch den hier zu

Lande üblichen Ton zu hören wünſchen, und darauf läßt ſich Carl nicht ein. Man wird hier gleich perſönlich; ſtatt über Anſichten und Grundſätze zu ſtreiten, werden deren Anhänger verſpottet und beleidigt. Die Erbitterung wächſt, und von einer ruhigen Erörterung iſt nicht die Rede. Auch Carl hatte, ſchon ehe ſeine Zeitung erſchienen war, einen ſolchen Angriff zurückzuweiſen. Er tat es ſo ruhig, beſonnen und feſt, daß ſeine Gegner verſtummten und — auf die Zeitung abonnierten. Carl bleibt auch jetzt dem Grundſatz „der Richtung Feind — des Mannes Freund“ ſo treu, ſucht jede Erörterung über Verfaſſung und Geſetz ſo frei von perſönlichen Angriffen zu halten, daß er hoffentlich mehr und mehr Verſtändnis für ſeine Haltung und Kampfweiſe finden wird. In monarchiſchen Staaten würde ſeine Sprache noch immer für zu frei gelten; hier iſt ſie gemäßigt. Freilich wird es auch ſo an Widerſachern und Verdächtigungen nicht fehlen: aber ſo lange die Schweiz ihre Selbſtändigkeit behauptet, fürchte ich dergleichen nicht. Carl will ja nur das Gute, und das Volk kennt ſeine Freunde, und läßt ſie nicht fallen. — Der Sinn für Gemeinwohl und öffentliche Zuſtände iſt hier ganz anders entwickelt, als bei uns. Der einfachſte Landmann und Arbeiter weiß Beſcheid um Geſchichte und Verfaſſung ſeines Vaterlandes,

Digitized by Google

verteidigt ſeine Rechte und iſt mit ganzer Seele Patriot.“

Um dieſe Zeit war auch die Mutter litterariſch ſehr fleißig; Sauerländer in Aarau hatte kürzlich einen ihrer Romane verlegt und — was ſie immer zum Schaffen anfeuerte — zu weiteren Einſendungen aufgefordert. So gingen beide Eltern arbeitsfroh dem Winter entgegen, den wir diesmal in Wollishofen verlebten. Trotz Schnee und Eis erlitt der Verkehr mit den Freunden keine Störung. Zum Weihnachtsabend waren Alle bei uns verſammelt, die Meiſten auch zur einfachen Sylveſterfeier, die in hoffnungsvoller Begrüßung des neuen Jahres ausklang — des Jahres 1836, das jedem von ihnen neues Unheil bringen ſollte.

Abgeſehen von allerlei perſönlichen Verdrießlichkeiten, die meinem Vater durch ſeine Zeitung bereitet wurden, gingen die Wintermonate und erſten Frühlingswochen im gewohnten Gleiſe vorüber. Eines Abends aber — es muß Ende Mai geweſen ſein — kam Georg Fein in großer Beſtürzung mit der Nachricht, daß Baron Eyb als Haupt des „Jungen Deutſchland“, eines politiſchen Geheimbundes der in der Schweiz lebenden Deutſchen, verhaftet ſei. Der Vater war ſtarr; die Mutter brach in Tränen aus. Wer von

unſern Freunden konnte dabei beteiligt ſein? — „Ich fürchte, die Meiſten," antwortete Fein.

Die nächſten Tage brachten eine Menge ſich widerſprechender Gerüchte. Nicht aus politiſchen Gründen, ſondern auf Antrag der Würtembergſchen Familie von Eyb, ſollte unſer ſogenannter Baron, in Wahrheit ein Schwindler von niedrigſter Herkunft, in Unterſuchung gezogen ſein. — Dann hieß es wieder, daß aus Würtemberg keine Anklage gegen ihn erhoben ſei; er ſelbſt habe ſich durch einen anonymen Brief der Behörde denunziert, um unter ſeinen Papieren die Namenliſte der Verſchwornen finden zu laſſen, die er — als öſterreichiſcher Spion in ſein Netz gelockt hatte.

Am 6. Juni ſchreibt meine Mutter an die Großeltern:

„ . . . Die Gerüchte von der Entdeckung eines gefährlichen Geheimbundes der in Zürich lebenden deutſchen Flüchtlinge und Handwerker ſind bereits in viele deutſche Zeitungen übergegangen; und da Ihr Carls Wollen und Streben faſt immer verkannt, ihn töricht und ſtrafbar genannt habt, könnt Ihr jetzt leicht der Sorge Raum geben, daß auch er zu jenen Verſchwornen gehöre. Darum laßt Euch vor Allem die Verſicherung geben, daß das nicht der Fall iſt, und wie ich ihn kenne — gerade wegen ſeiner warmen

Freiheitsliebe — nie geſchehen kann. Ich habe keinen Begriff davon, wie der freiheitsbedürftige Mann im ſtande iſt, ſich zum Werkzeug einer im Dunkeln herrſchenden Macht herzugeben, ihr ſeinen freien Willen, gelegentlich ſogar ſein Gewiſſen zu unterwerfen. Das Unwürdige ſolcher Abhängigkeit hat Carl von jeher von jedem Geheimbunde fern gehalten, und wird es auch künftig tun. In dieſer Beziehung, meine Lieben, ſeid alſo ohne Sorgen um uns! — Ob aber die Folgen des Tuns unſerer exzentriſchen jungen Landsleute nicht auch auf uns nachteilig zurück wirken werden, wage ich nicht zu entſcheiden. In gewiſſer Weiſe ſind ſie uns bereits fühlbar geworden. Mein letzter Brief, geliebte Eltern, ſagte Euch, daß Carl von der Gemeinde Breite aufgenommen ſei und nun mit jedem Tag erwarten dürfe, das Staatsbürgerrecht zu erhalten. Aber alle darauf bezüglichen Geſuche blieben ohne Reſultat. — Jetzt können wir uns das ſcheinbar Unerklärliche deuten. Man ſpürte wahrſcheinlich ſchon lange dem Geheimbunde der Deutſchen nach, kannte aber die Namen der Mitglieder nicht, und ſcheute ſich, einen der vielleicht Beteiligten in den Schweizer Staatsverband aufzunehmen. Dieſe Gründe durfte man aber nicht enthüllen, und darum blieb Carl ohne Antwort. So müſſen wir es denn in Geduld erwarten, ob nach

beendigter Unterſuchung die nicht zum ‚Jungen Deutſchland‘ gehörenden Deutſchen wie bisher weiter leben, oder ob auch ſie mit den Schuldigen leiden müſſen, indem über alle Flüchtlinge ein Verbannungs-Urteil ausgeſprochen wird. — Carl ſchilt mich wegen ſolcher Befürchtungen, nennt ſie kindiſch und ſpricht von Recht und Gerechtigkeit. Wir ſind aber trotz Recht und Gerechtigkeit, ja ohne den geringſten Scheingrund, ein Opfer der Willkür geweſen — warum ſollte die Zukunft nicht wiederholen, was uns die Vergangenheit ſchon bereitet hat? — Ich bin gefaßt auf jede neue Prüfung, ob auch gerüſtet ſie zu beſtehen, iſt freilich eine andere Frage . . .“

Es war eine ſchwere Zeit für meine Eltern. Außer Georg Fein und Dr. Gieſker, der nach Braunſchweig gereiſt war, um ſich zu verheiraten, waren alle unſre Freunde und Bekannten verhaftet, und jeder Tag brachte neue Hiobspoſten über die Ergebniſſe der Unterſuchung. — Dazu die Sorge um das eigene Geſchick, und die wachſenden Verdrießlichkeiten, die meinem Vater ſeine Zeitungsredaktion verurſachte.

Zu jener Zeit war über die Züricher Kantonsſchule, deren Verlegung nach Winterthur von den Bürgern dieſer Stadt verlangt wurde, ein heftiger Streit entbrannt, in dem mein Vater für Zürich

Partei nahm — was seine zahlreichen Abonnenten in Winterthur übel vermerkten. Seine Stellung zwischen den sich aufs bitterste bekämpfenden Parteien wurde unhaltbar. Er trat von der Redaktion des Züricher Blattes zurück und übernahm um so bereitwilliger die Redaktion der „Aargauer Volkszeitung", da ihm wie unserer Mutter der Aufenthalt in Wollishofen durch das Mißgeschick der Freunde verleidet war.

Vor unserer Uebersiedlung nach dem schweizerischen Baden, wo die „Aargauer Volkszeitung" erschien, wurde unsere Mutter durch die Nachricht erschreckt, daß auch Frau von Eyb verhaftet sei.

„ . . . Politisch verdächtig kann diese Frau nicht sein", schreibt sie an die Großeltern. „Für eine Magnatentochter habe ich sie zwar nie gehalten, sie machte eher den Eindruck einer Wirtschafterin niedrigster Sorte, die gewöhnt ist, mit der Karbatsche eine Anzahl leibeigener Knechte und Mägde in Ordnung zu halten. — Aber sie verachtete das Volk und war eine der fanatischsten Aristokratinnen, die ich je gekannt habe. — So hat denn das Gerücht, daß sie wegen eines früher — in Gemeinschaft mit ihrem Mann — verübten Verbrechens verhaftet sei, eine gewisse Wahrscheinlichkeit. — Ich kann Euch nicht beschreiben, welch ein Gefühl eigner Erniedrigung mich bei dem

Digitized by Google

Gedanken erfaßt, daß Menſchen, mit denen wir — zwar nicht freundſchaftlich, aber doch geſellſchaftlich verkehrt haben — eines gemeinen Verbrechens ſchuldig ſein könnten. Anfangs habe ich mich mit aller Kraft geſträubt, an dieſe Möglichkeit zu glauben, und doch liegt darin gewiſſermaßen eine Erklärung für die Geduld, womit Eyb das unleidliche Weſen ſeiner Gattin, ihre Roheit, ihren Dünkel, ihre furienhafte Heftigkeit, ihre Verſchwendung auf der einen, ihren Geiz auf der andern Seite ertrug, obwohl deutlich zu erkennen war, daß er ſie weder liebt, noch achtet. — Und er ſelbſt! ſcheinbar ſo gutmütig, ſo liebenswürdig, ſo hilfreich — und ſoll nun entlarvt ſein als Agent eines europäiſchen Spionierſyſtems, das die Aufgabe hätte, die politiſchen Flüchtlinge aus ihrem Schweizer Aſyl zu vertreiben? Wenn das wahr iſt, verliere ich allen Mut, alles Vertrauen, mich jemals wieder fremden Menſchen arglos anzuſchließen.“

Das ‚Europäiſche Spionierſyſtem‘, das meine Mutter hier noch in Frage ſtellt, wurde von vielen Schweizer Zeitungen rückhaltlos beſprochen. Auch das, gleich nach Eybs Verhaftung auftauchende Gerücht, der unglückliche Leſſing, deſſen Mörder nicht entdeckt wurde, ſei ein Spion geweſen, und der Rache eines politiſch Kompromitierten zum Opfer gefallen,

fand — ohne Widerſpruch zu erregen, in verſchiednen Blättern Aufnahme.

In den letzten Junitagen überſiedelten wir nach dem uralten Aargauer Baden, von deſſen heilkräftigen Schwefelquellen ſchon Tacitus berichtet. — So hübſch die kleine, von einer Burgruine überragte Stadt am Limmatufer, zwiſchen waldigen Höhen gelegen iſt — mit der weiten, heitern Ausſicht auf See und Alpen, an die wir ſeit zwei Jahren gewöhnt waren, hielt ſie den Vergleich nicht aus.

Während unſere Mutter ſich — meiner Anſicht nach vergeblich — bemühte, unſerer neuen, viel elegantern Wohnung etwas von der Behaglichkeit der Wollishofer ‚Hütte‘ zu geben, kämpfte ich heimatloſes Kind umſonſt gegen mein Heimweh nach dem Züricher See. Wie oft hat mich damals die Mutter aus irgend einem Winkel hervorgeholt, wo ich meine bittern Tränen weinte; wie oft mir liebevoll tröſtend zugeſprochen, während ihr ſelbſt ſo viel Schwereres auf der Seele lag.

Obwohl mein Vater — wie ſie mir ſpäter erzählt hat — die Leitung der „Aargauer Volkszeitung“ als verantwortlicher Redakteur übernommen hatte, war er nicht ermächtigt, die litterariſchen Beiträge der Zeitungsgründer zurückzuweiſen. In politiſcher Beziehung mit den Herren vollkommen einverſtanden,

war er ohne Bedenken auf dieſe Bedingung eingegangen. Er ſtimmte auch darin mit ihnen überein, daß ſich die Schweiz der überhand nehmenden Tätigkeit ausländiſcher Spione erwehren müſſe, fand aber die Form, in der es geſchah, nicht richtig; vor allem ſchienen ihm die perſönlichen Angriffe auf die Geſandten ungehörig und gefährlich, beſonders die unaufhörlichen Ausfälle gegen den Herzog von Montebello, den Vertreter Frankreichs. Aber vergeblich warnte er ſeine Mitarbeiter, ſie glaubten ihm nicht, und ſtatt ſich mit der Zeit auszugleichen, vergrößerte und verſchärfte ſich die Meinungsverſchiedenheit. Von einem geſelligen Verkehr mit Geſinnungsgenoſſen wie in Zürich, war hier keine Rede.

So war es denn eine doppelte Freude, als in den letzten Julitagen Dr. Gieſker mit ſeiner jungen Frau zu uns kam. Daß ſie eine Braunſchweigerin war, hätte ſie uns Kindern ein für alle mal lieb gemacht, aber ſie war außerdem hübſch, freundlich, und gewann ſogleich das Herz unſerer Mutter durch die Klage, daß es ihr ſchwer werde, ſich in der Fremde einzugewöhnen. Wir blieben den ganzen Tag beiſammen; am nächſten Morgen fuhren Gieſkers nach der Habsburg und nahmen mich mit.

Ich war entzückt, das Stammſchloß des Oeſterreich'ſchen Kaiſerhauſes, das ich auf der Reiſe von

Baſel nach Zürich aus der Ferne geſehen hatte, näher kennen zu lernen und fand alle meine Erwartungen übertroffen. Aber als ich Abends nach Hauſe kam, voll Begier der Mutter die Herrlichkeit der Burg und die noch herrlichern Ausblicke aus ihren Fenſtern zu ſchildern, fand ich ein neues Brüderchen!

Der Kleine wurde Edmund getauft. Dr. Gieſker, der Gevatter ſtand, war dazu von Zürich herüber gekommen. Ein heiteres Feſt, wie Emmas Taufe, feierten wir jedoch nicht; Gieſker brachte zu traurige Nachrichten. Was mein Vater vorher ſeinen Mitarbeitern geſagt hatte, war geſchehen. Aufgebracht über das Aſylrecht, das die Schweiz politiſchen Flüchtlingen gewährte, gereizt durch die unaufhörlichen Angriffe der Schweizer Liberalen, hatten die mächtigen Nachbarn: Frankreich, Deutſchland, Oeſterreich und Italien das kleine Land, durch Androhung einer hermetiſchen Sperre, zum Nachgeben gezwungen. Fortan ſollte kein Untertan einer fremden Macht, der irgendwie revolutionärer Geſinnungen verdächtig war — mochte er einem Geheimbunde angehören oder nicht — in der „freien Schweiz“ geduldet werden.

Damit war jedem Fremden der Boden unter den Füßen genommen; revolutionärer Geſinnung kann jeder verdächtig ſein, oder verdächtig gemacht werden. — Schon waren außer unſern perſönlichen Freunden

zahlreiche Handwerker und Fabrikarbeiter, die ſich kaum am politiſchen Leben beteiligt hatten, ohne Nachweis irgend einer Schuld ausgewieſen.

Daß ſich unter dieſen Verhältniſſen auch meine Eltern unſicher fühlten, iſt natürlich. Die Abſicht, Bodo und mich in die Schule zu ſchicken, wurde aufgegeben, wohl in der Vorausſetzung, daß in Baden unſeres Bleibens nicht lange ſein dürfte.

Leider fand auch unſere Mutter nur ſelten Kraft und Zeit, uns zu unterrichten. — Ihr Kopfſchmerz quälte ſie wieder; dazu die Sorge um ihren Neugebornen, deſſen Leben monatelang dem Erlöſchen nahe ſchien; endlich die wachſende Mißſtimmung zwiſchen ihrem, zur Mäßigung mahnenden Gatten, und den Gründern der „Aargauer Volkzeitung“.

Die nächſten Monate brachten den Eltern zum letzten mal direkte Nachrichten von den auf immer aus der Schweiz verbannten Freunden; ſpäter haben ſie unſere, wir ihre Spur verloren. Müller ſchrieb aus England; ob er dort bleiben, oder nach Amerika gehen würde, wußte er nicht. Harro Harring wollte ſich einen ſtillen Arbeitswinkel ſuchen. Wie mein Vater aus Zeitungen erfuhr, hatte er dazu Helgoland gewählt, iſt aber ſpäter nach Braſilien gegangen, hat nach jahrelangen Irrfahrten als Mitglied des „internationalen revolutionären Vereins“ in London gelebt

und ist 1870 auf der Insel Jersey gestorben. — Kombst, der eine Weile in Paris, dann in England und Schottland gelebt hat, ist ihm schon 1847 im Tode vorangegangen. Wo und wie der Lebenslauf des sogenannten Eyb'schen Ehepaares ein Ende genommen hat, haben wir nie erfahren.

Im September kam aus Zürich, gleichsam als Vorbote des meinem Vater bevorstehenden Geschicks, die Kunde, daß auch Georg Fein ausgewiesen sei. Er hatte weder zum ‚jungen Deutschland' gehört, noch an der Polemik liberaler Blätter teilgenommen — aber seine Tätigkeit für das Wohl der Arbeiter hatte ihn dem Auslande verdächtig gemacht. — Der einzige aus unserem Freundeskreise, der allezeit unbehelligt blieb, war Dr. Giesker. Er hatte bereits vor seiner Verheiratung das Schweizer Bürgerrecht erworben, erfreute sich in Zürich schon damals einer bedeutenden Praxis, und ist als hochgeachteter Arzt bis an sein Lebensende dort geblieben.

Trotz aller Verdrießlichkeiten, die meinem Vater seine Redaktion bereitete, hatte er die Genugtuung, die Abonnentenzahl der „Aargauer Volkszeitung" beständig wachsen zu sehen. So blieb ihm denn, als Anfang November auch ihm der Befehl zuging, die Schweiz zu verlassen, wenigstens das Bewußtsein, dem Blatte mit Glück und Geschick den Weg

gebahnt zu haben. Ob und wie lange es weiter gelebt hat, weiß ich nicht.

Daß ſich meine Eltern in Gedanken auf die Wahrſcheinlichkeit einer Ausweiſung vorbereitet hatten, ſagte ich ſchon. Dennoch ſtanden ſie, als der Schlag gefallen war, der Frage ‚was nun?‘ ziemlich ratlos gegenüber. —

Eine Auswanderung nach Amerika, ſo ſehr ſie vor Jahren der Mutter Wunſch geweſen war, wurde jetzt durch die Vergrößerung der Familie, die rauhe Jahreszeit, vor allem durch den Geſundheitszuſtand der Mutter und der beiden jüngſten Kinder, zur Unmöglichkeit. Ebenſo der bleibende Aufenthalt in dem teuren England, deſſen Sprache meine Eltern nicht beherrſchten. — Da mein Vater mit einem franzöſiſchen Paß in die Schweiz gekommen war, wurde ihm vielleicht auf Grund desſelben die Rückkehr nach dem Elſaß geſtattet; aber auf die Gefahr hin, an der Grenze zurückgewieſen zu werden, mochte er die beſchwerliche Reiſe mit den kranken Kindern nicht wagen. — So blieb denn nichts übrig, als den Umweg über Bern, dem Vorort der Schweiz, einzuſchlagen, um dort womöglich von dem franzöſiſchen Geſandten einen neuen Paß zu erlangen. — Sich allein dorthin zu begeben, während die Familie in Baden zurückblieb, ging nicht an, weil wir alle

innerhalb acht Tagen den Kanton Aargau verlaſſen mußten.

Der Aufbruch war diesmal umſtändlicher als früher. Zur Ergänzung der mangelhaften Einrichtung unſerer Wollishofer ‚Hütte‘ waren Möbel, Teppiche, Tiſch- und Küchengerät angeſchafft, die nun in aller Eile verkauft werden mußten. Was an Büchern und Wäſche, in Kiſten verpackt, als Frachtgut folgen ſollte, wurde von unſerer gefälligen Wirtin in Obhut genommen, bis das Ziel unſerer Reiſe zu beſtimmen war. Ueberhaupt tat die gute Frau, was ſie konnte, die ſchweren Aufgaben meiner Mutter zu erleichtern.

Dennoch brach die Halbkranke vollends zuſammen, als wir den Reiſewagen beſtiegen, um auf's neue ausſichtslos, ſchutzlos, freundlos in die Weite zu ziehen. — Das erſte, was mein Vater nach der Ankunft in Bern zu tun hatte, war ärztliche Hülfe herbei zu ſchaffen.

Glücklicherweiſe beſann er ſich darauf, daß ſein Jugendfreund Dr. Demme als Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaft an die Berner Univerſität berufen war. An ihn wendete er ſich mit der Bitte, ihm einen tüchtigen Arzt zu empfehlen. Aber der gütige Mann übernahm nicht nur ſelbſt die Behandlung der drei

Kranken, auch in anderer Beziehung ſtand er mit ſeinem Einfluß meinem Vater erfolgreich bei.

Demme's warmer Fürſprache war es zu danken, daß Herr von Rochow, der preußiſche Geſandte, den Flüchtling und politiſchen Gegner auf das liebenswürdigſte empfing, ſich eingehend nach ſeinen Verhältniſſen erkundigte, und verſprach, ſein Geſuch an den Herzog von Montebello, um Gewährung eines Paſſes zur Rückkehr nach Frankreich, zu unterſtützen. Auch die Mitglieder des Schweizer Bundesrats hatte Demme für ſeinen Freund gewonnen. Das Ergebnis ſeiner Bemühungen war, daß mein Vater vom franzöſiſchen Geſandten den Paß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt, während ihm vom Schweizer Bundesrat, der das Vorgehen der Aargauer Regierung mißbilligte, die Vergütung der Reiſekoſten von Baden bis zur franzöſiſchen Grenze gewährt wurde.

Auf den Zuſtand der Mutter, der nach Demme's Anſicht hauptſächlich den ſeeliſchen Erſchütterungen und ſchweren Sorgen der letzten Zeit zugeſchrieben werden mußte, war die unerwartete Teilnahme und Hülfe, die meinen Eltern in Bern entgegen kam, vom günſtigſten Einfluß. Das Fieber verſchwand, die Kräfte hoben ſich; nach kaum acht Tagen ging ſie, auf den Arm des Vaters geſtützt, täglich ins Freie. Mariechen durfte immer mitgehen; Bodo

und ich wurden abwechſelnd mitgenommen, denn einer von uns mußte das junge Mädchen beaufſichtigen, das die beiden, noch immer kranken Kleinen zu warten hatte.

Das alt-ehrwürdige Bern gefiel mir ſehr. Beſondern Eindruck machten mir die Arkaden, die ſich in vielen Straßen vor den Häuſern hinziehen; ein alter Turm, über deſſen Uhr beim Stundenſchlagen ein hölzerner Hahn krähend die Flügel bewegte, und die Münſterterraſſe, die uns, wenn die Herbſtnebel von der Sonne beſiegt wurden, den vollen Anblick der Alpenkette des Berner Oberlandes gewährte. — Das Intereſſanteſte aber waren meinen Geſchwiſtern und mir die zwei Bären — lebendige Repräſentanten des Berner Wappentiers — die auf Grund einer alten Stiftung von der Stadt gehalten werden müſſen und gut gehalten werden, denn der Sage nach wird Bern nur gedeihen, ſo lange ſich die, im tiefen geräumigen Zwinger des Stadtgrabens hauſenden Tiere wohlbefinden.

Am 12. Dezember ſagten wir Bern, das ſich unſern Eltern ſo freundlich erwieſen hatte, nur ungern Lebewohl. Von Profeſſor Demme war ihnen als beſtes Heilmittel für ihre beiden Jüngſten ein längerer Aufenthalt im milden Klima des ſüdlichen Frankreich empfohlen. So ließ denn mein Vater

den ihm gewährten Paß nach Marſeille ausſtellen, wo er hoffen durfte, als deutſcher Korreſpondent in irgend einem der dortigen großen Handelshäuſer, oder als deutſcher Sprachlehrer Beſchäftigung zu finden.

Die erſte Etappe der Weiterreiſe war Lauſanne, wo das Befinden der Mutter einen zweitägigen Aufenthalt nötig machte. Glücklicherweiſe war das Wetter ſo mild, die Luft, trotz der ſpäten Jahreszeit ſo warm durchſonnt, daß die Leidende, in Mantel und Decken gehüllt, ſtundenlang auf der Terraſſe des Hôtels ſitzen und ſich an der herrlichen Ausſicht auf See und Alpen erfreuen konnte.

Am 16. wurde die Reiſe bis Genf fortgeſetzt; „das ſchöne, heitere, vornehme Genf“ nennt es die Mutter in einem ihrer Briefe. Auch hier raſteten wir wieder einige Tage, aber leider ſchlug das Wetter um, dichter Nebel lagerte über dem See und verhüllte die Berge, während die Biſe — wie dort der Nordoſt-Wind genannt wird — den Unvorſichtigen, der ſich ihm entgegen wagte, bis ins Innerſte durchkältete. Am 19. Dezember fuhren wir in ſtarkem Schneetreiben über die franzöſiſche Grenze.

III.

Rückkehr nach Frankreich, Lyon, Toulouse.

Die drei Tage lange Fahrt von Genf nach Lyon, die wir in einer Lohnkutsche machten, hat mir statt der Landschaftsbilder früherer Reisen nur die Erinnerung an die Leiden der Mutter, die von heftigen Kopfschmerzen gequält wurde, das Weinen und Wimmern der beiden kleinen Geschwister, und den Zorn des Vaters über teure Preise, schlechte Mahlzeiten und schlechte Nachtquartiere zurückgelassen. In Lyon, wo wir am 21. Dezember anlangten, fanden wir in dem von Professor Demme empfohlenen Hôtel Du Nord behagliche Unterkunft.

Obwohl wir Kinder darauf vorbereitet waren, daß diesmal von einer Christbescheerung nicht die Rede sein könne, wurden wir am heiligen Abend durch den Anblick eines kleinen Weihnachtsbaumes überrascht. Trotz der kaum überstandnen Reisestrapazen, und der Sorgen um die nächste Zukunft, hatten sich's die Eltern nicht versagen können, uns die heimische Festfeier — wenn auch in bescheidenstem Maße — zu bereiten.

Gleich nach unserer Ankunft in Lyon hatte der Vater zu seinem Schrecken erfahren, daß ihm durch seinen neuen Paß nur das zeitweilige Ueberschreiten

der franzöſiſchen Grenze, der bleibende Aufenthalt im Lande aber nicht geſtattet ſei. — Die Erlaubnis dazu mußte nochmals vom Miniſter des Innern erbeten werden.

Glücklicherweiſe fand mein Vater in Herrn Rivat, dem Präfekten des Département du Rhone, einen eben ſo gütigen Fürſprecher und Helfer, wie einſt in Dijon im Präfekten der Côte-d'or. In des Vaters Papieren finde ich darüber folgende Aufzeichnungen:

„ . . . Als etwa vierzehn Tage nach Abgang meines Geſuchs die Antwort darauf an den Präfekten gekommen war, ließ er mich rufen und ſagte mir, mit dem Ausdruck ſeines Bedauerns, daß meine Bitte abgeſchlagen und unſere Fortweiſung nach England befohlen ſei. — Als er den ſchmerzlichen Eindruck ſah, den die miniſterielle Verfügung auf mich machte, fing er ſelbſt an, von den Unannehmlichkeiten und Gefahren zu ſprechen, die eine Winterreiſe für meine zahlreiche Familie haben würde und ſchloß mit den Worten: ‚Nein, Sie können nicht fort! bleiben Sie einſtweilen hier, unter meinem Schutz; ſchreiben Sie an den franzöſiſchen Geſandten in der Schweiz und erſuchen Sie ihn, dem Miniſterium über Ihre Tätigkeit dort zu lande Bericht zu erſtatten; ſchreiben Sie außerdem an Ihren einflußreichen

Freund in Paris*), und ſtellen Sie demſelben Ihre Lage vor; ſicherlich werden wir dann bald beſſern Beſcheid haben.' Selbſtverſtändlich zögerte ich nicht, die mir gegebenen Weiſungen zu befolgen; nachdem dies geſchehen war, handelte ſich's nur noch um ein an den Miniſter ſelbſt gerichtetes Schreiben, weil ich auf den Rat des Präfekten beſchloſſen hatte, ſtatt nach Marſeille, nach Toulouſe zu gehen, und dazu ebenfalls der Bewilligung des Miniſters bedurfte. — Aber als ich dem Präfekten auf ſein Verlangen meinen Briefentwurf vorlegte, ſagte er mit der ihm eignen freundlichen Offenheit: ‚Monsieur, votre lettre ne vaut rien, voulez-vous, que je vous en fasse une autre?' Aufs höchſte überraſcht von dieſem Anerbieten des hochgeſtellten, mit Geſchäften überbürdeten Mannes, hatte ich kaum ein Wort dankbarer Zuſtimmung gefunden, als er bereits an ſeinem Schreibpult ſtand. Während des Schreibens richtete er dann und wann über meine Verhältniſſe und Zukunftspläne eine Frage an mich, und hatte den Brief in unglaublich kurzer Zeit vollendet. Ich habe das Blatt, das er mir zur Abſchrift einhändigte, als teure Erinnerung noch heute unter meinen Papieren."

*) Anmerkung: von Weiland, Geſchäftsträger für Weimar und die ſächſiſchen Herzogtümer, Univerſitäts-Freund meines Vaters.

Wie der Präfekt Rivat hatten auch andere Franzoſen, mit denen mein Vater bekannt wurde, Marſeille als eine der teuerſten, unruhvollſten Städte ganz Frankreichs geſchildert, deren eingeborne Bevölkerung nur für Gelderwerb und materielle Genüſſe Intereſſe habe. Auch ſollte der dort herrſchende, Miſtral genannte Nordweſt-Wind für empfindliche Naturen gefährlich ſein. Toulouſe dagegen wurde in Bezug auf geſundes Klima, Wohlfeilheit, Liebenswürdigkeit der Einwohner und friſches, geiſtiges Leben hochgeprieſen. So war denn meine Mutter mit der Aenderung des Reiſezieles nicht nur einverſtanden — die Ausſicht, in der Stadt leben zu können, die der Schauplatz der „grauen Nonne“, einer ihrer gelungenſten Erzählungen war, beglückte ſie. Aber noch ſtanden wir unter dem Damoklesſchwert, einer abſchlägigen Antwort aus Paris; einer Ausweiſung nach England ſogar.

Da ſich dieſe Antwort wochenlang verzögern konnte, zogen wir in eine billige, dem Vater empfohlene Privatwohnung, ein wahres Muſterbild ſchäbiger Eleganz. Auf dem Kaminſims ihres Salons prangten vor dem großen Spiegel die landesübliche Pendüle und die zwei ſteifen Blumenſträuße unter Glasglocken; das ſchlechte Spiegelglas hatte einen breiten Goldrahmen; die Polſtermöbel waren mit fleckigem, viel-

fach zerriſſenem Utrechter Sammt bezogen. Dazu lag in allen Ecken, in den Falten der gelben Vorhänge, unter Kommoden und Bettſtellen dicker Staub, und die Fenſterſcheiben trugen noch die Fliegenſpuren der Sommerszeit.

Als gute deutſche Hausfrau ging meine Mutter ſogleich daran, dieſe Uebelſtände zu beſeitigen. Sie hatte jedoch kaum damit begonnen, als hochrot vor Zorn unſere Wirtin erſchien, dem Unfug zu ſteuern. Wenn alle Bewohner ihres großen, rühmlich bekannten „Etabliſſements“ außer der Zeit ſo gründliches Reinmachen verlangten, wie Madame de Glümère, müßte ſie wenigſtens vier Stubenmädchen halten und davon könne nicht die Rede ſein, erklärte ſie. Und Fenſterputzen im Januar — lächerlich! das würde die ganze Etage durchkälten; und was die Vorhänge beträfe, ſo wären ſie vor kaum drei Monaten abgebürſtet und mehr als zweimal jährlich dürfe das nicht geſchehen — ſie würden ohnehin ſchnell genug abgenutzt.

Die Mutter ſchwieg; der Zungenfertigkeit einer Franzöſin fühlte ſie ſich nie gewachſen, entſchied aber, ſobald wir allein waren, daß wir uns ſelbſt helfen müßten. Da man im Koffer weder Beſen noch Kehrichtſchaufel mitzunehmen pflegt, wurden feuchte Wiſchtücher benutzt, mit denen Bodo und ich in

Winkel und unter Möbel krochen; die Gardinen wurden bei offenen Fenstern mit der Kleiderbürste gesäubert und unsere Zimmer, trotz der zu fürchtenden Etagen-Erkältung, bei gutem und schlechtem Wetter gelüftet.

Quälender als diese häuslichen Mißstände war für die Eltern das Harren auf Antwort aus Paris. Erst im Februar traf sie ein, war aber günstiger als selbst mein immer hoffender Vater erwartet hatte. Wir durften in Frankreich bleiben und nicht nur die Wahl, auch jede spätere Veränderung des Wohnortes wurde meinem Vater freigestellt. Vorläufig blieb er bei dem gepriesenen Toulouse.

Für die weite Reise wie bisher eine Lohnkutsche zu benutzen, war der Kosten wegen unmöglich. Die Hauptabteilung der Diligence, das Intérieur, nahm uns auf, an dessen Decke meinem Vater erlaubt wurde, für die Nacht eine kleine Laterne zu befestigen. — Es war schwer, in dem engen Raume außer sieben Menschen, auch noch unser sogenanntes Handgepäck: Kinderbetten, Plaids, Wärmflasche, Medizinkasten, Puppen, Bilderbücher, Nahrungsmittel für Groß und Klein unterzubringen; noch schwerer die beiden kranken Kinder und das lebhafte Mariechen zu beruhigen. Dazu das Stoßen und Rasseln des alten, schwerfälligen Wagens, der unerträgliche Staub,

der unter ſeinen Rädern und den Hufen ſeines Viergeſpannes aufwirbelte, endlich die Einförmigkeit der Landſchaft, durch die wir kamen. In anderer Jahreszeit macht die weite, hügelige Ebene des Languedoc mit der Ueppigkeit ihrer Weinpflanzungen, Kaſtanienwälder, Obſtgärten, Weizen- und Maisfelder den Eindruck heitern Behagens. Jetzt unter dem grauen Winterhimmel zeigte auch ſie nur ein düſteres Graubraun, und die unſaubern Dörfer, durch die unſere Straße führte, vervollſtändigten die Nüchternheit des Bildes. So unbequem die Fahrt von Genf nach Lyon geweſen war, die Reiſe von Lyon nach Toulouſe, die drei Tage und zwei Nächte im Wagen beanſpruchte, war viel anſtrengender. Schon nach der erſten Nachtfahrt mußte ſie, der kranken Kinder wegen, in Nismes auf 24 Stunden unterbrochen werden; nach der zweiten Tagesfahrt bis Montpellier aufs neue — diesmal für mehrere Tage.

In Montpellier fand mein Vater ſeinen Freund Lichtenſtein aus Braunſchweig, der ſich mit ſeiner Frau aufs freundlichſte unſerer annahm. Selbſt ihre eigne, zuverläſſige Kinderwärterin ſchickten ſie ſtundenlang in unſer Hotel, damit die Mutter, das ſonnige Wetter benutzend, ſich im Freien zur Weiterreiſe kräftigen konnte.

In Nismes hatte der Vater Bodo und mir

die berühmten Altertümer: einen kleinen, zum Muſeum eingerichteten griechiſchen Tempel und die Ueberreſte einer römiſchen Arena gezeigt. Ob ich zu müde oder zu dumm war, mich dafür zu intereſſieren, weiß ich nicht. Jedenfalls machten mir in Montpellier die ſchönen Promenaden und der Perou, ein Ausſichtspunkt, den wir bei herrlichem Sonnenſchein erſtiegen, viel größeren Eindruck. Man ſoll von hier aus bei klarer Luft die Alpen und die Pyrenäen ſehen können; aber trotz ihrer ſcharfen Augen vermochten die Eltern weder die einen noch die andern zu entdecken. Der Winter machte auch hier ſeine Rechte geltend — und nicht nur in Betreff der Ausſicht. Am nächſten Morgen war die Sonne von Wolken umhüllt, und als wir am dritten Tage zur Weiterfahrt die Diligence wieder beſtiegen, geſchah es in einem Schneegeſtöber, das Tag und Nacht anhielt und uns noch beim Ausſteigen in Toulouſe umwirbelte.

Wie es zuging, daß die Ankunft einer deutſchen Flüchtlingsfamilie einigen Landsleuten in dem großen Toulouſe ebenſo ſchnell bekannt wurde wie einſt in Dijon, weiß ich nicht. Schon am zweiten Tage beſuchten uns ein junger Hannoveraner, Eugen von Hammerſtein, der aus Geſundheitsrückſichten im Languedoc lebte, und ein ehrſamer Würtemberger, der

als Schuhmachermeiſter in Toulouſe anſäſſig war, wo er ſich, da kein Franzoſe die Namen „Johann Heinrich“ ausſprechen kann, „ſchauderhaft unpaſſendlich“ wie er ſagte, Jean Henri Stobbs nennen mußte. — Beide erboten ſich zu jeder erwünſchten Hülfsleiſtung und gingen auf Bitten der Eltern ſofort ans Werk, eine Wohnung für uns zu ſuchen.

Vor dieſen beiden Helfern hatte uns ſchon ein Arzt, Dr. Morin, beſucht, den unſer Vater für ſeine beiden Jüngſten herbeirufen mußte. Die armen Kleinen hatten heftiges Fieber, verſchmähten jede Nahrung und warfen leiſe wimmernd die Köpfchen hin und her. So war es denn eine Wohltat, daß Herr von Hammerſtein ſchon am folgenden Tage den Eltern eine paſſende Wohnung nachweiſen konnte.

Die Ueberſiedlung aus dem geräuſchvollen Hotel wurde ſofort bewerkſtelligt, und kaum waren wir einigermaßen eingerichtet, als Bodo unter denſelben Symptomen erkrankte, wie Emma und Edmund; wenige Tage ſpäter folgte Mariechen und endlich auch ich. Dr. Morin nannte unſere Krankheit Gehirnentzündung; ich erinnere mich nur einer qualvollen, endlos ſcheinenden Zeit halber Bewußtloſigkeit.

Ehe unſer häusliches Elend dieſen Höhepunkt erreichte, hatte mein Vater Zeit gefunden, einige ſeiner Empfehlungsbriefe abzugeben. Der erſte Beſuch

hatte Herrn Bégé, dem Präfekten des Départements der „Haute Garonne“, gegolten, von dem des Vaters Aufzeichnungen berichten:

„ . . . Wie die Präfekten von Dijon und Lyon kam mir auch Bégé mit einem Wohlwollen entgegen, das er in der Folge mir und den Meinigen wiederholt durch wahrhaft freundschaftliche Fürsorge bewiesen hat. Nach der ersten Begrüßung und einem flüchtigen Blick in das Empfehlungsschreiben, das ich ihm überreichte, sagte er: ‚Wenn Sie mir ein Dutzend solcher Briefe brächten, könnten Sie mir nicht dringender empfohlen werden, als es bereits durch den Minister geschehen ist.‘ Dann führte er mich in seinen Familienkreis und stellte mich der Erzieherin seiner Kinder vor, die seit er Witwer ist, auch die Dame des Hauses repräsentiert. Als ich mich empfahl, entließ er mich mit der Versicherung, daß mir sowohl sein Bureau, wie seine Privatwohnnng jederzeit offen ständen, und daß er sich freuen werde, mich bald und häufig wiederzusehen.“

Dazu kam es vorläufig nicht. Die Pflege ihrer fünf schwer erkrankten Kinder nahm die Kräfte der Eltern um so mehr in Anspruch, da ihnen in der fremden Umgebung, von fremden, mit unsern Gewohnheiten völlig unbekannten Menschen, beim besten Willen nur wenig Hilfe zu teil werden konnte. Uns

auch nur auf Stunden einer franzöſiſchen Wärterin zu überlaſſen, hätte unſer Vater eben ſo wenig übers Herz gebracht wie die Mutter. So waren denn Beide Tag und Nacht in ſorgender Liebe um uns bemüht, während die arme Muteer mit Schrecken fühlte, wie ihre Erſchöpfung wuchs. — Als ich, die zuerſt Geneſende, eben im ſtande war, das Bett zu verlaſſen, mußte ſie ſich mit heftigem Fieber niederlegen.

Als der Präfekt, der ſich häufig nach unſerm Ergehen erkundigen ließ, von der Erkrankung meiner Mutter hörte, ſchickte er zu ihrer Pflege eine barmherzige Schweſter, deren Hülfe unſer Vater dankbar annahm. Leider konnte er ſich derſelben kaum 24 Stunden erfreuen; im Lauf der Nacht hatte die fromme Schweſter einen lichten Augenblick der Fieberkranken zu gemeinſamen Gebet benutzen wollen, hatte dabei erfahren, daß ihre Pflegebefohlene eine Ketzerin ſei, und ſich nun vor allem berufen gefühlt, deren arme Seele durch Ermahnungen, Drohungen und grauſige Schilderungen der ewigen Verdammnis für den Himmel zu retten. Die Kranke war dadurch in eine Aufregung geraten, die das Schlimmſte befürchten ließ, und die ſofortige Entfernung der unvorſichtigen Pflegerin nötig machte.

So war denn mein armer Vater bei der Pflege

ſeiner fünf Kranken auf die geringe Hülfe angewieſen, die ich ihm durch Ueberwachung der Geſchwiſter leiſten konnte. Glücklicherweiſe machte ihre Geneſung ungeſtörte, wenn auch langſame Fortſchritte; dagegen wurde der Zuſtand der Mutter von Tag zu Tag bedenklicher, und Doktor Morin ſchien ratlos. Ohne das abermalige Eintreten des gütigen Präfekten, der ſeinen Hausarzt, Dr. Viguérie, veranlaßte, die Kranke zu beſuchen, wäre ſie uns ſchwerlich erhalten geblieben.

Doktor Viguérie, deſſen freundliches, von weißem, lockigem Haar umrahmtes Geſicht mir deutlich vor Augen ſteht, war mit den Verordnungen ſeines Herrn Kollegen durchaus nicht einverſtanden. Nachdem er eine Weile lebhaft auf ihn eingeſprochen hatte, verfügte Dr. Morin ſelbſt das Aufgeben der bisher angewendeten Medikamente und heißen Umſchläge. An ihre Stelle trat das oft wiederholte Verſchlucken ſehr kleiner Eisſtückchen, das der Kranken ſofort Linderung gewährte und nach und nach die innere Entzündung überwand.

Inzwiſchen hatten ſich auch meine Geſchwiſter mehr und mehr erholt. Bodo und Mariechen konnten das Bett verlaſſen; Emma ſpielte, wohl eingehüllt in der Sofaecke; Edmund trank ſeine Milch und ſchlief, wie ſichs für ein kleines Kind geziemt, und

das Einzige, worüber die Mutter noch klagte, war qualvolle Schwäche, die ſich aber, wie Dr. Morin verſicherte, mit dem Eintritt der wärmeren Witterung verlieren würde.

Ehe dieſe Witterung eintrat, wurden wir jedoch von einer häuslichen Kataſtrophe heimgeſucht, die den Vater mit neuer Sorge um die geliebte Kranke erfüllte. — Glücklicherweiſe ſtellten ſich die erwarteten ſchlimmen Folgen nur in geringem Maße ein; ſchon acht Tage ſpäter konnte die Mutter ſelbſt über das Erlebnis an die Großmutter ſchreiben:

„ . . . Meine Schriftzüge ſagen Dir, daß es mir beſſer geht, aber ich liege noch immer zu Bett und mein Befinden iſt ſo ſchwankend, daß mein armer Carl nicht zur Ruhe kommt. Was habe ich aber auch wieder erleben müſſen! —

„Vor acht Tagen brach in dem Kamin zwiſchen unſern beiden Schlafſtuben Feuer aus. Denke Dir meinen Schrecken, meine Angſt! Denke Dir den Lärm von Hunderten von Menſchen, die neugierig herbeiſtrömten, ſich drängten, ſchrieen, Türen zuſchlugen u. ſ. w. Dazu der erſtickende Rauch, das Krachen der eingeſchlagenen Kaminwand, das Kniſtern der Flammen, die weinenden Kinder, unſere übereinander geworfenen Sachen, das Gefühl meiner Hülfloſigkeit. Das Feuer wurde glücklich gelöſcht — ein Balken in

der Kaminwand, wo nie ein Balken ſein darf, hatte es veranlaßt. — In den zerſtörten Zimmern konnten wir aber nicht bleiben; im Hauſe war alles beſetzt — wir mußten ausziehen. — Denke Dir dieſe Laſt für Carl; hätten ihm nicht ein paar gefällige Landsleute beigeſtanden, er hätte erliegen müſſen. Mich ſetzte man in einen Lehnſtuhl, trug mich die Treppe hinunter an die Portechaiſe, und mit dieſer in die neue Parterre-Wohnung bis ans Bett.

Den 23. „Daß unſer, Dir geſtern erzähltes Erlebnis nachteilig auf mich wirken mußte, kannſt Du, liebes Mütterchen, ſelbſt ermeſſen. Dennoch hatte der Wohnungswechſel auch ſein Gutes. Die halbgeneſenen Kinder, aus der Atmoſphäre ihrer Krankenſtube in ein Haus verſetzt, neben dem ein Blumengärtchen friſche Luft und Sonnenſchein ſpendet, erholten ſich zuſehends, und mir hat unſere neue Wirtin geradezu das Leben gerettet. Sie hatte große Teilnahme für meinen Zuſtand, erkundigte ſich nach meinem Arzt, ſeiner Kurmethode und Diät. — Dabei geriet ſie in den heftigſten Zorn; „Ce méchant médecin tue cette pauvre dame“, ſagte ſie zu Carl, beſchwor mich, dem Arzt nicht länger zu gehorchen, und verſicherte, es gäbe hier zu Lande gewiſſenloſe Doktoren, die ihre Patienten, um ſie länger in Behandlung zu behalten, durch Hungern zur Entkräftung,

ja bis zum Tode brächten. Verglich ich dieſe Behauptung mit dem Verfahren meines Arztes, ſo mußte ich fürchten, daß ſie recht hatte. — Als die Geneſung eintrat, wurde mir als einziges Stärkungsmittel „tisane de veau“ gegeben, d. h. Waſſer, das man kochend auf ein Stück ungeſalznes Kalbfleiſch gießt, einige Minuten darauf ſtehen läßt und lauwarm dem unglücklichen Kranken aufnötigt. Als ich mich endlich weigerte, das ekelhafte Gebräu weiter zu nehmen, bekam ich dünne, ebenfalls ungeſalzne Hühnerbouillon, die mir ebenſo widerlich war. — Nun beſiegten die Vorſtellungen der Wirtin meine Bedenklichkeit; ich fing an zu eſſen, die Schwäche minderte ſich, und bald kam mit dem Gefühl wiederkehrender Kraft auch neuer Lebensmut. Ich glaube, daß ich jetzt ſchon einige Stunden außer Bett ſein könnte, wenn Haus und Wetter es erlaubten. Aber zwiſchen Tür und Fenſter iſt ein beſtändiger Zug; das Kamin gibt uns Wind, ſtatt Wärme; das viele Holz verbrennt beinahe umſonſt. Dabei lag geſtern und vorgeſtern — d. h. am 21. und 22. März — in unſerm Gärtchen fußhoher Schnee; ſo iſt der viel geprieſene ‚Midi de France‘“.

Dieſer Nachwinter war jedoch, wie wir von allen Seiten hörten, eine ſeltne Erſcheinung im Languedoc, und ſobald der Schnee, von dem die Mutter berichtet,

geſchmolzen war, zog in voller Pracht der Frühling ein, und ſpendete ſelbſt unſerm, von hohen Häuſern umſchloſſnen Gärtchen die Veilchenfülle, die als Touloufens Wahrzeichen gilt.

Aber trotz der milden, durchſonnten Luft, die nun in die offnen Fenſter drang, machte die Geneſung unſerer lieben Kranken nur langſame Fortſchritte, und wie trübe ihre Stimmung war, ſagt ein Brief, der Mitte April begonnen, erſt in den letzten Tagen des Monats vollendet wurde. Nachdem die Mutter Tante Amalie über den Verlauf ihrer Krankheit berichtet hat, fährt ſie fort:

„ . . . Viele Tage ſind vergangen, in denen mir die heftigſten Kopfſchmerzen das Weiterſchreiben unmöglich machten. — Ach, Mally, wie viel von dem was Du in Deinem Briefe als mein Glück rühmſt, iſt mir ſeit langer Zeit — vielleicht auf immer verloren gegangen! — Du nennſt mich ‚die Ernährerin der Meinen‘; bin ich's denn noch? werde ich's je wieder ſein? — Die Krankheit hat mir den Reſt meiner Kraft genommen, ſo daß ich jetzt nicht einmal meine Pflichten als Hausfrau erfüllen kann. Wie vieles muß ich Clärchen aufbürden, was eigentlich ihre Kräfte überſteigt. Ehe ich aufſtehen durfte, war ſie ſechs Tage lang unſere Köchin und weinte ihre bittern Tränen, als ihr nicht alles geriet. — Sie

geht morgens mit der Magd auf den Markt, um einzukaufen, damit das einfältige Ding ſich nicht betrügen läßt. Und mein kleiner Edmund verleugnet mich ganz, denn Clärchen iſt noch immer ſeine Pflegemutter; ſie kocht für ihn, badet, kleidet, füttert und wartet ihn. Auch zu den notwendigſten Nähereien fehlt mir oft die Kraft. Am meiſten aber fürchte ich, daß, wenn einmal der Stoff zu Ende iſt, den meine Feder jetzt bearbeitet, der aber ſchon in der Schweiz vollſtändig geordnet vor meinem inneren Auge lag, meine Phantaſie mir höchſtens noch vorſpiegeln kann, wie man Braunſchweiger Zuckerkuchen bäckt, oder daheim Gänſefleiſch einkocht. — Liebſte Amalie, ſo geiſtig und körperlich ſich ſelbſt verlieren, iſt hart! Aber woher ſoll mir Erfriſchung kommen? woran ſoll ich mich aufrichten? — Vor Jahresfriſt war jeder Blick aus meinen Fenſtern über See und Alpenkette Erquickung für Augen und Seele. Jetzt — ich will nicht undankbar ſein — jetzt ruht das Auge ja auch auf grünem Geſträuch und ein paar blühenden Bäumen. Aber ach! ſie erzählen mir nur, wie jenſeit der hohen, gelben Mauern, die unſer Gärtchen ſo eng, ach ſo eng begrenzen, der Frühling prangt, aber nicht mehr, vielleicht *nie mehr* für mich! — Ich hatte mich auf die Nachtigallen im ſüdlichen Frankreich gefreut — in der Schweiz gab es keine — aber

werde ich ſie hören? — Vor einem Jahre konnte ich noch zu einem guten Buche greifen; jetzt iſt mir auch dieſe Erholung verſagt, denn deutſche Bücher ſind hier nicht aufzutreiben, und die unſrigen ſtehen noch, in Kiſten verpackt, jenſeit der Schweizer Grenze. — Aber Not lehrt beten, und Langeweile hilft überſetzen. So laſſe ich mir denn einen franzöſiſchen Dichter holen — ich leſe, finde Worte, Wortgeklingel, aber nicht Herz, nicht Seele, nicht Geiſt — der für mich mehr bedeutet, als Witz und Ironie. — Ich werfe das Buch beiſeite und fühle wieder, daß ich verbannt bin; abgetrennt von aller Lebensfreude. — Vor Jahresfriſt beſuchten uns noch viele Landsleute; es waren keine Jugendfreunde — ja, außer unſerm guten, närriſchen, verſchollenen Philoſophen, ſtand mir keiner gemütlich nahe; aber es waren Männer von Geiſt unter ihnen, und ſelbſt ihr Pantheismus, den ich heftig bekämpfte, war mir lieber, als die Bigotterie und Beſchränktheit, der ich hier bei unſern Bekannten begegne. Hat mir doch neulich eine Dame ganz naiv ins Geſicht geſagt, daß, obwohl wir Proteſtanten nie den Himmel mit ihnen teilen könnten, dieſe Ueberzeugung kein Hindernis ſei, auf Erden freundlich mit uns zu verkehren. — Die hieſigen Proteſtanten ſind aber ebenſo intolerant, wie die Katholiken. Dazu die drei politiſchen Parteien, die ſich

auf's bitterſte bekämpfen: alte, vornehme Karliſten, die für die Rückkehr der Bourbonen arbeiten; Beamte und Bürger, die für Louis Philipp eintreten; endlich die jüngern, weltſtürmenden Republikaner. Nein, unter ſo viel Haß und Streit könnte ſich auch eine Glücklichere nicht wohl fühlen. ‚Du haſt ja noch Mann und Kinder!‘ rufſt Du mir tröſtend zu — ſo tröſtend, als ob Du nie geheiratet hätteſt. — Kennſt Du denn die Männer ſo wenig? — gehören ſie uns denn noch nach längerer Ehe? — Wohl jeder Frau, die ihren Gatten auf keine ſchlimmere Weiſe abtrünnig werden ſieht, als ich. Carl gehört tändelnd, ſchäkernd den beiden kleinſten Kindern; ſein Ernſt den Studien und der Politik. Selbſt an der Ausbildung unſerer ältern Kinder nimmt er, meiner Anſicht nach, zu wenig teil. — Und dieſe lieben, lieben Kinder, mein Troſt, ſogar ſchon eine Art von Stütze — geben ſie mir nicht auch Anlaß zu tauſendfacher Sorge? — Was ſoll in dieſem ſchrecklichen ſüdlichen Frankreich, deſſen Schulen man uns fälſchlicherweiſe ſo ſehr gerühmt hat, aus ihrem Unterricht werden? . . .“

Wie berechtigt dieſe Sorge war, ſollte bald auch darauf mein Vater erfahren. — Er hatte aus Montpellier warme Empfehlungen an die proteſtantiſchen Chefs des Bankhauſes „Courtois frères“ mitgebracht, wurde als Glaubensgenoſſe zuvorkommend aufgenom-

men, und wandte ſich an ſie mit der Bitte, ihm bei der Wahl paſſender Schulen für ſeine beiden Aelteſten behilflich zu ſein. — Das Ergebnis eingehender Beratung im Courtois'ſchen Familienkreiſe war jedoch, daß für uns hier zu Lande nur von Privatunterricht die Rede ſein könne. Die gebildeten proteſtantiſchen Familien ſchickten ihre Söhne und Töchter in die Erziehungsanſtalten der franzöſiſchen Schweiz; die kleine Privatſchule, in der die Kinder proteſtantiſcher Handwerker und Arbeiter unterrichtet wurden, war aber — abgeſehen von allem Andern — nicht zu empfehlen, weil wir dort von unſeren Mitſchülern ſchlechtes Franzöſiſch lernen würden. — Die Verſuche des Vaters, uns in katholiſchen Lehranſtalten Aufnahme zu verſchaffen, ſcheiterten — wie ihm vorausgeſagt war — an ſeiner Forderung, daß unſer Religionsunterricht dem proteſtantiſchen Geiſtlichen vorbehalten bleiben müſſe. — Der Vorſteher einer katholiſchen Knabenſchule gab ihm auf dies Verlangen offenherzig zur Antwort: Ketzerkinder könnten nur zugelaſſen werden, wenn ihrer Bekehrung zum rechten Glauben von keiner Seite Hinderniſſe bereitet würden.

Was nun? ſelbſt wenn unſere Mutter mit der Zeit wieder fähig wurde, uns wie früher zu unterrichten, des Franzöſiſchen war ſie nicht mächtig; uns darin wenigſtens Privatſtunden geben zu laſſen,

hielten die Eltern für geboten; aber wo ſollte das in unſerer beſchränkten Wohnung geſchehen?

Wie immer wußte auch diesmal Madame Trémoulé, unſere Hauswirtin, Rat. In der Nachbarſchaft wohnte eine Madame Dériſſet, eine — wie alle Welt wußte — ganz ausgezeichnete Lehrerin aus Paris, die aber, um Mann und Kind nicht halbe Tage lang zu verlaſſen, nur in ihrer Wohnung unterrichten wollte, obwohl ſie dafür nicht ſo gut bezahlt wurde, als wenn ſie zu den Schülerinnen gegangen wäre. Vielleicht, da dieſe Marotte unſern Wünſchen günſtig war, hätte Madame de Glumère nichts dagegen, ihre Kinder der Dame anzuvertrauen, die im übrigen ganz vernünftig ſein ſollte, und den echten Pariſer Dialekt beſaß.

Madame de Glümère hatte in der Tat nichts dagegen, und da ſie noch nicht ausgehen durfte, begab ſich unſer Vater zu Madame Dériſſet, hatte ſie aber nur flüchtig geſprochen. Sie wollte am folgenden Morgen zu weiterer Verabredung zu uns kommen.

Die Mutter erſchrak; wie würde ſie ſich vor der Dame mit dem Pariſer Accent blamieren. Daß ich beordert wurde, bei der Unterredung mit der Gefürchteten zugegen zu ſein, um nötigenfalls Dolmetſcherdienſte zu leiſten, erfüllte auch mich mit

Beſorgnis; aber ſchon das Lächeln, mit dem die große, blaſſe Frau auf uns zutrat, beſiegte meine Scheu, und im nächſten Augenblick hätte ich ihr um den Hals fallen mögen, denn ſie beantwortete den verlegenen Gruß der Mutter in fließendem Deutſch.

Sie ſtammte aus Straßburg, hatte — wie ſie der Mutter erzählte — jahrelang als franzöſiſche Gouvernante in Lübeck gelebt, nach der Rückkehr in die Heimat den Hauptmann Dériſſet geheiratet, und war, als er durch Kränklichkeit gezwungen wurde den Abſchied zu nehmen, mit ihm in ſeine Vaterſtadt Toulouſe gezogen. Hier hatte ſie ihre Lehrtätigkeit wieder aufgenommen, um womöglich — da weder ſie noch ihr Mann Vermögen beſaßen — für ihre kleine Mélanie, ihr einziges Kind, eine beſcheidene Mitgift zuſammen zu bringen.

Mich als Schülerin aufzunehmen war ſie bereit, aber auch Bodo zu unterrichten, wagte ſie nicht; ſie hätte damit gegen die Landesſitte verſtoßen, die gebietet, Knaben und Mädchen ſtreng auseinander zu halten. Selbſt die Möglichkeit, daß in Madame Dériſſets Vorzimmer die ihr anvertrauten jungen Mädchen einem zehnjährigen Jungen begegneten, mußte vermieden werden.

So nahm ich denn allein zweimal wöchentlich franzöſiſche Sprachſtunden bei der vorſichtigen Dame,

und lernte dabei ein Familienleben kennen, das mir höchſt wunderbar vorkam.

Das Kommando führte Mademoiſelle Mélanie, ein hübſches, vierjähriges Püppchen, das unaufhörlich bedient, gehätſchelt, bewundert ſein wollte, und alle Verbote mißachtend, ſelbſt bei der unterrichtenden Mama eindrang. Dem Kinde gegenüber erlaubte ſich die Mutter nur ein klagendes: „mais soyez donc sage, ma chérie!“ während nach der Stunde Monſieur Dériſſet in ſchärferm Tone erſucht wurde, auf „ſeine Tochter“ beſſer Acht zu geben. Der kleine, behäbige Herr begnügte ſich dann meiſt mit der Frage: „Que voulez-vous, que j'y fasse, chère amie, si elle ne m'écoute pas?“ Darauf konnte Madame nur mit dem Achſelzucken der Ratloſigkeit antworten, und der häusliche Friede war hergeſtellt.

Madame begab ſich dann wieder in die salle à manger, das kleine Eßzimmer, das hier zugleich Schulſtube war, damit der Salon für höchſt ſeltene, aber doch mögliche Beſuche ſeinen Glanz bewahrte; und Monſieur Dériſſet — oder wie er ſich lieber nennen hörte, mon capitaine — zog ſich mit Mademoiſelle Mélanie in die Küche zurück, wo er eine dreifache Aufgabe zu erfüllen hatte. Erſtens mußte er, da ſeine Frau nur eine Aufwärterin hielt, den am Kaminfeuer brodelnden Suppentopf beaufſichtigen;

zweitens die zahlloſen Anforderungen ſeiner kleinen Tyrannin zu erfüllen ſuchen; endlich in einer am Fenſter eingerichteten Werkſtatt kleine, rote Saffianſchuhe anfertigen, die einzige Fußbekleidung, mit der Mademoiſelle Mélanie ſich auf der Straße zu zeigen geruhte. Das ſo durch ſeiner Hände Arbeit geſchmückte Töchterchen nach dem ſpäten Diner ſpazieren zu führen, war des wackern Papas Wonne. Die arme Mama hatte inzwiſchen die ſchriftlichen Arbeiten der Schülerinnen durchzuſehen oder Beſorgungen zu machen. Aber Sonntags wurde auch ſie mitgenommen und durfte ſich mit freuen, wenn ihre Mélanie von Vorübergehenden „une jolie petite“ genannt wurde. Der wiederholte Verſuch, die Kleine mit meinen Geſchwiſtern zu befreunden, mißlang; wo neben ihr andere Kinder beachtet wurden, fühlte ſie ſich unbehaglich und verlangte weinend nach Haus.

Madame Dériſſet aber fuhr fort, uns zu beſuchen, um — wie ſie freimütig geſtand — ihr Deutſch etwas aufzufriſchen. Meine Mutter ſchreibt über ſie an Tante Amalie:

„. . . Unter den wenigen Bekannten, die, ſeit ich mich wohler fühle, hin und wieder ein Stündchen mit mir verplaudern, iſt auch eine Elſäſſerin, mit der ich Deutſch ſprechen kann. — Sie iſt eine kluge, praktiſche Frau, die mit offnen Augen durchs

Leben geht, und mir über hieſige Zuſtände manchen, meiſt unerfreulichen Aufſchluß gegeben hat. — Geradezu haarſträubend iſt, was ſie mir über Volksbildung und Volksſchulen mitteilt. Für Bauern und den niedern Bürgerſtand ſind Leſen und Schreiben noch heute unbekannte Künſte. In den Volksſchulen lernt der Schüler aus einem, in dieſem Jahre — 1837 — erſchienenen Geographie-Buche, daß ſich die Sonne, gleich dem Monde, um die Erde dreht, weil das — wie es in der Vorrede heißt — dem Kinde verſtändlicher iſt, als das Gegenteil. — In einer hieſigen Brüderſchule wird gelehrt, jeder Stern ſei eine kleine Wohnſtätte für die Seelen ungetauft verſtorbener Kinder, die Gott — vermöge ſeiner Gnade — nicht zur ewigen Höllenqual verurteilen wolle, aber — vermöge ſeiner Gerechtigkeit — unmöglich in den wahren Freudenhimmel aufnehmen könne, der einzig und allein für ſtreng-gläubige Katholiken vorbehalten ſei. — Die Flammen der feuerſpeienden Berge erklärt man in den Volksſchulen für Ausbrüche des Höllenfeuers, und von der tropiſchen Sonnenhitze erzählt man den Schülern, daß ſie Töpfe mit Waſſer zum Sieden bringe. — Auch um die Ausbildung der Töchter beſſerer Stände iſt es ſchlecht beſtellt. Sie werden meiſt in ein mehr oder weniger vornehmes Kloſter geſchickt, wo ſie ſich

vor allem an ſtrenge Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten zu gewöhnen haben, gründlich in ihrer Mutterſprache und kunſtvollen Stickereien unterrichtet werden — und wenn ſie ſich eines guten Gedächtniſſes erfreuen, ſowohl die Namen aller franzöſiſchen Herrſcher, von Pharamund bis Louis Philipp, ſowie die der 86 Départements, nebſt deren chef-lieux und Sous-préfectures am Schnürchen herſagen lernen. Was außerhalb der franzöſiſchen Grenzen liegt, bleibt für ſie in einen Nebel gehüllt, in dem ſie ſich nicht zurecht finden können. Auch die Schulen für kleinere Knaben werden meiſt von geiſtlichen Brüderſchaften, nach Art der Volksſchulen geleitet. Was haben die armen Jungen erſt wieder zu vergeſſen, wenn ſie in höhere Lehranſtalten übergehen! — Merkwürdig iſt mir die Gelaſſenheit, womit meine Berichterſtatterin dieſe Mißſtände anſieht. ‚Bei uns iſt das nun einmal ſo!‘ damit beruhigt ſich die Franzöſin und bleibt — obwol ſie jahrelang in Deutſchland gelebt und beſſere Zuſtände geſehen hat — feſt überzeugt, daß Frankreich das vollkommenſte Land der Erde, die Pflanzſtätte aller Kultur iſt. — Eine Freundin kann ſie mir nicht werden, aber welche Erquickung es für mich iſt, über die Kinder und häusliche Angelegenheiten mit einer Frau Deutſch ſprechen zu können, wirſt Du mir nachfühlen …“

Auch anderer Verkehr hatte ſich, während die Mutter genas, nach und nach angeſponnen. — Freilich nur im eignen Hauſe; Beſuche zu machen, oder Einladungen anzunehmen, die ſie ihren Kindern entzogen hätte, konnte ſie ſich nicht entſchließen. Aber wie einſt in Dijon und Zürich war ihr jeder Gaſt willkommen, der im häuslichen Kreiſe fürlieb nahm.

Die höchſte Freude erregte — auch bei Bodo, Mariechen und mir — das Wiederauftauchen des Polen Krupski, der aus Dijon verwieſen, nach Toulouſe gegangen war, um hier Jura zu ſtudieren. Ein bejahrter Student, deſſen Haar ſchon leicht ergraute. Dennoch hoffte er nach beſtandenem Examen noch „fährr was Großes zu werrden“. Beim Abſchied in Dijon hatte er unſere Mutter gefragt, ob ſie ſich nicht auch „packen“ wolle. — Wenn wir Kinder über ſein ſeltſames Deutſch lachten, ſo lachte er mit, war überhaupt — wie man in Braunſchweig ſagt — „ein Herze von einem Menſchen“. In Dijon hatten ihn Tante Schritzka und das Dreigeſtirn Müller-Redlich-Mummel verdunkelt; hier wurde er Hauptperſon.

In meiner Gunſt hatte er freilich einen Nebenbuhler an dem jungen Herrn von Hammerſtein, der uns bei unſerer Ankunft aufgeſucht hatte, vor dem allgemeinen Krankwerden zuweilen bei uns geweſen

war und nun wiederkam; auf kurze Zeit aber nur, da er bald darauf nach Spanien ging. Von meiner Sehnsucht nach deutschen Büchern gerührt, gab er mir, mit Bewilligung der Mutter, Müllners Schicksalstragödie „Die Schuld“ und erwarb damit meine unauslöschliche Dankbarkeit. Das Pathos der Verse und der schauerliche Inhalt, der so angenehmes Gruseln erregte, entzückten mich. — Leider wollten sich aber weder Mutter noch Geschwister mit mir gruseln oder für Müllner begeistern, obwohl ich nicht müde wurde, ihnen meine Lieblingsstellen vorzudeklamieren.

Von den nur durchreisenden Deutschen, die ab und an bei uns vorsprachen, ist mir nur ein junger Mann im Gedächtnis geblieben, der ein paar Mal zum Essen kam und mit angenehmer Stimme zur Guitarre deutsche Lieder sang. Zwei derselben, die ich vorher nie gehört hatte und erst nach Jahren wiederhören sollte, machten mir einen tiefen Eindruck: Schuberts „Wanderer“ und „Erlkönig“. Der junge Mann, der sie sang, hieß damals Schlemmer; woher er kam, wohin er ging, was sein Beruf war, habe ich vergessen. In späteren Jahren ist er unter dem Namen Ernst Mahner als Mäßigkeits-Apostel und Kraftmensch durch Deutschland gezogen. Mein

Vater hat ihn zwiſchen Eisſchollen über den Rhein ſchwimmen ſehen.

Seitdem die Geneſung der Mutter ſoweit vorgeſchritten war, daß ſie ausgehen durfte, führte ſie der Vater täglich ſpazieren. Bis ins Freie zu gelangen, war ihr anfangs nicht möglich, denn Droſchken und Straßenbahnen gab es noch nicht. So wurden denn die Sehenswürdigkeiten im Innern der Stadt — nach und nach in immer weiterem Kreiſe — aufgeſucht. Abwechſelnd durften Bodo und ich die Eltern begleiten, oder hatten Jeanneton zu beaufſichtigen, die mit den drei Kleinen auf die Promenade geſchickt wurde.

Unſeren Stadtwanderungen ſchloß ſich häufig der gute Krupski an, der neben ſeiner Jurisprudenz auch die Geſchichte der alten Stadt Toulouſe ſtudiert zu haben ſchien. Ueber vorhandene und verſchwundene Bauwerke, beſtehende oder abgekommene Gerechtſame, Sitten, Trachten wußte er Beſcheid und ſchwärmte für verfallne Treppen, Brunnen oder Mauerreſte in Winkeln und Höfen, von denen Eingeborene wie Hauptmann Dériſſet oder unſere Hauswirtin nie gehört hatten.

Dennoch blieben Krupski's Bemühungen, meine Mutter für Toulouſe zu erwärmen, das er „vill mährr ſchönn“ fand als Dijon, ohne Erfolg. Auch

ſie hatte zu ihrem Roman „Die graue Nonne“ eingehende Studien gemacht und daraus ein Bild des alten Toulouſe gewonnen, dem das neue ſo wenig entſprach, daß ſie ſich immer wieder enttäuſcht fühlte. — In das ſchmuckloſeſte altersgraue Gemäuer hätte ſie ſich die poetiſchen Wettkämpfe der Jeux-floraux und die Verteilung der drei goldnen Preiſe: Veilchen, Heckenroſe und Ringelblume oder die würdige Schar der Capitouls hinein denken können, wie ſie in Scharlachmänteln, mit Hermelinpelerinen und Kappen Gericht hielten.

Aber ſtatt des alten Capitouls, das im Lauf der Zeiten, je nach Bedürfnis vergrößert oder umgeſtaltet, mit den Erinnerungen, die ſeine ſtillos zuſammengefügten Teile wachriefen, ein unſchätzbares hiſtoriſches Denkmal geworden war, ſteht jetzt, ſchwerfällig-prunkvoll ein mächtiges Gebäude aus der Mitte des 18. Jahrhunderts dem Beſchauer gegenüber.

Während Krupski den Marmorſäulen der langen Façade, ihren Wappenſchildern, Medaillons und allegoriſchen Figuren eine Lobrede hielt, ſchüttelte die Mutter den Kopf und erklärte: das alles ſage ihr nichts, ſei zu neu, zu friſch aufgeputzt. — „Ja, fährr gutt putzt man!“ antwortete unſer freundlicher Führer und berichtete, daß im Giebelfelde des Mittelbaues „in ewigen Marmorſtein gehauen“, nacheinander

Ludwig XV., die Freiheitsgöttin, Napoléon und Ludwig XVIII. geprangt haben. Jetzt sah von dort Ludwig Philipp auf seine gute Stadt Toulouse hernieder.

Verschwunden wie das alte Kapitol waren auch die von Ulmen beschatteten Ziehbrunnen, die sich ehemals, wie die Mutter gelesen hatte, an jeder Straßenkreuzung befanden, mit Steinbänken versehen waren und in der Abendkühle den Nachbarn als Versammlungsplatz dienten. — Der Lieblingsbaum der Einwohner ist die Ulme jedoch geblieben; sowohl das „Grand rond“, die Hauptpromenade der Stadt, wie die Allee Lafayette, ihre schönste Straße, und beide Ufer des „Canal du midi“ sind damit bepflanzt.

Von den vielen, zum Teil sehr alten und sehr reichen Kirchen wurden nur zweie besichtigt. Die finstern, beinah drohenden Blicke, die uns trafen, wenn wir kein Weihwasser nahmen und ohne Kniebeugen an den Altären vorüber gingen, waren der Mutter unheimlich. — St. Etienne, die Kathedrale, fiel Bodo zu; mir St. Sartunin, im Volksmunde St. Sernin genannt.

Da unsere Wohnung in einem Winkel des weiten, damals arg vernachlässigten Platzes lag, der diese Kirche umgiebt, war mir ihr Aeußeres längst bekannt, machte

mir aber trotz ihrer Größe nicht im Entfernteſten den überwältigenden Eindruck des Erhabenen, Feierlichen, den mir das Straßburger Münſter hinterlaſſen hatte. Auch in ſeinem Innern beſchäftigte mich thörichten Kindskopf mehr als das ehrwürdige Alter des Gotteshauſes, deſſen Grundmauern, wie der Vater wußte, aus dem 11. Jahrhundert ſtammen, mehr als ſeine fünf Langſchiffe, drei Querſchiffe und neun Kapellen, mehr als ſeine in Silber, Gold und Edelſteine gefaßten Reliquien, koſtbaren Kirchenfahnen und Altargeräte, die Sage von der „Mitternachtsmeſſe", die hier — mit Ausnahme der Chriſtnacht — ſeit Jahrhunderten gefeiert werden ſoll und nie zu ſtande kommt.

Wenn alle Andächtigen ſich entfernt haben, alle Türen geſchloſſen ſind, wird die Finſternis der weiten Hallen nur am Allerheiligſten und am Silberſchrein, der die Gebeine des Heiligen Euxuperus umſchließt, vom matten Schimmer einer ewigen Lampe erhellt. Aber ſobald der erſte Schlag der Mitternachtsſtunde ertönt, flammen alle Kerzen des Hochaltars auf, aus der Sakriſtei tritt im Meßgewande, den goldnen Abendmahlskelch in den Händen, ein bleicher Prieſter ruft dreimal und ſo laut, daß es von allen Gewölben wiederhallt: „Iſt keiner hier, der aus Barmherzigkeit die heilige Meſſe bedienen will?" Aber niemand

antwortet, und mit dem zwölften Glockenſchlage verſchwindet der Prieſter und verlöſchen die Kerzen.

Dieſe Spukgeſchichte wurde Bodo und mir von einem lungenkranken Kloſterſchüler erzählt, der ſich zur Erholung bei ſeinen über uns wohnenden Eltern befand, und den größten Teil des Tages in unſerm gemeinſchaftlichen Gärtchen zubrachte. Wir nannten ihn den kleinen Abbé; er wollte Geiſtlicher werden, war in der Geſchichte der Heiligen wohl bewandert, und immer bereit, uns aus ſeinem Wiſſensreichtum etwas mitzuteilen.

Da uns die Eltern verboten hatten, gläubige Katholiken durch Widerſpruch zu verletzen, ahnte er nicht, daß die Legenden, die wir in aufmerkſamem Schweigen anhörten, für uns nur mehr oder weniger intereſſante Märchen waren. Den geſpenſtigen Prieſter in der St. Sernin-Kirche konnte ich aber nicht ſtillſchweigend hinnehmen. Die Hauptſache war doch, zu erfahren, für welche Miſſetat er zu büßen hatte, und was geſchehen wäre, wenn ſich der ſo lange vergebens herbeigerufene Miniſtrant endlich eingeſtellt hätte.

Auf meine Frage erhielt ich jedoch nur den Beſcheid, daß Beides im Lauf der Zeit in Vergeſſenheit geraten ſei. Aber daß ſich der unheimliche Vorgang — mit Ausnahme der Chriſtnacht — auch jetzt noch

in jeder Mitternachtsſtunde wiederhole, wiſſe ganz Toulouſe, und Mancher, der genötigt geweſen ſei, um dieſe Zeit an St. Sernin vorüber zu gehen, habe mit Grauen, Gebete murmelnd, vor den erleuchteten Kirchenfenſtern die Flucht ergriffen. — Die Frage zu unterdrücken, ob nicht das ſich ſpiegelnde Mondlicht dieſe Erleuchtung hervor gezaubert habe, war ſchwer — aber ich tat es.

Trotz aller Rückſicht und Vorſicht ſollte ich jedoch dem Schickſal nicht entgehen, durch mein Ketzertum Aergernis zu geben.

Eines Tages, als ich mich eben anſchickte, zur franzöſiſchen Stunde zu Madame Dériſſet zu gehen, erſchien ſie bei uns, um mit verlegener Miene und mit wiederholten Verſicherungen, wie leid es ihr tue, meiner Mutter mitzuteilen, daß ſie mich nicht weiter unterrichten könne; ein unglücklicher Zufall ſei ſchuld daran. — Wie ſie erzählte, waren mir Tags zuvor ihre frommen Wirtsleute begegnet, hatten voll Entrüſtung bemerkt, daß ich an einem Prieſter, der mit dem Allerheiligſten des Weges kam, ohne Kniebeugen und Kreuzſchlagen vorbei gegangen war, und hatten vom Vater des kleinen Abbé, der den Skandal mit angeſehen, erfahren müſſen, daß ich einer proteſtantiſchen Familie angehöre.

Ein Proteſtantenkind in ihrem Hauſe ein und

aus gehend — das war zu viel für die frommen Leute! Mit bittern Vorwürfen hatten ſie Dériſſets überhäuft, und ihnen nur die Wahl gelaſſen, entweder der ketzeriſchen Schülerin ſofort den Laufpaß zu geben, oder am nächſten Termin eine Wohnungskündigung zu erhalten. — Da ſie, wie Mme. Dériſſet meinte, in jeder andern Wohnung dasſelbe erleben konnten, und ſich in der jetzigen behaglich fühlten, hatten ſie ſich — mit blutendem Herzen, wie die franzöſiſche Höflichkeits-Phraſe lautet — der Bedingung der Wirtsleute gefügt. Daß ſie außer dem Hauſe keine Stunden gebe, wüßten wir, ſchloß Mme. Dériſſet; aber wenn es meine Mutter erlaube, werde ſie gern hin und wieder im Abenddunkel zu einem Plauderſtündchen zu ihr kommen.

Das lehnte meine Mutter ab. Ein Verkehr, der aus irgend welchem Grunde das Tageslicht zu ſcheuen hatte, war nicht nach ihrem Sinn. — Noch ein paar bedauernde Worte von Seiten der Franzöſin; ein paar Dankesworte von der Mutter und mir — und die Bekanntſchaft, die ſo freundlich begonnen hatte, endigte für die beiden Frauen mit einem Mißklang, für mich mit einer Flut von Tränen; Madame Dériſſets Unterricht war mir lieb geworden.

Dies peinliche Erlebnis, das der Mutter Antipatie gegen Toulouſe verſchärfte, hatte noch weitere Folgen.

— Die Nachbarſchaft, die ſich bisher um unſer Glaubensbekenntnis nicht gekümmert hatte, wollte fortan nicht weniger „gut katholiſch“ ſein, als die Wirte der Dériſſets. Den Kindern, mit denen Bodo und Mariechen hin und wieder auf dem St. Serninplatze geſpielt hatten, wurde der Verkehr mit ihnen verboten; unſre gute, einfältige Jeanneton kam mehrmals weinend nach Haus, weil ihr die Bäckerfrau oder der Kaufmann eingeredet hatten, daß ihr Seelenheil bei uns in Gefahr ſei; es geſchah ſogar, daß uns, wenn wir ohne den Vater ausgingen, aus Gaſſenbuben-Kehlen der Singſang verfolgte:

„Les protestants, les hérétiques!
Les hérétiques, les protestants!“

In dieſer Umgebung auszuhalten, war unmöglich.

Die Mutter wäre am liebſten weit fort gegangen; aber der Vater hielt es für geboten, noch eine Weile in Toulouſe zu bleiben. Die Gründung einer Profeſſur der deutſchen Sprache, auf die man ihm in Montpellier Hoffnung gemacht hatte, ließ zwar — obwohl ſich der Präfekt Bégé und mehrere Univerſitäts-Profeſſoren dafür intereſſierten — noch immer auf ſich warten, ſollte jedoch, wie von verſchiedenen Seiten verſichert wurde, durchaus nicht aufgegeben ſein; bis dieſe Angelegenheit endgültig entſchieden war, boten aber die politiſchen, induſtriellen und religiöſen Ver-

hältniſſe des Languedoc zu Zeitungsberichten nach Deutſchland Stoff in Fülle. — Dieſen Vernunftgründen gab die Mutter nach, und begnügte ſich mit der Ueberſiedlung nach der Vorſtadt St. Cyprien, die ſich am Ufer der Garonne hinzieht.

Unſre neue Wohnung war nichts weniger als behaglich; ſtatt des Blumengärtchens, in das wir bisher hinaus ſahen, ſtanden uns jetzt hohe, graue Häuſer gegenüber, und ſtatt der Ruhe des St. Serninplatzes umgab uns hier der Lärm einer Verkehrsſtraße. Dennoch fühlte ſich die Mutter wie erlöſt durch den Wechſel der Umgebung.

Im Kirchſpiel des Heiligen Saturnin, das ſeit Menſchengedenken der Wohnſitz wohlhabender, ſtreng katholiſcher Familien iſt, hatte ſich, mit dem Hab und Gut der Väter, auch deren Haß gegen Andersgläubige vererbt. In St. Cyprien dagegen, wo für das tägliche Brot gearbeitet wurde, und Frauen nicht nur in Laden und Werkſtatt, ſondern nach franzöſiſcher Sitte ſchon damals im Comptoir und Büreau des Mannes Gehülfinnen waren, hatte man nicht Zeit, ſich neben der Sorge für das eigne Seelenheil, auch um das des lieben Nächſten zu kümmern.

So blieben wir denn von außen unbehelligt, und wenige Wochen nach dem Umzuge wurde dem häuslichen Leben langentbehrtes Behagen zu teil. — Die

erſehnten Kiſten, die, nachdem ſie monatelang an der Grenze gelagert hatten, und dann irrtümlicherweiſe nach Marſeille expediert waren, kamen an. — Ihr Inhalt ergänzte die Mängel der Wohnung; gab ſogar dem ‚Salon‘ etwas Anheimelndes, als von ſeiner Hauptwand Tante Amaliens Bildnis auf uns nieder ſah, und die Konſole zwiſchen den Fenſtern durch ein Bücherregal erſetzt war. Da ſtanden nun auch die lieben weißen Bändchen der Meyerſchen „Miniatur-Bibliothek“, das Abſchiedsgeſchenk des Herausgebers, als wir Hildburghauſen verließen. Schon in Wollishofen hatte ich manches daraus leſen dürfen; jetzt wurde mir noch mehr erlaubt. —

Wie viel meiner Mutter durch die Bücher wieder gegeben wurde, kann man ſich denken; aber auch außer dem Hauſe wurden ihr jetzt freundlichere Eindrücke zu teil, als bisher. Den Großeltern ſchreibt ſie: „ . . . Ohne Anſtrengung kann ich von der neuen Wohnung aus den Garonne-Quai und den Canal du midi erreichen. Der zum Teil mit jungen Ulmen bepflanzte Garonne-Quai macht, dem Lauf des Stromes folgend, verſchiedene Windungen, wodurch ihm das Imponierende des ſchnurgraden Rhone-Quai's in Lyon verloren geht. Aber die Garonnebrücke mit ihren weitgeſpannten, durchbrochenen Bogen iſt herrlich; das Brückentor ſoll römiſchen Urſprungs ſein. Von

der Brücke und bei mehreren Wendungen des Quai's erfreut man ſich einer weiten Ausſicht: ſtromabwärts auf Haine und Schlöſſer, aufwärts auf eine kleine Inſel und einige Hügel. Noch lieber ſind mir die endlos ins Weite führenden, von Ulmen beſchatteten Wege am Kanal. Meiſt ſind ſie einſam; die feine Welt geht in den Alleen des Grand-rond ſpazieren — hier aber haben Vögel und Grillen das Wort, bis ſie vom Läuten des ‚Angelus' oder dem Geſang heimkehrender Kanalarbeiter übertönt werden . . ."

Wie früher, wurde auch jetzt der längere Aufenthalt im Freien der Mutter beſtes Heilmittel; ſie nahm unſern Unterricht wieder auf, fing an ſchriftſtelleriſch zu arbeiten, und Freund Krupski, der bemerkte, wie ſich ihre Stimmung hob, meinte eines Tages: „Sie werrden noch ſährr lieben das ſchönne Toulouſe!"

Dazu kam es jedoch nicht. An Tante Amalie ſchreibt die Mutter:

„. . . Toulouſe liegt in einer anmutigen, hügeligen Ebene; das Verlangen nach Schatten hat jedes Dörfchen mit Bäumen und Buſchwerk umgeben; Weingärten und Kornfelder wechſeln freundlich mit einander ab; am Ufer der Garonne hat vor Zeiten der franzöſiſche Adel zahlreiche Schlöſſer erbaut, die noch jetzt aus dem Grün der ſie umgebenden Haine

aufragen. Aber Ausgezeichnetes bietet dieſe Gegend nicht, denn die ferne Kette der Pyrenäen, die faſt immer von Nebel umlagert iſt, wird nur ſelten ſichtbar. Wer aus dem Wunderlande Schweiz kommt, fühlt ſich hier unbefriedigt. Auch im deutſchen Vaterlande, am Fuß des Harzes, an der Elbe, am Rhein und Neckar kenne ich Täler, die Auge und Herz weit mehr entzücken, als dieſe von glühender Sonne verſengte ſüdfranzöſiſche Landſchaft . . .“

Die Macht dieſer Sonne ſollten wir noch ſchwer empfinden. Anfang Auguſt brachte der aus Afrika herüber ſtreichende Sirocco eine Schwüle, die Tag und Nacht, im Freien wie im Hauſe unverändert blieb und uns Nordländer im vollen Sinne des Wortes lahm legte.

Auch den Eingeborenen nahm ſie Schlaf, Appetit und Arbeitskraft. Wer irgend dazu imſtande war, verließ die dumpfige Stadt mit ihren glutdurchtränkten Mauern, flüchtete in die Berge oder wenigſtens aufs Land. Gerichte und Schulen hatten Ferien; aber auch die meiſten Handwerker feierten und die Kaufläden blieben leer. Sogar gekocht wurde ſo wenig wie möglich; man begnügte ſich mit Brot, Salat, Milch, Wein und Früchten. Bis nach Sonnenuntergang blieben alle Fenſterläden geſchloſſen; was die Menſchen in den dämmrigen Räumen mit ſich

anfingen, iſt ſchwer zu ſagen. Erſt im Abenddunkel kamen ſie, mäßig bekleidet, zum Vorſchein und ſaßen — um die heißen Pflaſterſteine nicht mit den Füßen zu berühren — auf zurückgelehnten Stühlen vor den Häuſern, in denen alle Fenſter und Türen offen ſtanden, ohne die geringſte Zugluft zu ſchaffen.

Bei uns ſah es traurig aus; die arme Mutter wurde mehr als je von Kopfſchmerzen gequält; die beiden Kleinen hatten Fieber, unwohl fühlten wir uns alle. Vergebens verlegte der Vater ſeine täglichen Flußbäder vom Abend auf fünf Uhr morgens; das Waſſer wurde im Lauf der Nacht nicht kühler. Unſere Hausgenoſſen behaupteten, eine ſo unerträgliche Hitze wie dieſen Sommer noch nie erlebt zu haben; aber Krupski, der ſeit 1834 hier war, verſicherte, daß er ſie jetzt ſchon zum vierten Male aushalten müſſe.

Nach etwa drei Wochen brachten heftige Gewitterregen Erfriſchung; aber die Folgen der heißen Zeit machten ſich noch lange fühlbar: unſere beiden Kleinen hatten immer wieder Fieberanfälle; der Mutter fehlten Schlaf und Appetit, ſie war häufig von Kopfſchmerz gequält und konnte ſich auch in ſchmerzfreien Tagen nur mühſam aufrecht erhalten.

Eines Morgens, als ſie noch zu Bett lag, Mariechen mit den Kleinen im Vorzimmer ſpielte, während Bodo

und ich in der Wohnstube, wo der Vater am Schreibtische saß, unsere Aufgaben lernten, stürmte Mariechen in großer Aufregung herein und verkündete: ein dicker Herr, der deutsch sprechen könne, hätte nach dem Vater gefragt.

Sie hatte die Tür offen gelassen; der ‚dicke Herr' trat lächelnd herein. Mit dem Ausruf: „Weyland" stürzte ihm der Vater entgegen und sie umarmten sich.

Ich eilte zur Mutter, ihr den Gast zu melden. Gesehen hatte ich ihn nie zuvor, aber seinen Namen oft gehört. Er war einer der liebsten Universitätsfreunde meines Vaters, seit Jahren Geschäftsträger für Weimar und die sächsischen Herzogtümer am Hofe Louis Philipp's, und hatte viel dazu beigetragen, daß meinem Vater die Rückkehr nach Frankreich gestattet wurde.

Jetzt war er, wie er der Mutter berichtete, die so schnell als möglich herbei gekommen war, mit seiner kranken Frau — einer Pariserin — auf dem Wege nach dem Pyrenäenbade Eauxbonnes; im Lauf der nächsten Stunde mußten sie weiter reisen; er hätte sich's aber — wie er mit gewinnender Herzlichkeit hinzufügte — nicht versagen können, trotz der unpassenden Tageszeit seinen lieben alten Freund wiederzusehen und dessen Familie kennen zu lernen.

So wurden wir ihm denn allesammt vorgeführt,

und der süße Inhalt seiner Taschen gewann ihm so sehr das Vertrauen der schüchternen Kleinen, daß sie sich ohne Sträuben von ihm auf den Schoß nehmen ließen. „Wir haben leider keine Kinder", sagte er mit tiefem Seufzer. Dann fragte er, was der Mutter und den Kleinen fehle, fand es unrichtig, daß die Eltern keinen Arzt zu Rat gezogen hatten, und als ihm die Mutter erzählte, wie sie von Doktor Morin beinah zu Tode kuriert sei, antwortete er: es gäbe auch tüchtige Aerzte in Toulouse; er werde sich erlauben, ihr einen solchen zu schicken. Die Mutter ließ das Gespräch fallen, und die Freunde vertieften sich in Jugenderinnerungen, bis der volle Stundenschlag der Kaminuhr Herrn von Weyland zum Aufbruch trieb. Unsern Vater nahm er mit, um ihn seiner Frau vorzustellen.

Zu seinem Bedauern hatte der Vater von dieser Bekanntschaft keinen angenehmen Eindruck empfangen. Die etwa halbstündige Verspätung der Abreise hatte die Dame so verstimmt, daß sie nicht aufhörte, den Gatten in Gegenwart des Freundes mit Vorwürfen zu überhäufen. Erst als sie im Wagen saß, besann sie sich auf die Gebote der Höflichkeit und versicherte nun in üblicher französischer Uebertreibung: ihr blute das Herz, die lang getrennten Freunde so rasch von einander losreißen zu müssen — aber zu ihrer Ver-

zweiflung wäre ſie nun einmal die Sklavin ihrer unglaublich zarten Geſundheit . . . ob es nicht möglich ſei, daß Monſieur de Glümère auf einige Tage nach Eaux-Bonnes komme? — Auf dieſe Frage hin hatte auch Weyland den Freund, mit dem er noch Vieles zu beſprechen habe, dringend eingeladen, zu ihm zu kommen, und war mit zuverſichtlichem ‚auf Wiederſehn‘ davon gefahren.

Unſern Vater hatte die Begegnung mit dem Jugendgenoſſen ſo erfriſcht, daß ihm die Mutter zuredete, der Einladung zu folgen. Einige Tage ſträubte er ſich, ſie und die kranken Kinder zu verlaſſen, dann gab er nach. Der Anblick des fernen Gebirges hatte längſt das Verlangen nach einer Fußwanderung in ihm erweckt.

Noch ehe er fortging, wurden die Eltern durch den Beſuch des Dr. Viguérie überraſcht, jenes Arztes, der unſerer Mutter durch ſein Einſchreiten gegen Dr. Morins Behandlung wahrſcheinlich das Leben gerettet hatte. Damals hatte der Präfekt Bégé den berühmten Arzt geſchickt — jetzt ſchickte ihn Weyland, der mit ihm befreundet war.

Nach freundlichen Vorwürfen, daß man ihn nicht längſt gerufen habe, unterzog Dr. Viguérie Mutter und Kinder einer gründlichen Unterſuchung, verſchrieb der Mutter ſtärkende Tropfen und verordnete den

Kleinen eine Traubenkur, die er — der Mutter Erſchrecken bemerkend — genau zu überwachen verſprach.

Er hielt Wort und konnte ſich von Tag zu Tag überzeugen, daß ſeine Behandlungsweiſe ſeinen drei Patienten wohltat. Dennoch war er mit ihren Geneſungs-Fortſchritten nicht zufrieden, und als unſer Vater zurück kam, erklärte er ihm, daß für die beiden Kleinen ein längerer Aufenthalt, für die Mutter eine Badekur in den Pyrenäen notwendig ſei; auch möchte er — wenn des Vaters Verhältniſſe einen Ortswechſel erlaubten — dringend raten, nicht nach Toulouſe zurückzukehren, da ſich unſere Mutter an das hieſige Klima nicht gewöhnen werde.

Der Vater, der vor allem die Geſundheit der Seinigen bedachte, war ſogleich zum Aufbruch bereit, während die Mutter — ſo ſehr Dr. Viguérie's Rat ihren Wünſchen entſprach — ſich aus finanziellen Gründen energiſch dagegen erklärte, bis die Nachricht vom nicht mehr erwarteten Verkauf eines Manuſkripts, das ſie noch von Baden aus verſchickt hatte, ihrem Widerſtand ein Ende machte.

So mußten denn die kaum geleerten Kiſten auf's Neue gepackt und mit den kaum begrüßten Bücherſchätzen der Obhut eines Spediteurs überlaſſen werden, bis wir Zugvögel wußten, wo wir uns nächſten Winter niederlaſſen würden. — Vorläufig ging die

Reiſe nach dem in den Vorbergen gelegenen Bade Encauſſe. Später ſollte die Mutter zur Vollendung ihrer Kur noch im Hochgebirge die ſtärkern Quellen von Bagnères de Luchon gebrauchen.

Vor unſerer Abreiſe erhielt mein Vater einen Brief des Präfekten Bégé, der ſich ſeit längerer Zeit in Paris befand und nun ſchrieb, daß er nicht nach Toulouſe zurückkehren werde. Der politiſchen und religiöſen Zänkereien in ſeinem bisherigen Wirkungskreiſe müde, hatte er ſich nach Evreux verſetzen laſſen. — Durch das Scheiden dieſes einflußreichen, gütigen Mannes ging meinem Vater jede Ausſicht auf die erſehnte Profeſſur verloren und damit verſchwand der einzige Grund einer Rückkehr.

Der gute Krupski fand das „fährr betrübniswerrt“. Auch uns wurde der Abſchied von dem treuen Freunde ſchwer; mir vielleicht am ſchwerſten, denn durch ſeine Bemühungen, die Mutter für Toulouſe zu intereſſieren, hatte ich aus der Vergangenheit der alten Stadt mancherlei erfahren, was mich lebhaft beſchäftigte. Krupski's Bewunderung für die Heldentaten der Grafen von Toulouſe, die bald gegen, bald für die Albigenſer ins Feld zogen, teilte ich zwar nicht; aber wenn er von den ſieben Troubadours, den Stiftern der Blumenſpiele ſprach, war ich ganz Ohr. Daß dieſe poetiſchen Wettkämpfe, die während ſchwerer

Kriegszeit in Vergeſſenheit geraten waren, durch ‚Dame Clamenſa‘ — Clémence Iſaure — wieder ins Leben gerufen wurden, hatte ich ſchon durch die Mutter erfahren; nun wurden mir durch Krupski auch die „Plejaden von Toulouſe“ bekannt: ſieben junge ſchöne Dichterinnen, die gleichzeitig zu Anfang des 16. Jahrhunderts in der Hauptſtadt des Languedoc glänzten. — Noch mehr als ſie begeiſterte mich aber ihre Zeitgenoſſin, Paule de Viguier, Baronin von Fontenilles, die vom Volke „la bello Paulo“ genannt und wegen ihrer Schönheit und Tugend von Jung und Alt, Vornehm und Gering verehrt wurde. Sie zu ſehen, war ihren Mitbürgern unentbehrlich. Als ſie einſt — wie die Stadtchronik berichtet — durch Krankheit tagelang verhindert wurde, zur Meſſe zu gehen, rief das Gerücht, ſie werde durch ihren eiferſüchtigen Gatten gefangen gehalten, einen bedrohlichen Aufſtand hervor. Vergebens ſuchten die Capitouls die tobende Menge zu beruhigen. Sie zerſtreute ſich erſt, nachdem der Baron Fontenilles vom Balkon ſeines Hauſes herab auf Ehre und Seligkeit beſchworen hatte, daß ſeine Gattin mit Fieber zu Bett liege, ſich aber ſo bald wie möglich auf ſelbigem Balkon dem Volke zeigen werde. — Daß die ſchöne Frau in jenen ſangesfrohen Tagen von allen Dichtern, die ihr begegneten, gefeiert wurde, iſt ſelbſtverſtändlich

und die Chronik bezeugt es. — Aber außer einem französischen Gedichte von Gabriel de Castrero, der 14 Tage vor seinem Tode mit den Worten von ihr Abschied nimmt: „Adieu de Languedoc la dame mieux famée, que sur toutes je puys chaste et belle nommer“, hatte Krupski kein Lied an sie, kein Bild von ihr gefunden. Aber als „viertes Wunder von Toulouse“ — die andern waren die Schlösser Badacle, Metelli und die Kirche von Saint Saturnin — wird sie noch heute genannt.

Fast noch mehr als diese alten Geschichten interessierte mich der wohlklingende, der alten „Langue Moundine“ entstammende Dialekt der Landleute und Kleinbürger. Seine Aussprache, der die französischen Nasenlaute fehlen, hatte ich mir schnell zu eigen gemacht; zur Verständigung in häuslichen Dingen kam mir unsere freundliche Wirtin am St. Serninplatze zu Hülfe; meiner höhern Ausbildung nahm sich der schon erwähnte kranke Klosterschüler an, indem er mich moundinische Nouëls, Weihnachtslieder, lesen und übersetzen ließ. Bald war ich imstande, die Gespräche im Dialekt des Volkes zu verstehen und lernte nun in Kaufläden und bei Marktgängen den heitern Sinn, die neckische Schlagfertigkeit der Eingeborenen kennen. Auch ihr Aeußeres gefiel mir: ihre dunkeln, blitzenden Augen, ihre Beweglichkeit, ihre ausdrucksvollen

Mienen und Geberden. — Und welch' ein farbenreiches, heitres Bild bot frühmorgens der weite Capitolplatz mit ſeiner Ueberfülle herrlicher Früchte, Gemüſe und Blumen, ſeinem lebhaften Marktverkehr, ſeinen hübſchen Verkäuferinnen in purpurroten, gelbgeblümten Kopf- und Halstüchern, die ihre Waren ſo eindringlich anzupreiſen, ſo energiſch zu verteidigen und endlich dem drohenden Streit mit einer luſtigen Wendung, einem Lachen zu entgehen wußten.

Daß die Langue Moundine im 17. Jahrhundert in Pierre Goudouli einen Dichter gehabt hat, der von ſeinen dankbaren Mitbürgern zum fünften Wunder von Toulouſe ernannt wurde, erfuhr ich erſt nach Jahren durch ein Exemplar ſeiner Gedichte in der Wolfenbüttler herzoglichen Bibliothek. Aber ſeine Aſchermittwochsklage:

„Qui né bas toutjoun én plouran,
Qui n'a l'armo marrido,
Qué lé boun payre Carmatran
Sé sio pergut d'auguido?“ *)

„Wer ginge weinend nicht einher,
Die Seele voller Wunden,
Daß Vater Faſching uns ſo bald
Aus dem Geſicht entſchwunden?“

wurde während unſeres Aufenthalts in Toulouſe

*) Anmerkung. Das au wird nicht wie im Franzöſiſchen o, ſondern wie unſer deutſches au geſprochen.

mitten im Sommer von den Kanalarbeitern geſungen, und ſein Veilchenlied:

„Biouletto, nenetto,
Toutjoun auodourouso,
Aounou de Toulouso . . .“

„Veilchen, du liebliches,
Immer an Düften reich,
Touloufens Stolz!“

habe ich, ohne den Namen des Dichters zu erfahren, von Nachbarskindern gelernt.

Gegen Ende September brachen wir auf; glücklich hatte ich mich in Toulouſe nicht gefühlt, dazu waren die Leiden der geliebten Mutter zu groß, meine häuslichen Aufgaben für eine noch nicht Zwölfjährige zu ſchwer; aber mein erwachtes Intereſſe für Volksleben und Volksmundarten nahm ich als bleibenden Gewinn von hier mit.

Drittes Buch

I.

Encauſſe. Bagnères de Luchon. Pau.

Gleich nach unſerer Ankunft in Encauſſe ſchrieb die Mutter an Tante Amalie:

„. . . Gott ſei gedankt! Toulouſe, das mir ſo ſchreckliche Toulouſe mit ſeinem Fanatismus, ſeiner Sittenloſigkeit, ſeinen geiſtig beſchränkten, nüchternen Bewohnern, ſeinen engen, ſchmutzigen Gaſſen, ſeiner eintönigen, verſengten Umgebung, liegt hinter uns — hoffentlich auf Nimmerwiederſehen! — Immer aufwärts am Ufer der Garonne ſind wir dem Lande ihrer Jugend zugezogen, und hier finde ich alles verwirklicht, was ihr zum Preiſe von alten und jungen Dichtern geſagt und geſungen wurde. — Aber ſo allmälig in ſo unmerklichen Uebergängen nimmt die Landſchaft einen andern Charakter an, daß ich nicht zu ſagen weiß, wo die Ebene zuerſt zum Hügel

anſchwillt, die gräuliche Lehmmauer zuerſt der grünen Hecke zu weichen anfängt.

„Um ſo überraſchender iſt darum der Eindruck, den wir an der „Porte des Pyrenées“ empfangen. — Hier ſtehen zwei, mit den Ueberreſten römiſcher Warten gekrönte, durch eine ſchmale Schlucht getrennte Felſen, die dem Auge durch die enge Pforte die ſie bilden, den erſten Blick in die Wunder des Gebirges gewähren. Die Friſche der Täler, durch die wir fuhren, iſt unbeſchreiblich. In St. Gaudens, einem kleinen, hübſchen Städtchen, das auf einer Anhöhe liegt, führte man uns an einen herrlichen Ausſichtspunkt: auf der einen Seite die weite Ebene, auf der anderen die unabſehbare Kette der Pyrenäen, von einzelnen, im Sonnenſchein ſchimmernden Schneeſpitzen überragt. Mein Entzücken kannſt Du Dir denken.

„In St. Gaudens verließen wir die große Heerſtraße, kamen wieder durch Wald- und Wieſenſchluchten, dann in ein weites, von mäßig hohen Bergen umſchloſſenes Tal. Auf einer Anhöhe in ſeiner Mitte ſteht eine kleine Kirche, an einem der Bergabhänge eine Ruine. Im Talgrunde liegen einzelne Häuſer und Gehöfte, umgeben von Gärten, Maisfeldern, Wieſen und Kaſtanienwäldchen. Ein eigenartiger Schmuck des Tales iſt die Art des Weinbaues.

Zwiſchen Wieſen und Feldern ſtehen Reihen von Ulmen, an deren Stamm ſich die Rebe emporzieht, bis ſie in mäßiger Höhe das Seil erreicht, das Baum mit Baum verbindet. An dieſem Seile rankt ſie weiter und bildet über Wieſen und Feldern Guirlanden, an denen die reifenden Trauben herniederhängen. Nie habe ich ein anmutigeres Bild ländlichen Behagens geſehen; ich hätte aufjauchzen mögen, als der Wagen hielt und der Kutſcher mit dem Ausruf „Encauſſe“ vom Bocke ſprang. Ja, in dieſer Friſche, dieſer ſchönheitsvollen Ruhe kann ich hoffen, geſund zu werden, und das Leben, das mir in Toulouſe zur Qual geworden war, wieder lieb zu gewinnen . . .“

Dieſer erſte Eindruck hatte die Mutter nicht getäuſcht. Mit jedem Tage, den wir in dem ſtillen Gebirgstale verlebten, wurde ſie kräftiger, heitrer und ertrug alle Unbequemlichkeiten der Wohnung, alle Mängel der Verpflegung, alle Unzulänglichkeiten der Badeanſtalt mit lächelndem Gleichmut. Das Frohgefühl, dem ihr ſo ſchrecklichen Toulouſe entronnen zu ſein, machte ihr Encauſſe zum Paradieſe.

Aber auch den Geſchwiſtern und mir gab der Wechſel der Umgebung neues Leben. — Ich wurde wieder zum fröhlichen Kinde; konnte ſtundenlang mit Bodo und Mariechen in Feld und Wald umher-

ſtreifen, ſteigen, klettern, im Graſe liegen oder im Freien mit den Kleinen ſpielen, die neben ihrer Traubenkur mit beſtem Erfolg auch die Heilquellen des Tales gebrauchten.

Unſer liebſter, leider ſchwer zu erreichender Spielplatz, der ſchönſte, den wir je gehabt hatten, waren die verfallenen Terraſſen an der Schloßruine, mit ihren wildaufgeſchoſſenen Hecken und faſt undurchdringlichem Brombeergeſtrüpp, deſſen Ueberfluß von ſüßen, aromatiſchen Früchten uns allein zu gut kam. Im Languedoc galten damals Brombeeren für giftig, und die einzigen fremden Kurgäſte waren wir. Encauſſe gehörte nicht zu den pyrenäiſchen Mode-Bädern; ſeine Beſucher ſtammten meiſt aus den nahgelegenen kleinen Städten: St. Gaudens, Oléron, Tarbes ꝛc.; nur wenige kamen aus Pau oder Toulouſe. — Mit ihnen in Berührung zu kommen, fehlte jede Gelegenheit. Unſere Hauswirtin kochte für uns, und ein Kaffeehaus oder ſonſtiger Vereinigungspunkt für Badegäſte war im ganzen Tale nicht zu finden. — Ueberdies ging, als wir eintrafen, die Kurzeit ſchon zu Ende; von Tag zu Tag wurden, zur Freude der Mutter, die Wege einſamer; endlich konnten wir ſtundenlang draußen ſein, ohne einem ſtädtiſch gekleideten Menſchen zu begegnen.

Die Eingebornen, mit denen wir zu tun hatten,

waren höflich, aber von einer Wortkargheit, die wie Mißtrauen wirkte. Die meiſten Fragen, beſonders wenn ſie Lebensgewohnheiten, Ueberlieferungen oder Gebräuche beſtrafen, wurden mit: „je n'en sais rien“ beantwortet. — Der Badearzt, ein freundlicher alter Herr, der ſeit mehr als zwanzig Jahren in Encauſſe lebte, behauptete, die Landbevölkerung ſei früher unbefangen-zutraulich geweſen, jetzt aber durch ſpottluſtige Kurgäſte eingeſchüchtert. Selbſt die Kinder ſchienen dergleichen erfahren zu haben; ſo oft wir ſie anredeten, liefen ſie davon, ſo ſchnell es ihre ſchweren Holzſchuhe erlaubten.

So hatten wir denn, als wir nach drei Wochen aufbrachen, von niemand herzbewegenden Abſchied zu nehmen, und für die uns liebgewordene Gegend verſprach der Vater vollen Erſatz im Hochgebirge.

Schon die Reiſe war über Erwarten ſchön. Die Mutter ſchreibt darüber:

„. . . Der Weg von Encauſſe nach Bagnères de Luchon führt über St. Gaudens zurück, eine Weile an den Bergen entlang und wendet ſich dann mit ſcharfer Biegung dem Innern des Gebirges zu. Das anfangs breite Tal wird zur Schlucht; an den Bergwänden liegt hier und da eine Sennhütte; auf den von Wald und Fels begrenzten Matten weiden Kühe, Pferde, Ziegen und Schafe; von den Höhen

ſtürzen kleine Waſſerfälle, rieſeln Quellen und durch die Wieſen im Talgrunde brauſen Wildbäche. Dieſe Fülle der Gewäſſer gibt den Pyrenäen eine köſtliche Friſche; ſolche Farrn, ſolche Eichen wie hier — ich geſteh' es mit Schmerzen — habe ich in unſern Harzwäldern nie geſehen. Dazu der Wechſel der Landſchaftsbilder, an denen wir vorüberfuhren: bald unter uns in tiefer Waldeinſamkeit eine Sägemühle, ein Förſterhaus; bald auf ſonniger Höhe ein Schlößchen, eine Kapelle, ein Kloſter, ein Meierhof, und dann wiederum nichts als zerklüftete Felſen, wild übereinander geworfenes Geſtein. Wie in einem Märchentraume fuhr ich weiter und weiter, bis Carl in die Höhe deutend ſagte: die Felszacken dort oben ſind der Port de Vénasque, das Kreuz auf der einen Spitze bezeichnet die Grenze von Spanien und die Ortſchaft dort vor uns iſt Baguères de Luchon . ."

Schon damals hatte die kleine alte Stadt in ihren engen Gaſſen und beſcheidnen Häuſern weder Raum noch Behagen für die zahlreichen Kurgäſte, die vom Ruf ihrer Heilquellen angelockt, alljährlich von nah und fern herbeiſtrömten. Sie fanden mehr oder weniger bequemes Unterkommen in der „Allée des bains", die von der Stadt nach den höher gelegenen Badehäuſern hinauf führt. — Auch meine Eltern hatten bald im oberen Teile dieſer Allée eine

paſſende, der vorgerückten Jahreszeit wegen unerwartet billige Wohnung entdeckt.

Der Behauptung des Vaters, daß uns Bagnères de Luchon für das liebgewordene Encauſſe reichen Erſatz bieten werde, ſtimmte die Mutter erſt nach einigen Tagen zu. Anfangs fühlte ſie ſich durch den noch immer regen Badeverkehr geſtört. Dann aber erkannte ſie, daß er ſich nur zwiſchen den Hotels, Café's, Reſtaurants und prunkvollen Läden der „Allée des bains“ aufdringlich bemerkbar machte; weiterhin verſchwand er in der Größe der Umgebung. — Mochten in den Schluchten, die ſich nach allen Seiten öffneten, auf den Pfaden, die zu Ausſichtspunkten oder Gebirgspäſſen führen, hin und wieder Gruppen von Badegäſten zu Fuß oder zu Pferde vorüberkommen — wie bald wurde ihr Plaudern und Lachen von den gewaltigen Stimmen der Einſamkeit: Windgebraus, Wald- und Waſſer-Rauſchen übertönt. — Selbſt in der Nähe des Badeortes wurde uns der Alleinbeſitz unſerer Lieblingsplätze nur ſelten auf längere Zeit ſtreitig gemacht.

Nach und nach gewann ſogar die „Allée des bains“ eine gewiſſe Anziehungskraft für meine Mutter. Es intereſſierte ſie, unter dem ausgleichenden Firniß der Mode und Geſellſchafts-Formen, die Eigenart der verſchiedenen Volksſtämme und Rangklaſſen

herauszufinden, denen die noch immer zahlreichen Kurgäſte angehörten. Noch mehr als dieſe intereſſierten ſie aber die „Montagnards“, wie ſich die Bergbewohner der Pyrenäen mit unverkennbarem Stolze zu nennen pflegen. Trotz des häufigen Verkehrs mit Fremden ſind ſie — oder waren damals noch — ſelbſtbewußt, hartnäckig, freimütig geblieben, hielten feſt an Sprache, Sitten und Tracht der Voreltern.

Die Männer trugen braune Kniehoſen und Jacken von grobem Wollenſtoff, Gamaſchen und derbe Lederſchuhe; als Kopfbedeckung ein weißes, braunes oder rotes Barett, unter dem das lange Haar bis auf die Schultern niederhing, und um die Hüften eine rote, wollene Schärpe mit langen Franſen. So hoch hielten ſie dieſen Schmuck, daß er ſogar in einem vielgeſungenen Liede, als zum Glück der Montagnards notwendig, erwähnt wird.

Der Anzug der Frauen war dem der Bäuerinnen, die in Toulouſe zum Markt kamen, ziemlich gleich: ebenſo dunkelblau oder violett Rock und Mieder; ebenſo bunt Hals- und Kopftuch, ebenſo groß die goldenen Ohrringe: nur die in der Ebene beliebte Staatshaube, mit den handbreiten, ſteifen, wie eine Krone um den Kopf ſtehenden Spitzen wurde hier nicht getragen. Mädchen und Frauen begnügten ſich mit dem zierlich geknüpften Kopftuche, über das zum

Schutz gegen Wind und Regen, Hitze und Kälte ein Capuchon von dickem, weißen oder roten Flanell genommen wurde, das bis über die Hüften fiel. Die Arbeitsschürze war wie überall von blauer oder ungebleichter Leinwand; die Staatsschürze der jungen Mädchen von geblümtem Kattun oder bunter Seide, die der Frauen von dunkelm, oft kostbarem Seidenstoff.

Die Mundart der Bergbewohner ist dem Toulouser Dialekt verwandt; dennoch war sie mir anfangs, besonders wenn die Eingeborenen mit einander sprachen, schwer verständlich; viele ihrer Ausdrücke und Wendungen waren mir fremd, auch der Klang ist anders — nicht so weich, mehr dem Spanischen ähnlich. Aber nur auf den Dialekt der französischen Grenzgebiete hat die spanische Nachbarschaft einen gewissen Einfluß gehabt; im Uebrigen sind schärfere Gegensätze als zwischen den Bergbewohnern diesseits und jenseits der Pyrenäen nicht zu denken.

Das zu beobachten hatten wir Gelegenheit, wenn Sonntagnachmittag nach altem Brauch, die „Allée des bains“ von französischen und spanischen Dorf- und Bergbewohnern überflutet wurde. Lebhaft schwatzend, lachend, gestikulierend, drängten sich die französischen Landleute um Taschenspieler, Wahrsager, Stelzentänzer, Tabulettkrämer. Würfelbuden und Roulett. Die Spanier aber schritten in stolzer Haltung,

den breitrandigen Sombrero tief in die braune Stirn gedrückt, den Mantel trotz der Wärme um die Schultern geschlagen, mit finstern Mienen und Blicken durch die Menge. Wie Banditen kamen sie mir vor.

Um so besser gefielen mir ihre Frauen; die meisten waren hübsch und — obwohl sie nur Bäuerinnen oder Kleinbürgerinnen waren — fand ich sie mit der schwarzen Spitzenmantille über den schwarzen Haaren, der roten Nelke hinter jedem Ohre, dem Fächer in der Hand, dem Skapulier am Gürtel und der Grandezza ihres Wesens, viel interessanter, als die vornehmen, nach Pariser Mode gekleideten Spanierinnen, die zur Kur nach Bagnères de Luchon gekommen waren.

Die Quellen von Luchon sind so stark, daß meine Mutter nur einen Tag um den andern baden und dann nur wenig gehen durfte. Diese Tage benutzte der Vater zu weiten Fußwanderungen im Gebirge, während die Mutter mit uns Kindern in den nahen Wald ging, oder wenn es ihre Kräfte erlaubten, zu einem Aussichtspunkte oberhalb der Badehäuser hinaufstieg. Hier stand eine von Linden beschattete Bank, auf der sie bequemer ausruhte, als auf den Eichenwurzeln oder Steinen im Walde. — Stundenlang saß sie da in der klaren, mild durchsonnten Herbstluft; sah ihre Kleinen unter Aufsicht der Wärterin

im Graſe ſpielen; ließ ihre Großen leſen, oder ihre Aufgaben herſagen, uud erquickte Augen und Seele an dem ſchönen Bilde zu ihren Füßen.

Im Vordergrunde Badehäuſer und „Allée des bains“; dann, zwiſchen Feldern und Wieſen, die kleine, alte Stadt, an der die Wildwaſſer der Pique und des Gave d'Oo vorüber ſchäumen. Bei der Vorſtadt Bercugnas zum Flüßchen vereinigt, bilden ſie nun die Onne, die am Ausgang des Tales mit dem Gar verbunden, zur Garonne wird. Schon im Tale von Luchon eilen ihr zahlreiche, von Weidenbäumen und Schlehdorngebüſch umgebene Bäche zu. Noch zahlreicher ſind die von Linden und Ulmen beſchatteten Wege, die zu Dörfern und Landhäuſern in die Schluchten zu beiden Seiten des Tales, oder auf die Berge führen, durch Wald und Heide, über ſchroffe Felsterraſſen, höher und höher, bis zu den, in blauem Duft aufragenden Rieſenhäuptern der Täler von Aure und Arbouſt.

Im Talgrunde hat auch unſre Mutter einige dieſer Wege mitgehen können, auf die beſchwerlicheren wurden hin und wieder Bodo und ich vom Vater mitgenommen: in Eichenwald mit hundertjährigen Baumrieſen und prächtigen Farrn; zu hochgelegenen Sennhütten, zu Waſſerfällen und kleinen Bergſeen; in Felsſchluchten, wo alles Leben erſtorben ſchien, auf

Berghalden, die von blauem Enzian und einer Fülle uns unbekannter, farbenprächtiger Alpenblumen überblüht, einen märchenhaften Eindruck machten.

Die Kur der Mutter ging zu Ende; das Wetter war noch immer schön, die Luft tagsüber mild durchsonnt, aber die Morgen- und Abend-Nebel, die der November mitbrachte, mahnten zum Aufbruch ins Winterquartier. Die Eltern hatten dazu, wegen seiner gepriesenen Billigkeit, seines gesunden Klimas und der Nähe des Hochgebirges Pau erwählt. Die Heilquellen von Encausse und Luchon hatten der Mutter so wohl getan, daß ein abermaliger Gebrauch derselben im nächsten Sommer wünschenswert schien. Das war ein Trost für mich! ich hatte mich schwer von Luchon getrennt, denn während ich die Schweizer Alpen nur aus der Ferne bewundert hatte, waren mir die Pyrenäen vertraut und lieb geworden — und ich liebe sie noch heute mit einer Art Heimweh.

Als Stadt bereitete uns Pau eine Enttäuschung. Statt der düstern, verfallenden Vornehmheit, die wir von der ehemaligen Residenz der Grafen von Béarn und Könige von Navarra erwarteten, fanden wir im jetzigen Chef-lieu des Départements der Nieder-Pyrenäen helle Straßen, niedrige, schmucklose Häuser, freundliche, saubere, kleinstädtische Nüchternheit. Nur das Schloß, das damals noch nicht restau-

riert war, ſah alt, grau, mit zerbröckelnden Mauern von ſeinem Felſenſockel, an dem der Gave vorüberſchäumt, ins Tal hinunter.

Dies Tal, in das auch wir am Morgen nach unſerer Ankunft von der „Place royale“ hinunter blickten, ſteht mir noch jetzt in allen Einzelheiten vor Augen, wie ich es damals im hellen Novemberſonnenſchein zum erſtenmale ſah: im Vordergrunde, den der Gave vom Gebirge kommend durchſtrömt, liegen zwiſchen Rebhügeln, Feldern, grünen Wieſen, Wäldchen und Baumgruppen zahlloſe, von Gärten umgebene Dörfer, Landhäuſer und Schlößchen. Auch an den Abhängen der ſanft gerundeten Berge, die das Tal umſchließen, ſchimmern Ortſchaften, Gehöfte, Klöſter und Kapellen; und über dieſe Vorberge ſteigen neben- und hintereinander im blauen Duft der Ferne, waldige Gipfel, zerklüftete Felswände empor, zum Teil ſchon vom erſten Winterſchnee bedeckt und weit überragt von der zweizackigen Eiskrone des „Pic de Pau.“

Aus den Fenſtern der Parterrewohnung, die wir ihrer ſonſtigen Vorzüge wegen bezogen, war von dieſer Herrlichkeit nichts zu ſehen. Aber ſo lebhaft die Mutter dieſe Entbehrung beklagte, nach wenigen Stunden pries ſie, wie wir alle, den freundlichen Zufall, der uns in dies Haus geführt hatte, denn den erſten Stock desſelben bewohnte ein deutſcher Arzt.

Sobald er von unſerm Einzuge gehört hatte, kam der freundliche, blonde, etwa fünfzigjährige Herr, die Landsleute zu begrüßen. Er hieß Wiel, hatte aus erſter Ehe zwei erwachſene, geläufig Deutſch ſprechende Töchter, Roſalie und Charlotte, und von ſeiner zweiten Frau, einer Spanierin, drei Kinder: eine zehnjährige Alexandrine, eine achtjährige Irene und einen ſechsjährigen Juſt. Dieſe drei ſprachen ein ſeltſames Gemiſch von Spaniſch und Franzöſiſch; mißhandelten einige deutſche Redensarten und Lieder — beſſer geſagt Gaſſenhauer — und werden die wenigen ruſſiſchen Worte, die ſie aus ihrem Geburtslande mitgebracht hatten, wo ihr Vater Hausarzt eines Fürſten geweſen war, nicht weniger entſtellt haben.

Außer der Mutter, die nur Spaniſch ſprach, wurde uns die ganze Familie zugeführt. — Meine Geſchwiſter und die beiden jüngſten Wiels waren ſofort gute Kameraden, während mir die ſanfte, ernſte Alexandrine bald eine liebe Gefährtin wurde; Roſalie und Charlotte dagegen erwieſen ſich als hochmütige junge Damen, die mich ſelten einer Beachtung würdigten, und noch unnahbarer war ihre Stiefmutter. Das Haus verließ ſie nur, um zur Meſſe zu gehen, brachte den größten Teil des Tages in der Küche zu, und huſchte, wenn man ihr begegnete, wie

ein kleiner, bleicher Schatten, mit ſtummem Gruß vorüber.

Obwohl unter dieſen Verhältniſſen von einem Familien-Verkehr zwiſchen uns und Wiels nicht die Rede ſein konnte, geſtaltete ſich unſer Leben in Pau ſo behaglich, wie es lange nicht geweſen war. Beide Eltern waren litterariſch tätig; die Mutter unterrichtete uns wieder; Dr. Wiel lieh uns deutſche Bücher; er und ſeine drei Jüngſten ſchloſſen ſich unſern Spaziergängen an; abends ſaß er — wie unſer Vater eine lange Pfeife rauchend — am Kamin unſerer Wohnſtube, und wie in den Wollishofer Tagen hörte ich wieder deutſch plaudern und politiſieren.

Auch Dr. Wiel hatte Deutſchland, nachdem er bereits Wittwer geworden war, aus politiſchen Gründen verlaſſen, war in Paris mit einem alten ruſſiſchen Fürſten bekannt geworden, den er als ärztlicher Berater auf einer Reiſe durch Spanien und endlich als Hausarzt nach Kleinrußland begleitete. Arbeit hatte er dort in Fülle gefunden, denn rings um den Stammſitz des fürſtlichen Geſchlechts wohnten Söhne und Schwiegerſöhne des alten Herrn mit ihren Familien, Leibeigenen und nie fehlenden Gäſten, die des Doktors Hülfe in Anſpruch nahmen. Auch eignes Familienglück hatte Dr. Wiel wieder zu finden gehofft. —

Aus Barcelona hatte er — gegen den Willen

der Ihrigen — seine spanische Frau, aus der schweizer Pension seine beiden Töchter aus erster Ehe nach Rußland mitgenommen; aber das erhoffte Glück blieb aus. Die arme Teresita hatte sich weder mit der fürstlichen Familie noch mit den Stieftöchtern einzuleben vermocht. — Daß ihre eigenen Kinder in der Abgeschiedenheit ihres kleinrussischen Aufenthalts nicht nach römisch-katholischem Ritus getauft werden konnten, beschwerte ihr Gewissen; ihr Heimweh wuchs von Jahr zu Jahr; endlich wurde sie auch körperlich so krank, daß ihr Gatte, um sie zu retten, seine Stellung aufgab und — da er den Einfluß der unversöhnlichen spanischen Verwandten fürchtete — nach Pau ging.

Hier erfreute er sich in der Fremdenkolonie einer kleinen, unter den Armen der Stadt einer großen Praxis. Glänzend waren seine Vermögensverhältnisse sicher nicht; er lebte einfach wie wir, schien aber den Luxus des fürstlichen Hauses nicht zu vermissen.

Um so mehr sehnten sich Rosalie und Charlotte danach zurück. Sie wurden nicht müde davon zu erzählen, und der Stiefmutter vorzuwerfen, um ihretwillen diesem Paradiese entrissen zu sein. Die Unglückliche hatte schwer dafür zu büßen, denn sobald ihr Gatte abwesend war, wurde sie, wie mir Alexan-

drine klagte, von den Stieftöchtern durch Rücksichtslosigkeiten aller Art gepeinigt.

Auch unsere jungen Freunde wurden von den Schwestern nicht zum besten behandelt und flüchteten sich so oft als möglich zu uns. Das Wetter blieb so schön, daß nachmittags noch immer gemeinschaftliche Spaziergänge gemacht werden konnten. Nach der Heimkehr saßen wir dann in der frühen Dezember-Dämmerung am Kaminfeuer, erzählten uns bis wir zu Tisch gerufen wurden deutsche und russische Märchen, und freuten uns miteinander auf den Weihnachtsabend, der unsern kleinen Kameraden zum ersten mal die Herrlichkeit eines deutschen Christbaumes zeigen sollte.

Ihr Entzücken entsprach unserer Erwartung und erhöhte unsre eigne Freude. Aber wie einst in Dijon folgte auch diesmal auf die fröhliche Weihnachtszeit ein trauriger Jahresschluß. Ein in Bayonne lebender, mit Dr. Wiel befreundeter französischer Arzt, ein alter Herr, der sich den Aufgaben seiner großen Praxis nicht mehr gewachsen fühlte, wünschte unsern Freund als Partner zu gewinnen. Seine Bedingungen waren so günstig, daß Dr. Wiel, der wie er jetzt gestand, dadurch aus schweren Sorgen erlöst wurde, ohne Zögern auf das Anerbieten einging.

Ende Januar zogen Wiels fort. Bodo und

Mariechen weinten bitterlich beim Abſchied von den Spielgefährten; ich nahm mir vor, keine Bekanntſchaften wieder anzuknüpfen, da ſie immer mit Herzeleid endeten. — Am meiſten hatten die Eltern verloren. Nicht genug, daß ſie den liebenswürdigen Hausgenoſſen um ſo ſchwerer vermißten, da er ein Deutſcher war — auch das äußere Behagen unſerer Wohnung wurde durch die engliſche Familie, die über uns einzog, vernichtet. Ueber dem Zimmer, wo des Vaters Schreibpult ſtand, ſchrieen und balgten ſich den ganzen Tag vier wilde Knaben; und über der Wohnſtube, wo die Mutter ſchrieb, befand ſich das Klavier, das von drei Töchtern und deren Freundinnen ausgiebig und mit engliſcher Energie benutzt wurde. — Dazu kam, daß ſich meine Mutter ſehnte, wieder auf dem Lande zu leben. Die Eltern begannen zu ſuchen, und in Jürançon, einem hübſchen Dorfe, das am linken Gave-Ufer liegt, fand ſich was wir brauchten.

II.

Jürançon. Arreſt.

Damals war Jürançon, trotz ſeiner bequemen Verbindung mit der Stadt, vom Fremdenverkehr noch völlig unberührt. Sowohl die Straße am

Gave wie die Umfassung des von alten Eichen beschatteten Dorfplatzes bestand hauptsächlich aus den kleinen, von Höfen und Gemüsegärten umgebenen Bauernhäusern, die im Béarn „Cases“ genannt werden. Sie bestehen nur aus Erdgeschoß und Boden und enthalten außer ein paar Dachkammern nur einen Raum, der zugleich Küche, Wohnraum und Familienschlafzimmer ist. — Zwischen diesen weiß getünchten, oft von Reben umrankten Häuschen standen — abgesehen von Pfarre und Schule — nur sechs oder sieben Häuser von städtischer Bauart, die dem Arzt, dem Bäcker, dem „Herrn Maire“, einem Notar, ein paar wohlhabenden Weinbergsbesitzern und einem ehemaligen Epicier, Monsieur Dücasse, gehörten.

Diesem Herrn mieteten meine Eltern sein am Dorfplatze gelegenes „Landhaus“ ab. Im Erdgeschoß befanden sich die Küche und zwei Kammern; im ersten Stock zwei Wohnzimmer und eine Kammer, darüber der Dachboden. Ueberall gab es Backsteinfußböden, Tapeten nur in den beiden Wohnräumen, sonst weiß getünchte Wände. — Aber so einfach das alles war, Monsieur Dücasse — wie er den Eltern erzählte, ein Bauernsohn — hatte sich in diesen Räumen immer noch wie in der Stadt gefühlt. Im Dorfe wollte er wieder wohnen, wie im Vater-

hauſe, und hatte ſich neben der „maison de campagne“ eine echte Béarner Caſe bauen laſſen. Das Haus mit den Fenſtern, die er zu zahlreich und zu groß, den Kaminen, die er zu niedrig, den angeſtrichenen Türen, die er für ſeinen Gebrauch zu koſtbar fand, wurde vermietet.

Die letzten Inſaſſen, ein „charmantes“, kinderloſes Ehepaar, waren leider nach Paris überſiedelt. An Familien mit Kindern zu vermieten, verſtieß eigentlich gegen die Grundſätze des Hausbeſitzers; aber da mein Vater ſein Wort gab, daß wir weder Wände zerkratzen, noch Türen bemalen, noch Feigenbäume plündern dürften, entſchloß ſich der gute Mann, uns die Wohnung anzuvertrauen.

Nach wenigen Tagen waren ihre beſcheidenen Räume von dem Behagen erfüllt, das unſere Mutter überall zu ſchaffen wußte, und zum erſten Male ſeit wir Wollishofen verlaſſen hatten, fühlte ſie ſich wieder wohl in ihrer Häuslichkeit.

Viel trug dazu das köſtliche Frühlingswetter bei, das ſchon in der erſten Februarhälfte eintrat. — Wie unſere Nachbarn bei offener Haustür, lebten wir bei offenen Fenſtern, konnten bald unter allen Hecken Veilchen pflücken und mit den länger werdenden Tagen unſere Spaziergänge weiter und weiter ausdehnen.

Ueber die Umgegend ſagt ein Brief der Mutter: „. . . Die Alpen und Seen der Schweiz ſind ſchön, und ich war glücklicher zwiſchen ihnen als hier; dennoch muß ich geſtehen, die Pyrenäen-Täler ſind ſchöner. Ich ſage die Täler, denn die Alpen ſind mächtiger, majeſtätiſcher. Aber welche Lieblichkeit hier, welche Vegetation, welcher blaue Himmel! Selbſt die Nacht kann dieſe Bläue nicht verwiſchen. Und dann die Sternenpracht . . . während ich Toulouſe eine Hölle nannte, muß ich von Pau ſagen, es iſt ein Paradies . . .“

Auch das friedliche, heitre Leben, das uns hier umgab, wird nach und nach von günſtigem Einfluß auf die geliebte Mutter geweſen ſein. Das béarner Landvolk iſt gutherzig, gegen Fremde gefällig, doch ohne untertänig zu ſein. Stolz auf ſeine Heimat und ihre Vergangenheit, hängt der Béarner feſt an Ueberlieferungen, Gewohnheiten und Glauben, iſt aber — vielleicht in Erinnerung an die einſtige Ketzerzeit ſeines Nationalhelden, König Heinrich IV. — voll Duldſamkeit für Andersgläubige. Da wir nicht zur Meſſe gingen, war bald ganz Jürançon von unſerm Proteſtantismus unterrichtet; aber nie wurden wir darum wie in Toulouſe gemieden oder verhöhnt. Selbſt Bodo und ich empfanden die Wohltat, nicht mehr in Gefahr zu ſein auf Schritt und

Tritt Aergernis zu geben oder uns wehren zu müſſen. Wie viel tiefer mochte dieſe Erlöſuug auf unſere Mutter wirken!

Dazu kam, daß die pekuniären Sorgen der Eltern, wenn auch nicht völlig gehoben, doch erleichtert wurden. — Noch von Pau aus war der Vater auf Rat des ehemaligen Präfekten Bégé, der ſich uns in Toulouſe ſo hülfreich erwieſen hatte, nochmals beim Miniſter des Innern um Gewähruug der Flüchtlingsunterſtützung eingekommen. Bégé und Weyland hatten das Geſuch befürwortet, auf das Anfang März günſtiger Beſcheid erfolgte und der Mutter, die ſeit den fünf Jahren unſeres Flüchtlingslebens durch die Unſicherheit unſerer Verhältniſſe namenlos gelitten hatte, das Gefühl gab, wieder auf feſtem Boden zu ſtehen. Ihre volle Geiſtesfriſche kehrte wieder; ihre Fantaſie, deren Erlahmen ſie ſo ſchmerzlich beklagt hatte, war wieder ſchöpferiſch tätig wie nur je; unſer Unterricht, an dem nun auch Mariechen in beſchränktem Maße teil nahm, wurde in lieber, alter Weiſe wieder aufgenommen. Und wie herrlich waren nach vollbrachtem Tagewerk unſere Spaziergänge durch die leuchtende, blühende Frühlingspracht, bald aufwärts am Gave, dem Gebirge zu; bald zwiſchen Wieſen und Weinbergen in den nahen Wald. Und ebenſo herrlich war es, wenn uns Regen ins

Haus bannte, von der Mutter Wielands Oberon vorleſen zu hören. Alle bedenklichen Stellen wußte ſie ſo geſchickt auszulaſſen, daß ihre jungen Zuhörer nie eine Lücke bemerkt haben.

So fühlte ich mich denn auch von Tag zu Tag glücklicher in der neuen Umgebung. Noch heute liegt über meinen Erinnerungen an jene Zeit ein Sonnenſchein, der mir das Herz erwärmt; und ſo vielſeitig waren die Eindrücke, die mir von Land und Leuten geblieben ſind, daß ich mir jahrelang einbilden konnte, viel länger im Béarn gelebt zu haben, als durch die Briefe der Mutter feſtgeſtellt wird.

In einem dieſer Briefe bedauert ſie, daß ich in Jürançon keinen Umgang mit Altersgenoſſinnen gefunden habe — aber ich vermißte ihn nicht. Meine Freude am Beobachten, die in Toulouſe erwacht war, wurde hier gleichſam zum fröhlichen Miterleben des Geſchauten und gab mir gewiſſermaßen eine Art Heimatsgefühl, weil ich mancherlei wiederfand, was ich teils im Languedoc, teils im Hochgebirge kennen gelernt hatte. Die hieſige Mundart wich nur in Kleinigkeiten von der mir ſchon vertrauten ab; die Tracht der Landleute bei Pau war ganz wie die der Montagnards. — Der Menſchenſchlag hier wie dort nicht groß. aber kräftig und gut gebaut; meiſt hübſch, ſchwarzhaarig und dunkeläugig,

aber lebhafter, heiterer, leichtſinniger als in den Bergen; und daß die Bewohner des Béarn wie die des Languedoc zu Spott und Neckerei geneigt ſind, hatte ich Gelegenheit ſchon wenige Tage nach unſerer Ankunft in Jürançon zu erfahren.

Die drei großen Tage des Karnevals waren gekommen. Der Sonntag gehörte bis nach der Hauptmeſſe der Kirche; dann trat die Faſtnachtsfreude in ihre Rechte. — Auch in der kleinſten Caſe gab es einen Feſtſchmaus. Wer kein Geld hatte, einen Feſtbraten zu kaufen, bekam ihn geſchenkt; jede wohlhabende Bäuerin hatte für arme Bekannte einen Kuchen mitgebacken, und wem die Weinflaſche zu ſpärlich gefüllt war, trank nachmittags und abends bei guten Freunden, denn „je mehr Gäſte, deſto mehr Vergnügen“ heißt es im geſegneten Karneval.

Daß es auch in der Schenke nicht an Gäſten fehlte, verriet der Jubel, der von der gegenüberliegenden Seite des Platzes zu hören war, und ebenſo luſtig ging es vor unſern Fenſtern zu, wo die Jugend auf dem Raſen des Dorfplatzes tanzte. Faſtnacht zu Ehren ſpielte heute ein aus Dudelſack, Geige und Trompete beſtehendes Orcheſter die Contretänze und Ronden, die gewöhnlich von den Zuſchauern geſungen werden, und unter den Tänzern gab es allerlei Maskierte: bunte Harlekins mit Schellenkappen; weiße

Pierrots mit ſpitzigen Hüten; Teufel mit Hörnern und Schwänzen, vor denen die jungen Mädchen ſchreiend davonliefen.

Der Faſtnachtmontag, weniger üppig an Speiſe und Trank als der Sonntag, war dafür um ſo aufregender, da er gleich nach dem Mittageſſen die „Maskenkomödie“ bringt. Wie das bayeriſche Haberfeldtreiben iſt auch ſie eine Art Volksgericht, das — freilich in harmloſerer Weiſe als jenes — mißliebige Vorgänge des letzten Jahres beſtraft. — Während das Haberfeldtreiben nur zu oft zerſtampfte Felder, eingeſchlagene Fenſter und ſchwere Verwundungen hinterläßt, begnügt ſich die Maskenkomödie damit, dem Geizhals, dem untreuen Ehemann, der böſen Sieben, dem Spieler, dem Wucherer ꝛc. ein karrikiertes Bild ihrer Vergehen vorzuführen, und die alſo Verurteilten von hohnlachenden Teufeln fortſchleppen zu laſſen. — Alles geht pantomimiſch vor ſich; geſprochen wird nur ein kurzer Prolog, der im Landesdialekt verkündigt: Jeder, der in der heutigen Komödie Anſpielungen auf beſtimmte Perſonen zu finden glaube, würde ſich einer ſchweren Sünde ſchuldig machen. Hier im Dorfe — das ſei im ganzen Lande von Pau bekannt, lebten nur hochachtbare, fromme Leute.

Nach der mit donnerndem Beifall aufgenomme-

nen Komödie wurde dann wieder auf dem Dorfplatze vor unſeren Fenſtern getanzt, gelacht, allerlei Mummenſchanz getrieben, in der Schänke drüben gelärmt; und ebenſo luſtig ging es am Dienstag Nachmittag zu, bis nach dem Abendgeläut das Begräbnis des Karneval der Fröhlichkeit ein Ende machte.

In Geſtalt einer mit bunten Lappen ausſtaffierten Strohpuppe wurde er von jungen Burſchen auf einer Bahre durchs Dorf getragen, und mit dem Trauergeſange:

„Adiou paouré, adiou paouré Carnaval!
Tou t'en bas, et you démouri, adiou paouré Carnaval!“
„Ade Du armer, ade Du armer Karneval!
Du gehſt fort und ich muß bleiben, ade Du armer Karneval!“

wurde er auf einem nahen Anger eingeſcharrt und den ganzen Abend hörten wir das „Adiou paouré Carnaval!“ bald im Chore, bald von einzelnen Vorübergehenden ſingen.

Es mochte der Ausdruck ihrer Stimmung ſein — vierzig Faſttage ohne Tanz ſind ſchwer!

Aber plaudern, ſich ſtreiten und necken iſt auch in der böſen Faſtenzeit nicht verboten, und da das Wetter ſchön blieb, kamen die Nachbarn zum Feierabend vor den Haustüren oder auf dem Dorfplatze zuſammen, wo den alten Leuten knorrige Eichenwurzeln als Sitze dienten, während das junge Volk

umher ſtand oder ſich im Graſe lagerte. Frauen und Mädchen hatten den Spinnwocken im Gürtel befeſtigt und drehten die Spindel um ſo flinker, je lebhafter die Unterhaltung geführt wurde, die alten Männer ließen die Schnupftabakdoſe kreiſen, und allerlei Getier, Hühner, Hunde, Schweine, Eſel, vervollſtändigte die Geſellſchaft.

Auch ich ſaß oft meine kleinen Geſchwiſter beaufſichtigend, oder mit einem Buche unter den Eichen, den plaudernden Landleuten ſo nah, daß ich aus ihren Geſprächen die einzelnen Perſönlichkeiten kennen lernte. Am munterſten ging es zu, wenn ſich die Pfarrköchin Marianotte und Vater Vidal, der alte Schuhflicker zuſammenfanden. Sie die Frömmigkeit ſelbſt — er, wie Marianotte behauptete, ein Spötter, ein Freigeiſt, ein wahrer Heide.

Aber auch in weltlichen Dingen waren ſie immer verſchiedener Meinung, widerſprachen ſich, ſtritten ſich, und gingen oft im Zorn auseinander. Beide erfreuten ſich einer Anhängerſchaar, die zuſtimmend oder mißbilligend, mit Jubelgeſchrei oder Hohngelächter am Kampfe teilnahm. Die weibliche Haute-volée des Dorfes, das heißt die Töchter der reichen Weinbergsbeſitzer, die Bäckers- und Krämers-Frau, die meiſten alten Leute, ſowie Alle, die auf beſondere Frömmigkeit und Wohlanſtändigkeit Anſpruch machten,

gehörten zu Marianottes Gefolgſchaft. Vater Vidal verfügte über die Mehrzahl der Burſchen und jungen Mädchen und über alle Kinder, ſomit über die kräftigſten, unermüdlichſten Lungen und Hände.

Daß auf den erſten Blick die ſaubere würdevolle Marianotte beſſer gefiel, als ihr unglaublich vernachläſſigter Gegner, iſt nicht zu leugnen. Während ſie nie anders als mit glattem Scheitel und blanken Schuhen zu ſehen war, auf ihrem violetten oder dunkelblauen Kleide kein Stäubchen, an ihrer hellen Schürze kein Fleckchen hatte, war er ein häßliches, vertrocknetes Männlein von ſchmutzig-grauer Farbe. Grau war das ehemals weiße Barett; grau das Haar, das in wirren Strähnen darunter vorhing; grau das runzlige Geſicht mit der plumpen Naſe, dem breiten, zahnloſen Munde, grau der Stoppelbart auf dem vorſtehenden Kinn; grau der Anzug von dem zerriſſenen Halstuche bis zu den durchlöcherten Holzſchuhen. Aber gleich das erſte mal als ich ihn ſprechen hörte, ſeine klugen, ſchelmiſchen Augen beobachtete, und nicht anders konnte, als in ſein Lachen mit einzuſtimmen, war der Eindruck ſeiner Häßlichkeit verwiſcht, und auch ich gehörte zu ſeinen Getreuen.

Nicht nur während unſeres perſönlichen Verkehrs, oder in heiterer Erinnerung; auch auf einige meiner

ſchriftſtelleriſchen Arbeiten iſt er von Einfluß geweſen. „Der kluge Schmidt von Jüronçon“ in den „Béarner Novellen“ iſt ſein Abbild, und was ich in dem Buche „Aus den Pyrenäen“ von den alten Sitten und Sagen des Béarn erzählen konnte, habe ich Vater Vidal zu verdanken.

Wie meine Mutter hatte auch er das Talent mit wenigen Worten Menſchen und Zuſtände anſchaulich vorzuführen. Am liebſten hörte ich ihn von der ehemaligen Größe ſeines Heimatlandes erzählen: der ſchönen Zeit als Béarn ein ſelbſtändiges Königreich war, und alle Täler ihre Abgeordneten zur „Cour-majour“ entſandten, um über Erbfolge, Steuern, Krieg und Frieden abzuſtimmen. Daß Béarn eine franzöſiſche Provinz geworden war, erklärte er für die unbegreiflichſte Ungerechtigkeit des Schickſals; ſeiner Anſicht nach hätte Frankreich, nachdem es von Heinrich IV. in Beſitz genommen war, den Namen Béarn tragen müſſen. Heinrich IV. und ſeine Vorfahren, die Grafen von Foix, waren für Vater Vidal die größten Helden aller Zeiten, und der herrlichſte unter ihnen war Gaſton Phébus, Graf von Béarn, König von Navarra, der das Schloß von Pau erbaut hat, und wegen ſeiner goldenen Locken „die Sonne von Béarn“ genannt wurde. Aus neuern Tagen galt dem Vater Vidal Berna-

dotte, der Advokatenſohn aus Pau, am höchſten. Hatte er doch jederzeit gewagt, dem großen Kaiſer Napoléon die Wahrheit zu ſagen, und hatte ſich — während Napoléon von ſeinem Kaiſerthron herunter ſteigen mußte — als König von Schweden behauptet.

Auch um eine Anzahl alter und neuer Lieder wußte Vater Vidal Beſcheid und ließ ſich durch Marianotte nicht davon abbringen, ſie ſeiner jungen Anhängerſchaar einzuüben. Hätte er ſich, wenn ihm Weihnachts- und Wallfahrtslieder nicht genügten, wenigſtens auf die Tanzlieder beſchränkt, die das junge Volk ſo wie ſo zu hören bekam! Aber auch Soldatenlieder, Spottlieder auf den König Louis Philippe und ſogar Liebeslieder hatte, wie die Pfarrköchin klagte, „dieſe arme Jugend“ von dem gewiſſenloſen Alten gelernt. — Jedes neue, ihr anſtößige Lied gab Anlaß zu bitteren Kämpfen, in denen meiſt Vater Vidal Sieger blieb.

Trieb ihn ſeine Gegnerin hin und wieder in die Enge, ſo gebrauchte er die Liſt, ſie in der Hitze des Gefechts „Mutter Marianotte“ zu nennen, was ſie jedesmal dazu brachte, ſich dieſen, für eine Unverheiratete unſchicklichen Titel zu verbitten. Das zwang ſie aber auch, den lieben Nachbarn und Freunden wieder einmal zu ſagen, daß ſie oft genug Gelegenheit gehabt habe, ſich, — wie man in Frankreich

ſagt — zu etablieren. — Mehr als Einer — die Namen wollte ſie verſchweigen — lebte in Jürançon, deſſen Freiwerber ſie unverrichteter Sache fortgeſchickt hatte, obwohl ihr mancher der Vorgeſchlagenen gefiel. Aber ſie hatte ſich's von Kindheit an vorgenommen, als Jungfrau zu ſterben, um mit allen Ehren, die einer ſolchen zukommen, begraben zu werden, und ſie dankte den Heiligen, die ihr in Stunden der Verſuchung beigeſtanden hatten, ihrem Vorſatz treu zu bleiben.

Vater Vidal hatte für dergleichen natürlich kein Verſtändnis; erlaubte ſich ſogar darüber zu ſpotten; aber wenn Marianotte heute mit der Erklärung fortging, daß ſie mit einem ſo boshaften, zankſüchtigen Menſchen nichts mehr zu tun haben wolle — am nächſten Abend ſaß ſie doch wieder auf dem Dorfplatze ihm gegenüber, und das Wortgefecht wurde fortgeſetzt.

Eine große Veränderung erfuhren die Feierabende mit Ablauf der Faſtenzeit. Die meiſten Burſchen und jungen Mädchen zogen das Tanzen dem Plaudern und Zuhören vor, und nahmen Abend für Abend den Platz vor unſeren Fenſtern für ihre Contretänze oder Ronden in Anſpruch. Mit ihnen wurden auch viele ältere Leute unentbehrliche Beſucher des Tanzplatzes, da ſie durch Singen, Pfeifen und taktmäßiges

Händeklatſchen die fehlenden Muſikanten zu erſetzen hatten.

Vater Vidal und Marianotte zogen ſich mit dem Reſt ihrer Anhänger — zur ungeſtörten Unterhaltung, wie der Alte ſagte — an die gegenüberliegende Seite des Dorfplatzes zurück. Aber geſtört war die Unterhaltung auch hier, denn die ſcharfen Stimmen des ältlichen Frauenchors klangen herüber, zerſtreuten die Buben und Mädchen, die noch nicht unter den Erwachſenen tanzen durften, und lockten bald dieſen bald jenen fort, um wenigſtens mit anzuſehen, was ihnen jetzt noch verboten war.

Wurde aber das Tanzlied angeſtimmt;

„Los hillotos qué soun d'Orthez
Soun bèros et poumpousos . . .“

„Die Mädchen, die aus Orthez ſind,
Die ſind gar ſchön und prächtig . . .“

ſo konnte auch Vater Vidal nicht widerſtehen. Orthez war ſeine Heimat; ihr Lob mußte er mit verkündigen. Mitten im Erzählen oder Streiten brach er ab, eilte Marianottes Unwillen nicht beachtend, dem von ihr für Teufelserfindung erklärten Tanze zu, und ſang unermüdlich mit:

„Ensau de coumpay Larbi
Quê y aouvaivo de bou vi;
Uo bèro trancho de jambou,
Per goustaivo sio hèro bou . . .“

„Beim Gevattersmann Larbi
Fehlt's an gutem Weine nie;
Guten Schinken hat er auch,
Läßt ihn koſten, wie's der Brauch . . ."

Nüchtern wie dieſer Text war der aller Tanzlieder, die damals in Jürançon geſungen wurden, und ihre Melodien das eintönigſte Geleier. Aber eine Luſt war's, die Tanzenden zu ſehen, ihre leuchtenden Augen, ihren lachenden Mund, alle die Farben, die da hin und her wogten: die bunten Kopftücher und Schürzen der Mädchen; die roten, flatternden Schärpen der Burſchen, ihre weißen, braunen oder roten Baretts, unter denen das dunkle Haar bis auf die Schultern niederhing. Auch meine Mutter ſtand oft am Fenſter, ſie zu beobachten und freute ſich über die anmutigen Bewegungen der Tanzenden.

Wie die Feierabendfreuden waren mit dem wärmerwerden der Tage auch die häuslichen Arbeiten ſo viel als möglich ins Freie verlegt. Vor dem Hauſe wurde geflickt und geſponnen, das Gemüſe geputzt, der Kupferkeſſel geſcheuert, Koch- und Tiſchgeſchirr gereinigt, die Kleinkinderſchaar gewaſchen, gekämmt, angezogen. Selbſt Männer wuſchen ſich im Freien das Geſicht und ließen ſich draußen raſieren. Vor Eintritt der großen Sonnenhitze pflegten die jüngeren Hausväter an Wochentagen wo es nur ein Gericht gab, ſogar ihr Mittageſſen vor dem Hauſe zu verzehren.

Behaglich ſah es freilich nicht aus, wenn ſie in der Linken den Teller, unter den ein Stück Brot geklemmt war, ſtehend oder hin und her gehend, tafelten. Aber es mochte noch unbehaglicher ſein, in der engen Caſe, wo ſtundenlang die Kohlſuppe am Feuer gebrodelt hatte oder vom Aufbraten des von geſtern übrig gebliebenen Maismehlbreies, eine Dunſtwolke aus Speck- und Zwiebelduft zurückgeblieben war, und eine Anzahl kleiner Kinder durcheinander ſchrie, weil jedes zuerſt bedient ſein wollte, ſo daß endlich die geduldigſte Hausfrau in Zorn geriet und dreinſchlug.

Unſere Mutter war voll Bewunderung für die mütterlichen Leiſtungen dieſer Bauerfrauen, die — wenn es ihre Geſundheit erlaubte — zu jedem eigenen Kinde noch einen Säugling aus der Stadt in Pflege nahmen. Auch nachdem ſie der Amme nicht mehr bedurften, blieben die Stadtkinder meiſt bis zum fünften, ſechſten Lebensjahre im Dorfe, liefen wie die Bauernkinder im Sonnenſchein und Regen auf Holzſchuhen umher, nährten ſich von Kohlſuppe, Kaſtanien, Metturo und Broyo — Brot und Brei aus Maismehl — ſprachen den Dialekt des Landvolkes und erhielten von den Liebkoſungen und Züchtigungen der Pflegemutter denſelben Anteil, wie deren eigene Kinder. Auch der Hausherr hatte ſich

der fremden Kleinen anzunehmen. Während seine Frau an Markttagen in die Stadt ging oder stundenlang am Gave ihre Wäsche klopfte und spülte, machte er sich, statt im Felde zu arbeiten, in Hof und Garten zu tun, um nebenbei sowohl den Suppentopf, wie die kleine Bande zu beaufsichtigen. Meist ging es dann noch lustiger zu, als wenn die Hausfrau das Regiment führte, denn ein guter „père nourricier“ tollte mit.

So hatte man denn — trotz hin und wieder ausbrechender großer Heulerei — den Eindruck, daß sich die Stadtkinder in der frischen Landluft, bei freier Bewegung, dem Verkehr mit Altersgenossen und Haustieren, bei reichlicher Kost und freundlicher Behandlung sehr wohlfühlten. Dennoch erschien unserer treuen deutschen Mutter jede Frau, die ihr Kind von Geburt an jahrelang fremder Obhut überläßt, herzlos und verächtlich. — Aber als sie, während wir in Pau wohnten, versucht hatte, einige protestantische Damen von der Unnatur dieser Sitte zu überzeugen, wurde ihr Tadel jedesmal mit den Worten zurückgewiesen: „mais madame, c'est comme cela chez nous.“ — Dem Verkehr mit diesen Damen, die überhaupt nicht zu meiner Mutter paßten, hatte, zur Freude der Mutter, die Uebersiedelung nach Jürançon ein Ende gemacht. „Lieber mit niemand umgehen,

als mit Menſchen, deren Fühlen und Denken mir ebenſo fremd und unſympatiſch iſt, wie ihre Sprache," ſagte ſie.

Mein Vater dagegen, ſo deutſch er war und blieb, fühlte ſich in Frankreich wohler als in der Schweiz. Seine Beherrſchung der Landesſprache hatte ihm zu ſchnellem Verſtändnis des Volkscharakters verholfen. Er war voll Anerkennung für die geiſtige Begabung der Franzoſen, ihre Regſamkeit, ihren Patriotismus, ihre liebenswürdigen Umgangsformen, und voll Dankbarkeit für das Intereſſe, womit ſich in Dijon, Lyon und Toulouſe die höchſten Beamten des Flüchtlings angenommen hatten.

Aber auch er hatte in Pau keinen weiteren Verkehr, als gelegentliche Unterhaltungen mit den Herren, die er in der Stadtbibliotek traf, wo er Studien machte, oder im Caféhauſe, wo er täglich die Zeitungen durchſah, die ihm Material für ſeine Berichte gaben. — Dort war er eines Tages einem deutſchen homöopatiſchen Arzt, Dr. Jahr, begegnet, den er nach näherer Bekanntſchaft unſerer Mutter zuführte.

Dr. Jahr war ein ſehr kleiner, ſehr lebhafter, geſprächiger Herr, der zum Wiederkommen aufgefordert, ein häufiger Gaſt in unſerm Familienkreiſe wurde, wo er die verſchiedenſte Würdigung fand. Der Vater, der ſich gern mit ihm unterhielt, nannte

ihn einen Polyhiſtor. Die beiden Kleinen gingen ihm aus dem Wege, weil er über ihr Kauderwelſch lachte; Bodo und Mariechen ſchwärmten für den neuen deutſchen Onkel; mein Herz gewann er durch ein Gedicht, in dem er die vier, nach ſeiner Anſicht, größten deutſchen Männer beſang: Kopernikus, Guttenberg, Luther waren die erſten drei, der vierte — Hahnemann, von dem ſein Verehrer ſagte:

„Der Seuchen tauſendjähr'gem Spiel
Setzt er mit kühner Hand ein Ziel,
Der Gottheit erleuchteter Prieſter."

Der Schwung dieſer Verſe tat es mir an, und es kränkte mich, daß die Eltern, ſtatt meine Bewunderung zu teilen, lächerliche Uebertreibung darin fanden.

Daß des Dichters Aeußeres lächerlich war, konnte auch ich nicht leugnen. Der kleine Mann mit dem dicken Kopfe und den vorquellenden Froſchaugen war wirklich, wie die Mutter ſagte, eine Verkörperung des Hofmann'ſchen Zwiebelkönig Eps, dazu von einer Eitelkeit, die ſich in Haltung, Gang und Blicken verriet — auch oft, zum Mißbehagen der Mutter, in Prahlereien mit ſeinen Eroberungen zum Ausdruck kam.

Dennoch lernte ihn die Mutter nach und nach ſchätzen. Seine homöopatiſchen Heilmittel ſchafften ihr bei Anfällen ihrer Kopfſchmerzen Linderung, und

als er hörte, wie ſchwer ſie den Mangel guter Lehrbücher empfand, trug er aus ſeinem Büchervorrat herbei, was ihr nützlich ſein konnte, vertraute ihr ſogar das Manuſkript einer von ihm verfaßten deutſchen Sprachlehre, für die ſich noch kein Verleger gefunden hatte.

Dies Werk, das der Vater vortrefflich nannte, wurde Bodo und mir zur Qual. Denn obwohl die Mutter meiner Ueberzeugung nach dem guten Jungen recht gab, als er ſagte: es ſei doch ſonderbar, daß man deutſch mit ſo vielen lateiniſchen Worten lernen müſſe, hatten wir uns Dr. Jahrs Metode zu fügen. Er hatte der Mutter verſprochen, Bodo ſagte ‚gedroht‘, uns hin und wieder zu prüfen, und wir durften weder uns ſelbſt noch unſere liebe Lehrerin blamieren. — So hieß denn fortan das Hauptwort Subſtantiv, das Eigenſchaftswort Adjektiv, und die vollſtändig vergangene Zeit mußte Plusquamperfektum genannt werden, ein Wort, das wir Kindsköpfe über alle Maßen komiſch fanden.

Dennoch ſcheinen wir uns tapfer gehalten zu haben; Dr. Jahr war mit uns zufrieden, beachtete uns mehr als bisher und ſuchte uns auf ſeine Weiſe zu belehren. Alles was kreucht und fleucht, ſproßt und blüht, wußte er zu klaſſifizieren und lateiniſch zu nennen. Die Eltern bewunderten ſeine Kennt-

niſſe, wir aber haben vielmehr durch das Erzählen der Mutter gelernt, die alles lebendig zu geſtalten wußte, als durch das Docieren des gelehrten Herrn.

Ueberhaupt gingen wir am liebſten mit den Eltern allein ſpazieren oder vielmehr mit der Mutter, denn der Vater blieb uns ſelten treu. Die Ferne lockte zu mächtig; unſer langſames Gehen wurde ihm zur Pein. Schon nach wenigen Minuten hielt er es nicht mehr aus, bat die Mutter ſcherzend um Urlaub und eilte leichtfüßig fort. Auf einſamen Wegen gönnte er ſich als alter Turner hin und wieder einen „Dauerlauf“, dem wir Kinder ſtaunend nachſahen, bis des Vaters ſchlanke Geſtalt unſerem Blick entſchwunden war. Statt durch ſolche Kraftübungen ermüdet zu ſein, kam er immer erfriſcht davon zurück und hatte ſtets neue Wege, neue Ausſichtspunkte gefunden. Einſam in ſchöner Gegend zu wandern, iſt — bis ihn in ſeinen letzten Lebensjahren ein Fußleiden daran hinderte — ſeine liebſte Erholung geblieben. „Alles Schwere fällt mir von der Seele, wenn ich rennen kann,“ pflegte er zu ſagen.

Auf die Mutter hatte das ſtille Wandern in der ihr immer lieber werdenden Gegend denſelben Einfluß. Der Sommer war herrlich; nur in den Mittagsſtunden mußten der Hitze wegen die Fenſter geſchloſſen, die Jalouſien herunter gelaſſen werden;

Abend, Nacht und Morgen waren erquickend kühl; die Wieſen behielten ihr friſches Grün, die Bäume ihr Laub; von jedem Spaziergange trugen wir große Feldblumenſträuße nach Haus, und wenn wir nach Sonnenuntergang zwiſchen den Hecken der Dorfgärten heimkehrten, miſchte ſich mit dem Duft der Roſen, Nelken und des Geisblattes der ſüß-betäubende Hauch der Nachtviolen, während in und über den Hecken zahlloſe Johanniskäfer funkelten. In den Tanzpauſen pflegten ſich die jungen Mädchen Scheitel und Kopftuch mit dieſen lebendigen Juwelen zu ſchmücken, die freilich bald davon ſchwirrten und ſich im Laub der Eichenkronen verloren.

An einem dieſer köſtlichen Sommerabende als wir eben vom Spaziergang heimgekehrt waren, erſchien Monſieur Ducaſe, der Hauswirt, um den Eltern „mit blutendem Herzen“, wie er verſicherte, die Wohnung zu kündigen. Er wolle ſich wieder verheiraten, ſagte er, und könne ſeiner Zukünftigen, einer Bäckerswitwe aus dem Städtchen Nay, nicht zumuten, ſich mit einer Caſe zu begnügen. Die Eltern gratulierten; er ſchüttelte ſeufzend den Kopf und antwortete: er habe ſich lange gegen die Heirat geſträubt, denn die Frau habe ſich mit ihrem verſtorbenen Manne ſchlecht vertragen und ſei als geizig bekannt, aber ſie habe viel Vermögen, und ſein Sohn wünſche,

daß er ſie heirate . . . „que voulez-vous, que j'y fasse?“

Alſo wieder umziehen müſſen! und wohin nun? In Jürançon gab es keine andere Wohnung; aber da uns allen das Landleben ſo wohl getan hatte, ſcheute ſich die Mutter, wieder in die Stadt zu ziehen, und der Vater begann in den umliegenden Dörfern nach einem paſſenden Obdach zu ſuchen.

Ehe er etwas gefunden hatte, kam aus der Heimat eine Trauerkunde, die alle kleinen Sorgen zurückdrängte: des Vaters jüngſte Schweſter, meine ſchöne, geliebte Tante Adolfine war geſtorben, das einzige ihrer Kinder, das die Großeltern glücklich wußten. Seit fünf Jahren war Adolfine mit Weddo Glümer verheiratet; bei ihr — das hatte ſie verſprochen, als ſie das Vaterhaus verließ, ſollte ihre Schweſter Agnes eine Heimat finden, wenn ſie die Eltern verlor. Wer würde ſich nun der armen Blinden annehmen?

Die Antwort der Mutter auf dieſe Todesnachricht iſt von Tränen halb verwiſcht. Schwerer als je empfand ſie die weite Entfernung vom Vaterlande, die Unmöglichkeit, den geliebten Schwiegereltern in dieſer Leidenszeit tröſtend zur Seite zu ſtehen, und ging, — alle Hinderniſſe gering achtend — mit

Feuereifer auf den Plan des Gatten ein, die Seinigen zu einem längeren Aufenthalt bei uns zu bestimmen.

Wie ein günstiges Omen erschien meinem Vater die Entdeckung eines leerstehenden, herrlich gelegenen Hauses, das zur Aufnahme der ersehnten Gäste vollauf Raum bot. Es nannte sich stolz „Chateau d'Aressi", war aber — wie viele Schlösser im südlichen Frankreich — nur ein bescheidenes Landhaus, das einer wirklichen Schloßbesitzerin durch Erbschaft zugefallen, weit unter seinem Werte verkauft, und bis sich ein Käufer fand, billig vermietet werden sollte.

Sobald die Mutter dort gewesen war, wurde das Haus denn auch gemietet, wobei der Vater sich das Vorkaufsrecht ausmachte. — In seinem Optimismus hielt er es für möglich, seine Eltern in Frankreich festzuhalten und zum Ankauf der hübschen Besitzung zu bestimmen.

Die Mutter schreibt darüber:

„. . . Gestattet mir, geliebte Eltern, Carls Brief auch meine inständige Bitte beizufügen: kommt zu uns sobald Ihr könnt, und auf so lange es Euch irgend möglich ist. Wir haben Euch in Aressi einen geradezu idealen Aufenthalt zu bieten. So schwer es mir im ersten Augenblick schien, Jürançon zu verlassen, so innig freue ich mich jetzt auf das neue Heim. — Aressi liegt an der andern Seite von Pau,

mehr dem Gebirge zu, etwa 3/4 Stunde von der Stadt. Unſer Haus iſt das erſte im Dorfe, liegt ganz frei zwiſchen Hof und Garten und gewährt die herrlichſte Ausſicht aufs Gebirge. Das Haus iſt gut gebaut, hat hohe, helle, luftige Gemächer; allein im Erdgeſchoß — das obere Stockwerk iſt nach dem Tode des Erbauers unvollendet geblieben — 5 Wohnräume und 7 Schlafzimmer, Küche und Wirtſchaftsräume, Platz genug für Euch und uns. Ich vermag es nicht zu ſagen, wie mir zu mut war, als ich die hübſchen Räume zum erſten mal durchwanderte, und jedem ſeine Beſtimmung gab, mir dachte: dieſe Zimmer ſind für die Eltern, dies kleine Gemach für Agnes. O Vater, Mutter, macht dieſe Träume wahr . . .“

In welcher Spannung die Eltern auf Antwort warteten, läßt ſich denken; aber Woche auf Woche verging, ohne den erſehnten Beſcheid zu bringen. Da das Haus in Areſſi leer ſtand, und der junge Ducaſſe fürchtete, daß ein neuer Bewerber ſeinem Vater die reiche Witwe wegkapern könnte, gingen die Eltern darauf ein, ſchon Mitte Auguſt umzuziehen. — Mir wurde der Abſchied von Jürançon ſehr ſchwer; auch ich fand die neue Wohnung ſchön, die weite Ausſicht herrlich; aber ich vermißte die Abendunterhaltungen auf dem Dorfplatze, Vater Vidals Geſchichten, ſeine Wortgefechte mit Marianotte, die Tänze

vor unſeren Fenſtern, ſelbſt das Rauſchen in den Eichenkronen, das mich wie ein Wiegenlied eingeſchläfert hatte, während ich hier in die unheimliche Stille hinaushorchte und weinte. Wie einſt nach Wollishofen, hatte ich jetzt Heimweh nach Jürançon.

Auch die Eltern waren trübe geſtimmt und warteten in wachſender Spannung auf des Großvaters Antwort. Aber wieder verging Woche auf Woche ohne Nachricht zu bringen. Vielleicht war, wie ſchon mehrmals, ein Brief verloren gegangen! Endlich wurde die Einladung wiederholt. Der Mutter Brief an die Großmutter giebt ein Bild der Beſchwerden, womit damals eine Reiſe vom Fuß des Harzes zum Fuß der Pyrenäen verknüpft war.

„. . . Der Vater“, ſchreibt ſie, „tut am beſten einen alten bequemen Reiſewagen zu kaufen, damit Ihr mit Extrapoſtpferden fahren könnt. Mit Lohnkutſchern zu reiſen, iſt hier zu Lande teuer und unbequem. Sie werden, der vielen Diligencen wegen, zu weiten Touren ſelten benutzt, haben ſchlechte Wagen, und noch ſchlechtere Pferde, mit denen man nur langſam vorwärts kommt. Was die Poſtpferde mehr koſten, erſpart Ihr an Nachtquartieren, die in Frankreich teuer, und in kleineren Städten meiſt ganz miſerabel ſind. — Keinesfalls aber dürft Ihr mit der Diligence reiſen, die mit der deutſchen Schnell-

poſt nicht zu vergleichen iſt. Schnell fahren dieſe Ungetüme zwar, ſind aber fürchterliche Rumpelkaſten. Was ich auf der Fahrt von Lyon nach Toulouſe ausgeſtanden habe, iſt unbeſchreiblich. — Um dieſen Preis will ich Euch lieber nicht ſehen; mein Mütterchen könnte der Anſtrengung erliegen. Seid Ihr aber bequem gefahren, wie ſchnell werdet Ihr Euch dann in der reinen, belebenden Gebirgsluft erholen! . . . Auch gefallen ſollte es Euch bei uns: der freundliche Raſenplatz vor unſerem Hauſe, wo unter Akazien bequeme Bänke ſtehen; die heiteren, hohen, geſunden Räume; die entzückende Ausſicht aufs Gebirge von den Fenſtern und vom Garten aus, der zwar nur ein Obſt- und Gemüſegarten iſt, wo Ihr aber die köſtlichſten Feigen und Trauben von Bäumen und Spalieren pflücken könnt — und zu dem Allen die warme Liebesatmoſphäre, die Euch hier empfangen wird — o Mutter, Mutter, wärt Ihr nur ſchon da! . . .“

Der Garten mit ſeinen reifenden Früchten und ſeiner ſchattigen Kirſchlorbeerlaube wurde vom erſten Tage an das Paradies meiner Geſchwiſter, und als ich für Tröſtungen wieder empfänglich war, erkor ich mir zum Lieblingsaufenthalt einen alten Feigenbaum. Er ſtreckte ſeine breiten Aeſte ſo bequem über die niedrige Gartenmauer, daß ich mit Leichtigkeit in ſein

Gezweig klettern konnte, um ungeſtört vom Geplapper der Kleinen meine Aufgaben zu lernen, oder mir das noch immer verhaßte Stricken zu erleichtern, indem ich leiſe ſingend die Eidechſen aus den Mauerſpalten hervorlockte, oder im Wechſel der Beleuchtung bald hier bald da eine mächtige Felswand auftauchen, ein Schloß, ein Kapellchen am Bergabhange ſchimmern ſah. Auch ſchöne Spaziergänge gab es hier in Menge — aber ſo ſchöne doch nicht wie bei Jürançon, wo der Gave ſo luſtig in ſeinem ſteinigen Bette rauſchte. — Das Dorf Areſſi, deſſen grün nmrankte Häuschen und ſauber gehaltene Gärten der Mutter gefielen, machte mir mit ſeinem baumloſen Platze einen geradezu öden Eindruck, und die Feierabendtänze, die hier ſtattfanden, habe ich nie mit angeſehen.

Eines Tages — es mag Mitte Oktober geweſen ſein — ließen ſich, da der Vater ausgegangen war, bei der Mutter ein Herr und eine Dame melden. Sie wünſchten das zum Verkauf ſtehende Haus zu beſichtigen, waren davon entzückt und erklärten, daß ſie es kaufen würden.

Die Mutter erſchrak; wie einſt in Zürich am Lindenhofe, hatte der Vater auch hier zu ungewöhnlich billigem Preiſe gemietet unter der Bedingung, die Wohnung falls das Haus verkauft würde, nach vierwöchentlicher Kündigung zu verlaſſen. Wo ſollte,

wenn die Großeltern kamen — ganz abgesehn vom Preise — auch nur annähernd ein Ersatz für Räume und Lage des Aressi-Schlößchens gefunden werden?

Sie hatte sich ‚wieder einmal umsonst gesorgt', wie ihr der Vater lächelnd vorwarf, als er aus der Stadt zurück kam. — Tags zuvor war ihm mitgeteilt, daß ein Käufer in Aussicht sei, und während dieser das Haus besichtigte, hatte der Vater von seinem Vorkaufsrechte Gebrauch gemacht, und die Besitzung erstanden.

Sie wurde, da sie ihrer Erbin seit Jahren nichts eingebracht, aber ansehnliche Steuern gekostet hatte, so billig verkauft, daß, wie der Vater meinte, auf die sichere Anlage, die sie gewährte, die nötige Anzahlungssumme leicht zu beschaffen sein mußte. Eben so leicht mußte sich ein kleines Kapital zum Ausbau des oberen Stockwerkes finden, das als Sommerwohnung vermietet, Hypothekenzinsen, Steuern und Unterhaltungskosten für Haus und Garten tragen würde. So wohnten wir denn nach kurzer Zeit gewissermaßen umsonst, und überdies lieferte der Garten was wir an Obst und Gemüse brauchten.

Diesmal stimmte die Mutter des Vaters Berechnung frohen Herzens bei und wir Großen waren unsagbar stolz und glücklich Hausbesitzer zu sein, ein Heim zu haben, das nicht gekündigt werden konnte! —

Nun mußten die Großeltern kommen, und zu der Vorfreude ſie wiederzuſehen, geſellten ſich wunderbare Ausſichten auf Hofhund, Hauskatze und viele Hühner, denen die Mutter im Hofe ein Obdach ſchaffen wollte — das ganze Leben ſchien in ein köſtliches Märchen verwandelt zu ſein.

Zwei bis drei Wochen mochten wir uns daran erfreut haben, dann kam ein Brief aus Wolfenbüttel und machte der Herrlichkeit ein Ende.

Die erſte, der Eltern Einladung ablehnende Antwort des Großvaters war verloren gegangen, und als die zweite Einladung kam, war die Großmutter an einer Venenentzündung ſo ſchwer erkrankt, daß die Sorge um ihr Leben alles Andere zurückgedrängt hatte. — Jetzt ging es beſſer; die Kranke war fieberfrei, konnte jedoch das Bett noch nicht verlaſſen und würde, nach Ausſpruch des Arztes, zu einer Reiſe nie wieder im ſtande ſein. Aber auch ohne dies Hindernis, fügte der Großvater hinzu, würde ſie ſich zu der anſtrengenden, koſtſpieligen Fahrt nicht entſchloſſen haben; noch weniger hätte von einer Ueberſiedlung in das fremde Land die Rede ſein können, von deſſen Bewohnern, Sitten und Klima frühere Briefe der Mutter gerade kein lockendes Bild gegeben. Die Großmutter und er wären zu alt, die arme Agnes zu hilflos, um ſich von Heimat, Verwandten und erprobten

Freunden loszureißen; sie Alle bedürften der Kirche, in der sie Erbauung fänden, des Arztes, dem sie vertrauten ꝛc. Der Brief schloß mit den bitteren Worten: wenn unser Vater wirklich ein Herz für seine Mutter habe, wirklich etwas für sie tun wolle, so möge er statt unausführbare Pläne zu schmieden, mit den Seinigen nach dem Elsaß zurückkehren, und dadurch der Sterbenden wenigstens die Hoffnung geben, vor ihrem Ende Schwiegertochter und Enkel noch einmal umarmen zu können.

War die Großmutter wirklich eine Sterbende? — Unsere Mutter brach immer wieder in Tränen aus; der Vater war niedergeschlagen, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. — Das Gefühl, der geliebten Kranken den vom Großvater geforderten Trost gewähren zu müssen, vernichtete alle bisherigen Zukunftspläne. Sobald es dem Vater gelungen sein würde, sich von dem kaum erworbenen Besitze zu befreien, sollte die Rückreise nach dem Elsaß angetreten werden.

Glücklicherweise ließ sich des Vaters Konkurrent beim Hauskauf nach einigem Zögern darauf ein, ihm den Landsitz abzunehmen; Mitte November war unser Hausbesitzertraum ausgeträumt; Mitte Dezember mußten wir Aressi zu räumen.

So war denn ein großes Reisehindernis beseitigt, aber ein anderes stellte sich der sofortigen Ausführung

der elterlichen Wünſche entgegen. Unſere Mutter litt ſeit einiger Zeit — wohl infolge der Aufregungen, die ſeit Tante Adolfinens Tod auf ſie einſtürmten — an Magenkrämpfen, die trotz Dr. Jahrs Bemühungen immer heftiger wurden. In den erſten Dezembertagen kam ein Anfall, der über 24 Stunden währte. Die Ermattung, die davon zurückblieb, war ſo groß, daß es frevelhaft geweſen wäre, der Halbkranken die Anſtrengungen einer Diligence-Fahrt von der weſtlichen bis zur öſtlichen Grenze Frankreich zuzumuten; aber auf bequemere Art zu reiſen, war bei den beſchränkten Mitteln der Eltern nicht möglich.

Dennoch konnte ſich die Mutter nicht entſchließen, für den Winter nach Pau zurückzukehren und dort einen Allopaten zu konſultieren. Sie erklärte, daß ſie weder den guten Dr. Jahr durch Undankbarkeit kränken, noch ihre Antipathie gegen franzöſiſche Aerzte überwinden könne. Endlich wurde beſchloſſen, die kurze Fahrt bis Bayonne zu wagen und dort zu bleiben, bis ſich die Mutter in Dr. Wiels Behandlung ſoweit erholt hatte, daß ſie zur Weiterreiſe fähig war. Einen Umweg machten wir damit nicht, kamen vielmehr Paris — wo der Vater wahrſcheinlich einige Wochen zu tun hatte, etwas näher. — Ein direkter, viele Nachtquartiere erſparender Anſchluß der Abfahrtszeiten war damals nur auf den Haupt-

linien des Diligence-Verkehrs zu finden; die von Pau nach Paris führende Linie ging über Bayonne und Bordeaux.

Ueber die Reiſe, die Mitte Dezember in milder Luft, bei herrlichem Wetter angetreten wurde, ſagt ein Brief der Mutter:

„ . . . Unſere Fahrt ging durch eine paradieſiſche Gegend, aber mit ſolcher Schnelligkeit, daß ich nicht imſtande war, ein einziges Landſchaftsbild feſtzuhalten. — Auf dem ganzen Wege von Pau nach Bayonne bleibt dem Reiſenden ſelbſt während des Umſpannens nicht ſoviel Zeit, ein Glas Wein zu trinken. — Dieſe Eile entſpringt jedoch weniger der Fürſorge für das reiſende Publikum, als dem Wunſche, die rivaliſierende Diligence totzufahren. Auch die unglaublich billigen Preiſe — die ganze Fahrt, 30 Lieues, die wir in etwa 10 1/4 Stunden zurücklegten, koſtete nur 30 Francs — verdankten wir dieſem unchriſtlichen Beſtreben. — Da wir Bayonne erſt bei Nacht erreichten, lernten wir ſeine Umgebungen erſt nach einigen Tagen, auf einer Fahrt nach dem Leuchtturme bei Angelet kennen. — Die Vegetation macht hier einen ſüdlicheren Eindruck als bei Pau. Dort waren ſchon ſeit Wochen alle Bäume kahl; hier ſahen wir noch am 18. Dezember grüne, gelbe, rote Blätter an den Zweigen; die Feigenbäume ſind hier

bedeutend größer als bei Pau oder Toulouse und die Cypreſſenhecken vervollſtändigen das Bild des Südens. Längere Zeit lagen hübſche Landhäuſer zu beiden Seiten des Weges, aber nach und nach verſchwand die Ueppigkeit der Vegetation, wir kamen auf rauhe, ſandige Haide, über eine kahle Düne und bald ließ mich ein gerader, grauer Wolkenſtreif die Nähe des erſehnten Zieles ahnen. „Dort iſt das Meer!“ rief ich in die Ferne deutend; Clärchen und Bodo jubelten. Mariechen fragte: wo denn? ich ſehe nur eine große, grüne Wieſe. — Carl und ich ſchauten und ſchwiegen.

„Im erſten Augenblick blieb die Wirklichkeit hinter meiner Erwartung zurück. Ich hatte vergeſſen, daß unſer beſchränktes Auge die Unendlichkeit des Meeres nicht umfaſſen kann, und war überraſcht, vom Ufer aus den Kreis des Horizontes nicht weiter zu finden als auf einer großen Ebene. Aber als ich dann am Strande entlang gehend, die mächtigen Wogen aufſteigen, ſich überſtürzen, hier auf flachem Ufer zerfließen, dort am Felſenriff zerſchellen ſah — eine nach der andern, rauſchend, donnernd, brüllend, überkam mich ein unausſprechliches Gefühl von Bewunderung, Entzücken und Grauen vor der Größe, Herrlichkeit und Gewalt dieſer Naturkraft. Ich ließ Carl und die Kinder allein auf den Leuchtturm

ſteigen, blieb, Müdigkeit vorſchützend, auf einem Steinblock am Ufer ſitzen, in Staunen verſunken und . . . "

Hier endet das Fragment, und wie die Fortſetzung dieſes Briefes iſt auch alles weitere verloren gegangen, was die Mutter den Ihrigen aus Bayonne und ſpäter aus Paris geſchrieben hat. —

Schon vor dem erſten Ausfluge ans Meer hatten wir Wiels aufgeſucht. Ein Wiederſehen zu erleben, war ein ſeltenes Glück für die Flüchtlingsfamilie; aber obwohl der Empfang, der uns von groß und klein zu teil wurde, nichts zu wünſchen ließ, obwohl Roſalie und Charlotte, die Störenfriede des Hauſes, verreiſt waren, und meine Eltern ſich zur Erleichterung des Verkehrs, in der Nachbarſchaft der Freunde einquartierten, hieß es doch für uns: ‚in demſelben Fluſſe ſchwimmſt Du nicht zum zweitenmal.' Der Doktor war durch ſeine Praxis, die ſo ziemlich die ganze, noch immer anwachſende ſpaniſche Flüchtlingskolonie vom Granden bis zum Fabrikarbeiter umfaßte, in Anſprnch genommen; ſeine Frau hatte, nun ſie von Landsleuten umgeben war und von ſpaniſchen Mägden bedient wurde, ihr bischen Franzöſiſch wieder verlernt; und die Kinder, die ſich, ſolange wir in einem Hauſe lebten, mehr bei uns, als in der elterlichen Wohnung aufhielten, kamen jetzt, wenn auch

täglich, doch nur zu Beſuchsſtunden, die pünktlich eingehalten werden mußten, denn die Mädchen hatten Privatſtunden, Juſt ging in die Schule.

Auch die Eltern vermißten die frühere Verkehrsweiſe, vor allem die Abendunterhaltungen mit dem Freunde. Jetzt kam es ſelten dazu, denn außer ſeiner ärztlichen Tätigkeit nahmen Dr. Wiel auch geſellige Pflichten in Anſpruch. Hatte er einmal einen Abend für uns, ſo war es äußerlich wieder wie in Pau: man ſaß am Kaminfeuer, die Mutter ſtrickte, die beiden Herren rauchten ihre langen Pfeifen, aber die dort ſo friedlichen Geſpräche wurden hier — faſt immer zu politiſchen Kämpfen. Dr. Wiel nahm leidenſchaftlich Partei für Don Carlos, den ſpaniſchen Thronprätendenten; mein Vater ſtand auf Seiten der Chriſtinos.

Für meine kranke Mutter hatte Dr. Wiel immer Zeit. Jeden Morgen, wenn er auf Praxis ging, kam er bei uns vor, um die Wirkung ſeiner Verordnung zu überwachen. Da ſeiner Anſicht nach überreizte Nerven die Haupturſache ihrer Leiden waren, mußte ſie vorläufig ſowohl ihre litterariſche Tätigkeit wie unſeren Unterricht aufgeben, ſich einer bis ins kleinſte geregelten Diät unterwerfen, wenn es das Wetter erlaubte, morgens und nachmittags ins Freie gehen und ſoviel als möglich ihre häuslichen Auf-

gaben und ihre beiden Kleinen, die ihr keinen Augenblick Ruhe ließen, einer baskiſchen Dienerin überlaſſen, für deren Tüchtigkeit der Doktor ſich verbürgte.

Die Mutter fügte ſich und die Kur tat Wunder. Von Tag zu Tag hoben ſich die Kräfte der Kranken; immer ſeltner und ſchwächer traten die Krampfanfälle ein; immer weiter konnte ſie ihre Spaziergänge ausdehnen, bald auch den ſtützenden Arm des Vaters entbehren und ſich — während er am Schreibtiſche blieb — mit der Obhut ihrer älteſten Kinder begnügen.

Wir durchſtreiften Stadt und Umgegend. Bayonne macht nicht wie Pau den Eindruck heiteren Behagens; es iſt Feſtung, Hafen- und Handelsſtadt. In den engen, von hohen, altersgrauen Häuſern umſchloſſenen Gaſſen drängt ſich eine geſchäftige, lärmende Menge: Franzoſen, Spanier, béarniſche und baskiſche Landleute, Mönche, Soldaten, Fabrikarbeiter, Matroſen aus aller Herren Ländern.

Noch geräuſchvoller iſt es am Adour, in den „Allées maritimes“, die zu jener Zeit auf einer Seite ihrer Baumreihen, nur kleine, unanſehnliche Häuschen, meiſt Kramläden oder Schifferherbergen hatten, auf der andern von dem Quai begrenzt wurden, der den Hafen umſchließt. Gegenüber liegt, durch eine Schiffbrücke mit der Stadt verbunden,

die Vorſtadt „St. Esprit“; am Fuß der Citadelle zieht ſich die Schiffswerft hin, wo Zimmerleute, Schmiede, Teerſieder, Seiler arbeiten, während am Landungsplatze das Aus- und Einladen der im Hafen liegenden Kauffahrteiſchiffe vor ſich geht. Was dabei an Schreien, Schimpfen, Fluchen, Peitſchenknallen, Pferdeſtampfen, Fäſſerrollen, Kiſtenwerfen ꝛc. geleiſtet wurde, iſt unbeſchreiblich.

Dennoch haben wir manche halbe Stunde im milden Winterſonnenſchein unter den bald völlig entlaubten Bäumen der „Allées maritimes“ geſeſſen. Wir wurden nicht müde das Leben und Treiben im Hafen, die ſtromauf und -ab fahrenden Kähne, Fiſcherbarken und mächtigen Segelſchiffe zu beobachten, die einen regen Handelsverkehr zwiſchen Frankreich und Spanien vermitteln; den Matroſengeſang zu hören, der das Auswerfen und Einholen der Anker begleitet, oder die jubelnde „Iricina“ — eine Art Jodler — womit ſich im Vorüberfahren baskiſche Schiffer begrüßen. — Am herrlichſten aber war es, wenn der Donner der Brandung, der immer lauter vom fernen Klippenſtrande herüberklang, das Steigen der Flut verkündete, der Adour von den Meereswogen zurückgedrängt, immer wilder gegen die Hafenmauern aufſchäumte und der friſche Salzhauch der See die Luft erfüllte.

Auch weitere Ausflüge, an denen die Mutter zu Esel teilnehmen konnte, wurden unternommen. Am Adour entlang zu freundlichen Dörfern, oder ans Meer, nach der jetzt versandeten „Chambre d'amour", einer Höhle, in der vor Jahrhunderten ein Liebespaar, von der Flut überrascht, den Tod gefunden haben soll; oder nach den Klippen von Biarritz.

Die Besucher des eleganten Seebades, das später hier entstanden ist, können sich von der Wildheit der damaligen Steinwüste keinen Begriff machen. Da waren wie von Riesenhänden Felsblöcke zu Mauern und Türmen übereinander geschichtet, an denen die Meereswogen mit Wutgebrüll zerschellten. Hier waren tiefe Grotten ausgehöhlt, aus denen unheimliches Gurgeln heraufklang; weiterhin drohten überhängende Felsmassen, die von der heranstürmenden Flut mehr und mehr unterwühlt wurden, den unvorsichtigen Beschauer zu zermalmen. Aber inmitten dieses Chaos lag eine kleine, geschützte Bucht mit ebenem, sandigem Strande, auf dem sich in ärmlichen Hütten einige Fischerfamilien angesiedelt hatten. — Die einzigen Badegäste, die damals — das heißt vor 65 Jahren — diesen Strand besuchten, waren, wie uns eine Fischersfrau erzählte, baskische Landleute. Zu gewissen, wie unsere Berichterstatterin vermutete, aus der Heidenzeit stammenden Feiertagen, kamen

ſie in lange, wollene Gewänder gekleidet herbei, faßten ſich, eine Kette bildend, bei den Händen und gingen, baskiſche Lieder ſingend, die — wie die Fiſchersfrau ſagte — „kein Chriſt verſtehen“ kann, ins Meer, ſo weit ſie Boden unter den Füßen hatten.

Die berühmte, von Vauban erbaute Bayonner Citadelle zu beſichtigen, wurde unſerem Vater überlaſſen; die Mutter begnügte ſich damit, Bodo und mir die zweite Hauptſehenswürdigkeit der Stadt, die aus dem 14. Jahrhundert ſtammende Kathedrale zu zeigen. Zu den Meiſterwerken gothiſcher Baukunſt ſoll ſie nicht gehören; aber ihre Verzierungen Portale, Pfeiler und Spitzbogenfenſter erinnerten mich doch an die Herrlichkeit des Straßburger Münſters, und auf meine Bitten haben wir ſie noch einige Male wiedergeſehen.

Zum Weihnachtsfeſte hatten uns die Eltern auch diesmal eine Beſcheerung bereitet, und wie in Pau umjubelten mit unſeren kleinen Geſchwiſtern auch die Wiel'ſchen Kinder den ſtrahlenden Chriſtbaum; Bodo und ich aber ſtanden wie gelähmt in der Ferne; der Lichterglanz, das Gold und Silber der Früchte, die bunte Pracht des Zuckerwerkes ſchmückte ein Lorbeerbäumchen — und für uns fehlte mit dem Tannengrün, dem Tannenduft auch der geheimnisvolle Schauer der deutſchen Weihnachtsfeier.

Die Mutter ſah uns an, was wir empfanden. „Begnügt euch diesmal“, ſagte ſie; „übers Jahr, im Elſaß oder bei den Großeltern ſollt ihr euch wieder über einen Tannenbaum freuen“ ... „Uebers Jahr“, — wie ahnungslos ſie das ſagte!

Ihre Wiederſehenshoffnung, die auch aus den Briefen der Großeltern ſprach, war nach Dr. Wiels Anſicht das beſte Stärkungsmittel für unſere Mutter, als ihre Krampfanfälle nach dem Feſte acht Tage lang ausgeblieben waren, erklärte er, daß ſie, wenn kein Rückfall eintrete, nach weiteren acht Tagen die Reiſe nach Paris wagen könne.

Der Mutter Befinden blieb gut, unſere Abreiſe wurde beſchloſſen.

III.

Paris. Weißenburg im Elſaß.

Am 10. Januar 1839 ſagten wir Wiels Lebewohl, aller Wahrſcheinlichkeit nach auf nimmer Wiederſehen. Dennoch wurde mir der Abſchied leichter als das erſte Mal; ging es doch der deutſchen Grenze zu und an unſerm Wege lag die Wunderſtadt Paris, wo der Vater für einige Zeit zu tun hatte. Schon vorher ſollte in Bordeaux ein paar Tage geraſtet werden.

Das Wetter war kalt und regneriſch, die Ferne verſchleiert. Die Gegend wurde je weiter wir kamen um ſo eintöniger, denn unſere Straße zog ſich durch die weiten Haideſtrecken des ‚Departemaut des Landes'. — Es iſt die Heimat der Stelzentänzer, die wir ſchon in Dijon geſehen, in Lyon, Toulouſe und Bagnères wiedergefunden hatten. Um im tiefen Sand ſchneller vorwärts zu kommen, gewöhnen ſich die Landbewohner dieſer Gegend von Kindheit an zu jedem weiteren Wege Stelzen zu benutzen, die unter die Füße feſtgeſchnallt werden. Sie erlangen dadurch eine Sicherheit, die es ihnen leicht macht, ſich, wenn ſie der armen Heimat müde ſind, zu Straßenartiſten auszubilden. Meiſt vereinigen ſich drei bis fünf junge Burſchen zur gemeinſchaftlichen Kunſtreiſe — und ein grotesker Anblick iſt es, der immer eine Anzahl lachender Zuſchauer feſſelt, wenn zwei dieſer derben Burſchen in Kniehoſen, ein ſchmutziges Schaffell um die Schultern, ein verſchliſſenes Barett auf dem langen Haar, ſich umfaſſen, umeinander drehen, und zu der Tanzweiſe des Dudelſackbläſers auf ihren Stelzen die wunderlichſten Sprünge machen. — Aber noch eigenartiger, ich möchte ſagen geſpenſterhaft, war der Eindruck, den wir auf unſerer Fahrt empfingen, als wir bei Anbruch der Dämmernng in Wind und Regen zwei dieſer hochragenden Geſtalten, jede mit

einem langen Stab in der Rechten, mit Riesenschritten über die Haide aufeinander zukommen sahen.

Das schlechte Wetter dauerte fort und machte die Rasttage in Bordeaux sehr unbehaglich. Wir gingen über weite Plätze, durch breite Straßen und enge Gassen zu allerlei Bauwerken, die gewissenhafte Reisende sehen und bewundern müssen: in die alte Kathedrale; nach der Brücke, die den mächtigen Strom der zur Gironde gewordenen Garonne überspannt; an den Hafen, wo hunderte gewaltiger Schiffe vor Anker lagen; aber unter dem grauen Winterhimmel, in unablässig niederklatschendem Regen sahen Schiffe und Gebäude, Strom und Hafen melancholisch, die unter triefenden Schirmen vorüber hastenden Menschen verdrießlich aus. Dazu der eisige Wind, der sich auch im Hause fühlbar machte, in dem er durch die offenen Kamine mehr Rauch als Wärme in die Zimmer trieb. — Das war keine Erholung für die Mutter! — Am dritten Tage saßen wir wieder in der Diligence, diesmal ein bequemerer Wagen, als die Rumpelkasten, die wir von Lyon nach Toulouse auszuhalten hatten.

Lang und beschwerlich war auch diese Reise. Wie viele Tage und Nächte sie in Anspruch nahm, weiß ich nicht mehr; aber deutlich erinnere ich mich, wie unbehaglich es war, als wir spät abends, erschöpft, verschlafen, durchkältet in Paris anlangten, wo es

eben ſo regnete, wie in Bordeaux. Auch das vom Kondukteur der Diligence empfohlene Hôtel war eben ſo unwirtlich wie das dortige. — Einen Rat erteilenden Bädecker gab es damals noch nicht.

Und dann das Erwachen in der Wunderſtadt! — Wie der Mutter am Meere, erging es mir in Paris. Auf den erſten Blick hätte ſich, meiner Meinung nach, die erwartete Herrlichkeit offenbaren müſſen. Statt deſſen ſah ich in eine ſchmutzige, enge Gaſſe mit altersgrauen, turmhohen Häuſern, — Der Regen hatte aufgehört, aber das bischen Himmel, das über den Dächern ſichtbar wurde, war trübe, und bis in unſeren dritten Stock drang der betäubende, raſſelnde, dröhnende Straßenlärm, aus dem hin und wieder das gellende Geſchrei der Obſt-, Gemüſe- und Fiſchverkäuferinnen, oder das „vieux habits, parapluies“ der Trödler hervorklang; ich war tief, tief niedergeſchlagen.

Lange währte das nicht; der Himmel klärte ſich auf, der Vater, der gleich begann die Stadt zu durchſtreifen, ließ auch uns ſobald als möglich daran teilnehmen, und nachdem er uns über den Vendôme-Platz mit der Napoleons-Säule, über die Prachtplätze du Carroussel und de la Concorde geführt hatte, vorüber am Obelisken von Luxor, am Louvre, an den Tuilerien und endlich unter die herrlichen,

achtfachen Baumreihen der Champs Elisées, war mein erträumtes Paris von der Schönheit des wirklichen übertroffen.

Schon ehe das geschah, hatten wir das unbehagliche Hôtel mit einer Privatwohnung vertauscht. Die heutigen Fremdenpensionen waren noch nicht erfunden; man nahm eine möblierte Wohnung, zu der spärliche Bedienung geliefert wurde, ging zum Essen aus, oder ließ es aus einer Garküche holen.

Die Wohnung, zu der sich meine Eltern nach längerem Suchen entschlossen, lag in der rue Vaugirard. Das damals zum Hôtel garni eingerichtete Haus mochte einst bessere Tage gesehen haben. Der geräumige Vorhof, durch den es dem Straßenlärme entrückt wurde, war zu beiden Seiten von niedrigen Gebäuden umschlossen, die noch immer Pferdestall, Wagenremise, Kutscherwohnung und die „loge du concierge“ enthielten. Aber statt des herrschaftlichen Gespanns waren Mietpferde im Stalle einquartiert, und den Posten des Concierge versah ein alter Schuhflicker. — Auch das Innere des Hauses zeigte Spuren ehemaliger Herrlichkeit: schöne, jetzt verblaßte Tapeten, von Rauch geschwärzte Stuckverzierungen, kostbare Marmorkamine, auf denen sich der herkömmliche Aufputz: eine schäbige Pendüle zwischen zwei steifen Papier-Blumensträußen, doppelt jämmerlich ausnahm. Um

ſo mehr entſprach er der übrigen Einrichtung, der auch die übliche Staubdecke nicht fehlte.

Trotz alledem fühlte ſich die Mutter, nachdem geſäubert war, in dieſer ſonnigen, ruhigen Wohnung ſo behaglich, daß ſie die Anſtrengungen der Reiſe ſchnell überwand, und die lang entbehrte ſchriftſtelleriſche Tätigkeit wieder aufnehmen konnte. Auch der Vater war den ganzen Morgen in Archiven und Bibliotheken beſchäftigt, wo er für ein großes juriſtiſches Werk, das er zu ſchreiben beabſichtigte, Notizen ſammelte. Nachmittags wurde, wenn es das Wetter irgend erlaubte, Paris durchſtreift.

Die beiden Kleinen, die dieſe Wanderungen nicht mitmachen konnten, wurden durch die Nähe des „jardin du Luxembourg“ entſchädigt, der für die ganze Nachbarſchaft „Kindergarten“ war. Allen Gefahren des Straßenverkehrs entrückt, von Bonnen oder Müttern beaufſichtigt, lief und lärmte, ſpielte und tanzte hier der Nachwuchs der verſchiedenſten Rangklaſſen, meiſt zierliche, lebhafte, anmutige Kinder, unter denen Emma und Edmund gleich das erſte mal als ich ſie hinüber führte, Bekanntſchaften machten.

Auch mich hatte eine nette alte Dame ins Geſpräch gezogen, aber als wir bei der Heimkehr unſerer Hauswirtin auf der Treppe begegneten, und ich auf ihre Frage berichtete wo wir geweſen waren, ſchlug

ſie die Hände zuſammen, ging mit uns zur Mutter und beſchwor ſie, mich nicht ohne ſchützende Begleitung ausgehen zu laſſen. In Paris dürfe ſich keine junge Demoiſelle unbehütet auf die Straße wagen, verſicherte ſie, und beantwortete den Einwand der Mutter, daß ich noch ein Kind ſei, mit einem Achſelzucken, das wie mit Worten ſagte: „wer nicht hören will, muß fühlen.“

Die Mutter wurde bedenklich, und der Vater, den ſie zu Rat zog, war der Anſicht, daß man ſich der Landesſitte fügen müſſe.

So wurde denn Mlle. Euphraſie, die Tochter des Concierge, für die Spaziergänge im Luxembourggarten angeworben, und war ſcheinbar meine Beſchützerin, während ich auf Anweiſung der Mutter — der Paris nach der Warnung unſerer Wirtin vollends als Sodom erſchien — zu ihrer Ueberwachung mitging.

Aber Mlle. Euphraſie war die verkörperte Anſtändigkeit und waltete eifrig, übereifrig ſogar, ihres Amtes. Kein wildes oder ärmlich gekleidetes Kind durfte mit meinen Geſchwiſtern ſpielen, denen ſie am liebſten alles Umherſpringen verwehrt hätte. Natürlich gab ich das nicht zu, kam dadurch auf Kriegsfuß mit meiner Dueña, und wurde für jeden Widerſpruch mit der niederſchmetternden Bemerkung geſtraft: man ſähe wohl, daß ich keine Pariſerin ſei, ſonſt würde

ich wiſſen, „qu'il faut, que tout soit comme-il-faut.“

Daß mich Paris, je mehr ich davon ſah, um ſo mehr entzückte, ſagte ich ſchon. Der Geſamteindruck war jedoch mit dem von heute nicht zu vergleichen. — Ein großer Teil der Rieſenſtadt verdiente noch den Beinamen Lutetia; viele ihrer Prachtbauten, wie die mächtige, gothiſche Kathedrale Notre Dame und die Sainte Chapelle, waren umdrängt von engen, luft- und lichtloſen Gaſſen mit unbeſchreiblich ſchlechtem Pflaſter und offnen, übelriechenden, bei anhaltendem Regenwetter austretenden Goſſen. — Auch die Einfahrt zu manchem, zwiſchen Hof und Garten liegendem, Palais alter Adelsgeſchlechter war damals in ſolcher Umgebung zu finden.

Um ſo heiterer war es an den Ufern der Seine. Wie glänzte der von Nachen, Segelbooten und Dampfſchiffen belebte Strom in der Winterſonne; wie ſchön waren die Ausblicke von einer Brücke zur andern, auf kleine Inſeln, auf ferne Höhen; wie luſtig klang aus den an der Quaimauer befeſtigten Schiffen der Wäſcherinnen ihr Schwatzen und Lachen herauf, das alles Klopfen der Waſchhölzer übertönte — und wie intereſſierten mich die offnen Verkaufsſtände der Antiquare, die Wind und Staub mißachtend, die herrlichſten Bücher zur Schau ſtellten!

— Noch intereſſanter war freilich der ‚Jardin des plantes‘, wo wir drei Aelteſten den erſten Zoologiſchen Garten kennen lernten.

Dagegen machten mir die vielgeprieſenen Boulevards nicht den erwarteten Eindruck. Es war ein rauher Februarabend, als uns der Vater zum erſten Mal hinführte; im Freien zu ſitzen war unmöglich; das helle Gaslicht beleuchtete alſo nur ein Hin- und Herſtrömen verhüllter dunkler Geſtalten. — Wie ſchön war dagegen das bunte, fröhliche Leben in Baguères de Luchon unter den Bäumen der ‚Allée des bains‘!

Ueberhaupt bereiteten mir die Pariſerinnen eine Enttäuſchung. Für die Feinheiten im Unſcheinbaren hatte ich noch kein Verſtändnis; auffallende Straßentoiletten wurden aber zu jener Zeit von den Frauen der guten Geſellſchaft für „mauvais genre“ erklärt; nun folgten auch die Frauen anderer Kreiſe dieſem Beiſpiel und kleideten ſich in einfache, graue, braune oder ſchwarze Gewänder. Nur die bunten Shwals und weißen Häubchen der Griſetten brachten etwas Licht und Farbe in das düſtre Menſchengewühl, und nur die Schaufenſter der Modemagazine gaben mir einen Begriff von der — damals für Geſellſchaften und Teater reſervierten — weltberühmten Eleganz. — Freilich auch das nur in beſcheidenerem Maße als

heutzutage, denn die Prachtläden der ‚rue de Rivoli‘ hat erſt das zweite Kaiſerreich ins Leben gerufen.

Während der dreißiger Jahre galten noch immer die Läden unter den Arkaden des ‚Palais Royal‘ für die glänzendſten, beſonders die der Juweliere; ihre künſtleriſchen Arbeiten feſſelten ſelbſt meine Mutter, ſo wenig ſie ſich im Allgemeinen aus Schmuckſachen machte. — Intereſſanter war ihr denn auch das ebenfalls im Palais Royal gelegene ‚Café de Foy‘, wo damals viele, dem Vater vom Anſehen bekannte Pariſer Berühmtheiten verkehrten. Mir iſt von Allen, auf die er uns im Vorübergehen aufmerkſam machte, nur ein blaſſer, müde ausſehender Mann im Gedächtnis geblieben; ſeinen Namen, Heinrich Heine, hatte ich ſchon in Wollishofen gehört, wenn ſeine ‚Reiſebilder‘ und ſein ‚Buch der Lieder, in unſerem Freundeskreiſe lebhaft umſtritten wurden.

Tiefern Eindruck als der Anblick der Caféhausgäſte, von deren Bedeutung ich kaum etwas wußte, machte mir, was der Vater von den Szenen erzählte, die ſich während der Revolution von 1789 unter den Bäumen des Palais Royal abgeſpielt hatten.

Die Tuilerien dagegen ließen mir für hiſtoriſche Rückblicke keine Zeit. So oft ich an dem vergoldeten Gitter des weiten Schloßhofes vorüberging, nahm mich ausſchließlich der Wunſch in Anſpruch, den

König Louis Philippe zu ſehen. Nicht etwa aus Verehrung oder weil er flüchtig und verbannt geweſen war, wie wir; ich wollte nur wiſſen, wie der Mann in Wirklichkeit ausſah, deſſen Kopf auf den Münzen ganz normal erſchien, während er in Witzblättern immer in Birnenform dargeſtellt wurde. — In Pau wie in Toulouſe hatten wir ſogar ſo und ſo oft an Haustüren und Mauern in Kohle gezeichnet eine am Galgen hängende Birne gefunden mit der Unterſchrift: „Louis-Phil-ou, roi des Français“. — Mein Verlangen nach ſeinem Anblick wurde nicht befriedigt; er war ſchon damals ſo mißliebig, daß er es ſo viel als möglich vermied, ſich dem Volke zu zeigen.

Zur Würdigung der Kunſtſchätze des Louvre war ich nicht reif. Die Fülle des Gebotenen überwältigte mich; wie im Traume folgte ich den Eltern von Saal zu Saal, ohne mir einzelnes einprägen zu können und öfter dahin zurückzukehren, hatte ich leider keine Gelegenheit. Die Mutter, die in Dresden, ſo oft es ihre Zeit erlaubte, in die Bildergallerie gegangen war, wurde hier durch den Beſuch der Muſeen ſo angeſtrengt, daß ſie darauf verzichten mußte, um ſtatt deſſen die ſonnig milden Nachmittage, die der März brachte, im Freien zu verleben.

Von geſelligem Verkehr war nur für den Vater die Rede, der ſowohl im Hauſe ſeines Freundes

Weylandt, wie bei seinen Studien interessante Bekanntschaften machte. — Auch wir andern, die Kleinsten eingeschlossen, wurden eines Tages von Herrn von Weylandt zu einem gemütlichen Diner eingeladen, das unsere kindischen Erwartungen noch weit übertraf. Leider blieb es, da unsere Mutter weitere Einladungen ablehnte, das einzige.

Unser Pariser Aufenthalt ging zu Ende; der Vater, der sich vorläufig mit dem gesammelten Arbeitsmaterial begnügen konnte, zog wegen der Wahl eines billigen Elsasser Wohnorts mit guten Schulen seinen Straßburger Freund, Pastor Dürbach, zu rat, und erhielt von beiden Eheleuten die Aufforderung, die Osterzeit bei ihnen zu verleben. Mit frohem Dank wurde die Einladung angenommen.

Eines Tages, kurz vor unserem Aufbruche, meldete das Stubenmädchen einen blonden Herrn, „avec un nom impossible“, und herein trat Jacob Benedey, den wir vor sechs Jahren in Straßburg kennen gelernt hatten. Er war herzlich und mitteilsam wie ehemals, aber sehr ernst geworden. Auch er hatte die Pein des wurzellosen Flüchtlingslebens erfahren. Neun Jahre später habe ich ihn im Vaterlande als Abgeordneten des ersten deutschen Parlaments in der Paulskirche wiedergesehen.

So schön ich Paris gefunden hatte, schwer wurde

mir der Abſchied nicht. Ging es doch der Heimat zu, wenn auch vorläufig nur bis an die deutſche Grenze. Selbſt das Einpacken wurde diesmal zum Vergnügen und alle Anſtrengungen der Reiſe erleichterte die Vorfreude auf das Wiederſehen der lieben Dürbachs.

Und wie köſtlich war es, trotz der ſpäten Stunde, gleich beim Ausſteigen in der Straßburger ‚Cour des messageries‘ von Freundesſtimmen begrüßt zu werden! und dann das Beiſammenſitzen um den bekannten Familientiſch; das Deutſchſprechen mit allen. Und am nächſten Morgen — es war Palmſonntag — das Anhören der deutſchen Predigt, das Mitſingen der deutſchen Choräle in der Thomaskirche, der Nachmittagsſpaziergang vor dem Tore, wo wir in blauer Ferne den Schwarzwald auftauchen ſahen! Auch zum Münſter, das mir wie bisher die erhabenſte aller Kirchen blieb, wurde wiederholt gegangen. Es war eine beſtändige Wiederſehensfeier, bei der mir zu mut wurde, als wären wir ſchon im Vaterlande. Etwas war freilich nicht mehr wie ehedem: aus dem luſtigen Chriſtoph, der mit uns geſpielt hatte, war ein baumlanger Student geworden und ſeine Schweſtern gingen ſchon in Kaffeekränzchen. Aber nach wenigen Tagen war die anfängliche Entfremdung ſo vollſtändig überwunden, daß der Entſchluß

meiner Eltern, nach Weißenburg zu ziehen, ſie wie Bodo und mich tief betrübte. — Ein Troſt war die Einladung unſerer Gaſtfreunde, ſo oft als möglich wiederzukommen.

Aus Weißenburg haben ſich wieder Briefe der Mutter gefunden; am 29. März ſchreibt ſie der Freundin: „. . . Nun bin ich von der ſpaniſchen Grenze an die Grenze des deutſchen Vaterlandes zurückgekehrt! deutſche Luft umweht mich wieder, deutſche Laute ſchlagen an mein Ohr, deutſches Leben mit ſeiner wohltuenden Herzlichkeit und wohlbekannten Philiſterei umgibt mich wieder, und ſobald es der Sonne gelingt, die Regenwolken zu beſiegen, ſoll mich mein erſter Spaziergang über die deutſche Grenze führen — und ſehnſüchtiger als je werden meine Grüße, wenn ich den Boden des Vaterlandes wieder betrete, zu den Lieben in der Heimat fliegen — vor allem aber zu Dir! — Wie lange haſt Du nicht geſchrieben — aber gleichviel, mein Herz, in dem die ungewohnte Freude um ſo heißer das alte Heimweh weckt, verlangt mit Dir zu plaudern, verlangt es um ſo mehr, da mich jetzt immer wieder ein Gefühl durchſtrömt, das ich einen Gruß des Todes nennen möchte. Und wie man ſich am Vorabend einer langen Reiſe inniger den Lieben anſchließt, die man verlaſſen ſoll, und jede Minute des Bei-

ſammenſeins auszukoſten ſucht, ſo gönne uns jetzt einen regeren ſchriftlichen Verkehr als in der letzten Zeit . . .

„Seit fünf Tagen ſind wir hier, aber von der hieſigen Gegend habe ich noch kein deutliches Bild; ich kam ſchwerkrank hier an und habe nichts bemerkt, als nahe Weinberge und ein paar ſchöne Friedhöfe. — Ich weiß nicht, war es die Aufregung beim Wiederſehen der deutſchen Berge oder die Folge unſerer langen anſtrengenden Reiſe von Paris nach Straßburg, oder der Abſchied von den lieben Dürbachs — als ich ihnen Lebewohl ſagte, war meine Kraft plötzlich wie gelähmt, meine Empfindung ganz ſo wie in Toulouſe, als ich am Krankenbett der Kinder zuſammenbrach. Aber die Diligence war bezahlt, die Reiſe konnte nicht aufgeſchoben werden. — Nun haben mich einige Ruhetage und einige Flaſchen Bier wieder in die Höhe gebracht — ein ſonderbares Mittel, wirſt Du ſagen, aber ich weiß kein anderes. — Matt fühle ich mich noch immer; kann mich abends kaum noch aufrecht halten, lege ich mich aber zu Bett, ſo kann ich nicht ſchlafen, denn es ſteigt mir beengend in der Bruſt herauf, und das alte Herz klopft ohne Unterlaß ſo heftig, wie noch nie. — Ob auch das die Nähe der Heimat bewirkt?

„Nach Allem was wir bis jetzt von den hiesigen Verhältnissen erfahren haben, ist es uns beinah gereut, nicht in Straßburg geblieben zu sein. — Dort hatten wir in Dürbachs wahre Freunde — und was gilt nicht ein Freund! Aber wir glaubten den Verkehr mit ihnen der Pflicht opfern zu müssen, denn alle Welt pries das billige Leben in Weißenburg. — In Bezug auf Wohnungen finden wir das jedoch nicht bestätigt, haben bis jetzt auch noch kein Unterkommen gefunden. Die meisten Hauswirte wollen überhaupt nicht an eine Familie mit fünf Kindern vermieten. Für mich ist es das Schmerzlichste, daß ich keine Wohnung im Freien haben kann, sondern mich — da Weißenburg eine Festung ist — zwischen Mauern und Wällen einsperren muß. — Du wirst das lächerlich finden, mir aber ist es bitterer Ernst. — Der weite Horizont, Berge, Bäume, Blumen und Gräser sind die lieben Freunde aus der Heimat, die ich überall in der Fremde wiedergefunden habe. Sie mußten mir Vieles ersetzen, was sonst ein Menschenherz beglückt, und ich habe mich so an sie gewöhnt, daß ich ohne sie nicht leben kann . . .“

Leider wurde der Mutter trotz alles Suchens weder die ersehnte Wohnung im Freien, noch eine freundlich gelegene Stadtwohnung zu teil. Sie mußte sich mit dem ersten Stock im Hause des Herrn Jacob,

Kapitain a. D. begnügen, das in einer kleinen, zum Kaſernenhof führenden Straße lag. Das Haus war ſauber, die Zimmer hell und geräumig, und der Wirt, ein freundlicher alter Herr, verſicherte, daß es ſich in ganz Weißenburg nirgend angenehmer lebe als hier, wo den ganzen Tag fröhlicher Kinderlärm zu hören ſei und vom Kaſernenhofe Kommandorufe, Trommelwirbel und Trompetenſignale herüber ſchallten. — Die Mutter ſeufzte bei dieſen Lobpreiſungen, aber ſie hatte nichts beſſeres gefunden, und der Aufenthalt im Gaſthauſe war unerträglich.

Gleich nach unſerer Ankunft hatte der Vater Bodos Eintritt in das Weißenburger ‚Collège‘, und Mariechens Aufnahme in der ſtädtiſchen Mädchenſchule bewirkt; dann war er mit mir nach dem Penſionat Manſuy-Duvernois gegangen, um mich als Tagesſchülerin anzumelden.

Das Haus, nach dem wir gewieſen wurden, lag dem alten Dome gegenüber und war eins der ſtattlichſten, die ich auf unſerem Wege durch die kleine, freundliche, von der ‚Lauter‘ durchſtrömten Stadt geſehen hatte. Mit ängſtlich klopfendem Herzen ſtieg ich die Vortreppe hinauf, aber ſchon das Zimmer, in das wir geführt wurden, dämpfte meine Erregung. — Statt des Ungewöhnlichen, das ich erwartete, entſprach Alles der herkömmlichen Salonſchablone, deren

Nüchternheit durch kein Buch, keine Blume, keinen Kunſtgegenſtand gemildert wurde.

Und dann erſchien Mme. Manſuy, die mir mit ihren kalten Augen, höflichen Redensarten und beſtändigem Lächeln den Eindruck conventioneller Nüchternheit machte wie ihre Umgebung. — Mich als Schülerin aufzunehmen war ſie bereit; daß mein Unterricht, wie ihr der Vater mitteilte, bisher ein lückenhafter geweſen ſei, komme nicht in betracht, verſicherte ſie, denn bei der ausgezeichneten Lehrmethode ihres Inſtituts werde alles Verſäumte ſchnell nachgeholt. Mein Franzöſiſch ſei — bis auf einen Nachklang des ſingenden Gascogner Accents — nicht übel und werde wie jede andere ſprachliche Ungehörigkeit durch das in ihrem Inſtitut eingeführte Herſagen auswendig gelernter Proſa bald verſchwinden. Mich auf dieſe Uebung bis zum Wiederanfang der Schulſtunden durch das Lernen einiger der erſten Seiten in Fénélons unſterblichem Télémaque vorzubereiten, würde von Nutzen ſein; welcher Klaſſe ich zugeteilt werden könne, habe ihre Schweſter, Mlle. Sophie Duvernois, zu entſcheiden — eine Lehrkraft erſten Ranges, wie mein Vater gewiß ſchon gehört habe. — Ihr ſei denn auch die Leitung des Unterrichts überlaſſen, während ſie ſelbſt die Erziehung der, ihrem Inſtitut anvertrauten, jungen Mädchen übernommen

habe, und ſich der beſten Reſultate rühmen dürfe. Ohne die Fröhlichkeit ihrer Zöglinge zu beſchränken, ſei es ihr gelungen, ſie an tadelloſen Anſtand — une tenue irréprochable — zu gewöhnen. Die Jugend fühle ſich wohl bei ihr und die Eltern wären zufrieden; — ſie hoffe, das dereinſt auch von Madame und Monſieur de Glumère zu hören. Mit dieſer liebenswürdigen Redewendung und demſelben Lächeln, das uns begrüßt hatte, wurden wir entlaſſen.

Bedrückt ging ich fort; die Lehrkraft erſten Ranges, die kalten Augen der Mme. Manſuy und die von ihr verlangte ‚tenue irréprochable‘ erfüllten mich mit Beſorgnis — denn ach! wie häufig kam es vor, daß ich — ſchwererer Vergehen nicht zu gedenken — beim Beantworten einer Frage das unerläßliche Monſieur, Madame, Mademoiſelle vergaß. — Und dann kam noch ein Schmerz: ſtatt mich für den ‚unſterblichen Télémaque‘, der gleich auf dem Heimwege gekauft wurde, begeiſtern zu können, fand ich ihn über alle Maßen langweilig.

Am fleißigen Auswendiglernen ließ ich mich dadurch nicht hindern. Als der Tag der Prüfung gekommen war, hatte ich mir das erſte Kapitel des Fénélonbuches zu Madame Manſuy's Zufriedenheit eingeprägt und meine Hoffnung, einer der höheren Klaſſen zugeteilt zu werden, ſtieg. — Die drei erſten

wurden gemeinſam im großen Schulſaale unterrichtet, und die 22 Schülerinnen, die ihnen angehörten, wurden die ‚Großen‘ genannt, während die 16 Schülerinnen, die als vierte und fünfte Klaſſe in einem kleineren Raume hauſten, die ‚Kleinen‘ hießen.

Die deutſche Lehrerin, Mlle. Schaaf, eine kleine, ältliche, freundliche Dame, fand mich würdig, der dritten Klaſſe zugewieſen zu werden. Auch als ich Mlle. Sophie Duvernois, der gefürchteten Lehrkraft erſten Ranges, die mit ſchönen dunklen Augen ſtreng auf mich niederſah, zur Prüfung gegenüber ſtand, ging Alles gut, bis die franzöſiſche Grammatik an die Reihe kam. Nun aber gab jede meiner Antworten den Beweis, daß ich von ihren Geſetzen nicht das Geringſte wußte. Auch meine Ortographie ließ viel zu wünſchen übrig. So mußte ich denn der vierten Klaſſe übergeben werden.

Der Mutter zu liebe ertrug ich dieſe Niederlage mit ſcheinbarem Gleichmut; in Wahrheit fühlte ich mich tief beſchämt, obwohl ich dazu eigentlich keinen Grund hatte. Alle jüngeren Kinder, neben denen zu ſitzen ich als Demütigung empfinden konnte, gehörten der fünften Klaſſe an, in der vierten befanden ſich, neben meinen Altersgenoſſinnen, junge Damen von 16 bis 18 Jahren, die hier durch Télémaque-Herſagen ihren elſaſſer Dialekt, oder wenn ſie aus Deutſch-

land gekommen waren, ihr Schweizerbonnenfranzöſiſch überwinden ſollten. Die deutſchen Schülerinnen hatten außerdem die Aufgabe, die Grundregeln der franzöſiſchen Sprache aus der Grammatik von Noël et Chapsal einfacher und richtiger zu lernen, als aus dem deutſch-franzöſiſchen, in ihrer Heimat allgemein eingeführten Meidinger.

Leider war unſere Klaſſenlehrerin, Mlle. Victorine, eine ältere, krank ausſehende, beſtändig huſtende Schweſter der beiden Vorſteherinnen, nicht imſtande uns für ihren Unterricht zu erwärmen. Die Laſt ihrer Aufgaben erdrückte ſie; ſie hatte franzöſiſche Grammatik, Geographie, Geſchichte des Altertums — in der fünften Klaſſe bibliſche Geſchichte — zu lehren, beſchränkte ſich aber darauf, Alles wörtlich nach den Schulbüchern herſagen zu laſſen, und fand an den ſtümperhafteſten Aufſätzen ihrer Schülerinnen nie das Geringſte zu tadeln. Ich hatte Anderes von der Schule erwartet, verlor alle Arbeitsluſt und ſehnte mich von Tag zu Tag mehr nach dem Unterricht der Mutter zurück.

Sechs Wochen waren in dieſer Trübſal vergangen, als eine Aenderung eintrat. Mlle. Victorine brach zuſammen, der Arzt erklärte ihren Zuſtand für hoffnungslos und bis Erſatz für ſie gefunden war, übernahm Mme. Manſuy den größten Teil unſeres Unter-

richts, während Mlle. Sophie französische Grammatik und Aufsätze zufielen. — Zu meinem Glück! denn schon nach wenigen Tagen erklärte sie, daß ich jetzt für Abteilung der Großen reif sei, und sofort dahin übersiedeln solle.

Mir war als ob ich aus dichtem Nebel in Sonnenlicht getreten sei. Mlle. Duvernois Lehrweise war der meiner Mutter verwandt. Ihre Geschichtsstunden — es handelte sich um die dritte Dynastie der französischen Könige — gaben, die Trockenheit des Schulbuches ergänzend, lebensvolle Bilder jener Tage. Während wir die Namen der damaligen 86 französischen Départements nebst Präfecturen, Unterpräfecturen, Einwohnerzahlen ꝛc. zu lernen hatten, schilderte sie in fesselnder Weise die Gegensätze von Land und Leuten im Norden und Süden, am Meere oder im Binnenlande; ihre Trachten, Mundarten und Sitten. Eben so fesselnd war, was sie uns über Leben und Werke der wenigen Dichter und Schriftsteller mitteilte, von denen französische junge Damen zu jener Zeit etwas wissen durften. — Von den Ausländern wurden nur einige Namen genannt, wie: Göthé, Schilère, Lessing, Byron, Sterné, le Tasse, le Dante; aber Fragmente aus Racine, Corneille, Molière, Bossuet, Chateaubriand, Mme. de Sévigné, Mme. de Genlis, oder Gedichte von Millevoye, André Chénier,

Lamartine, und Victor Hugo las uns Mlle. Duvernois vor.

Neben der Schule nahm mich dies erste Jahr auch die Vorbereitung zur Konfirmation in Anspruch. Den Religionsunterricht erteilte der von seiner Gemeinde hochverehrte Hauptpfarrer der protestantischen Kirche, Inspektor*) Velden, ein milder, gütiger, frommer Mann, der es verstand, junge Seelen zu leiten und zu erheben; für mich ist er das Ideal eines Lehrers und Seelsorgers geblieben.

Ein seltsamer alter Brauch, dem sich keine Weißenburger Konfirmandin zu entziehen wagte, war, daß wir auf dem Wege zum Religionsunterricht, der in der städtischen Mädchenschule gegeben wurde, weder Sommer noch Winter einen Hut tragen durften. Bei warmem Wetter mußten wir barhaupt kommen; im Winter war ein weißes Perkalhäubchen ohne Bänderschmuck erlaubt; dagegen verlangte die Pensionatsetikette unbedingt Hut und Handschuhe.

Auch eine Pensionatsuniform war vorgeschrieben. Sie bestand im Sommer aus weiß und lilla gestreiften Kattunkleidern, Miederschürzen von schwarzem Merino und Strohhüten mit weißem Band. Im Winter waren die Kleider von violettem Merino, die

*) Anmerkung: Inspektor gleich unserem Superintendenten.

Miederschürzen wie im Sommer, die Hüte von schwarzem Felbel, die Mäntel dunkelgrau oder braun. — Wenn die also kostümierte Schaar unter Führung einer Lehrerin spazieren ging, machten sich's die Weißenburger Gassenjungen zum Vergnügen, sie mitleidig als „arme Waisenmädle" zu begrüßen.

Auch mein Bruder Bodo war der Neckluft dieser Buben verfallen. Woher sie wußten, daß er seine Kopfbedeckung statt ‚Kappe' Mütze nannte, und statt ‚Krumbeeren' Kartoffeln sagte, konnte er sich nicht erklären, aber so oft er ihnen in den Weg kam, quälten sie ihn mit der Frage: ob sie ihm in der Mütze Kartoffeln braten sollten? — Im Collège ging es ihm gut. Obwohl ihm sein schlechtes Gedächtnis das Lernen erschwerte, gewann er durch Fleiß und musterhaftes Betragen die Zuneigung seiner Lehrer, und brachte Monat für Monat die besten Zeugnisse nach haus.

Mariechen dagegen, unser hübscher Wildfang, konnte sich mit der Schule nicht befreunden; das Stillsitzen und Aufmerken fand sie schrecklich, und was sie nach der einen Seite lernte, ging ihr nach der andern verloren. „Sie ist ein arger Deutschverderber," klagt ein Brief der Mutter; „alle Sätze bildet sie dem Französischen nach. Ihre Lehrerin macht sie lesen; ich mache meine Küche — soll

heißen, daß ich koche — es macht warm oder kalt; macht gutes oder ſchlechtes Wetter; ſie hat gewachſen; hat acht Jahre ꝛc.“

Da mir die Schularbeiten für unſer Familienleben wenig Zeit ließen, und die Mutter wie immer bemüht war, ihre körperlichen Leiden zu verbergen, habe ich erſt aus ihren nachgelaſſenen Briefen erfahren, wie bedenklich ihr Zuſtand damals war. Der ‚Gruß des Todes‘, von dem ſie im erſten Weißenburger Briefe ſchrieb, machte ſich wiederholt durch Lungenblutungen und Herzſchwäche fühlbar. Aber ſie hielt ſich aufrecht nnd arbeitete eifrig an einer Novelle, die übers Jahr die Koſten der erſehnten Reiſe in die Heimat beſtreiten ſollte. Für dieſen Sommer hatte ſowohl wegen meines Konfirmationsunterrichts wie aus pekuniären Gründen darauf verzichtet werden müſſen.

Wie ſchwer die Mutter unter dieſem Aufſchub litt, ſagt folgende Stelle aus einem Briefe an die Großeltern: „. . . Jenſeit der franzöſiſchen Grenze ſteht ein Brunnen, aus dem wir häufig deutſches Waſſer trinken; aber es iſt kein Lethe, hat weder erlöſende, noch ſtärkende Kraft. Ich fühle mich Euch noch ebenſo fern wie je, Eure Briefe kommen nicht häufiger als ſonſt; Adolf, auf deſſen Beſuch ich rechnete, iſt ausgeblieben, und unſere Landsleute, die,

wenn ſie uns am Ufer der Garonne, oder am Fuß der Pyrenäen begegneten, ſofort wie Freunde zu uns ſtanden, ſind uns hier, ſo nah am Vaterlande, nichts mehr als Fremde, oder vielmehr wir ſind ihnen fremd. Nie und nirgends habe ich mich ſo allein gefühlt, wie hier — und doch haben wir auch hier liebenswürdige, zuvorkommende Bekannte gefunden Aber was iſt Zuvorkommenheit dem Herzen? — Verſtändnis, Vertrauen, Zuneigung, Freundſchaft findet der Glückliche nur daheim; der Unglückliche nur unter Leidensgefährten. Wir haben die Heimat zweimal verloren: verbannt von Euch, von allen Verwandten und Freunden, allen Glücklichen in der Heimat — und nun auch getrennt von denen, die heimatlos wie wir, durchs Leben irren . . .“

Der Brunnen, aus dem wir, wie der Mutter Brief erzählte, deutſches Waſſer tranken, befand ſich im bayriſchen Dorfe Schweigen. Das erſte Mal hatte uns der Vater bis zur Grenze geführt. Als er dort zurückbleiben mußte, war die Mutter in Tränen ausgebrochen, er hatte kehrt gemacht und war eilig fortgegangen ohne ſich umzuſehen. — Ja, ſo bitter das Gefühl des Verbanntſeins in der Ferne geweſen war, doppelt bitter war es an der Schwelle des Vaterlandes!

Dennoch blieb die deutſche Grenze für die Mutter

ein Magnet, der ſie unwiderſtehlich anzog, ein Ziel, das wir, wenn der Vater unſern Spaziergang nicht mitmachte, immer wieder aufſuchten. — Begleitete uns der Vater, ſo wurde irgend ein Ausſichtspunkt zwiſchen den Weinbergen rings um Weißenburg erſtiegen, oder wir wanderten im Tale, zwiſchen Wieſen nach einem der ſauberen Elſaſſer Dörfern, in deren Wirtshausgärten unter Obſtbäumen Bänke und Tiſche für Gäſte bereit ſtanden. Hin und wieder trafen wir bekannte Familien, die gleich uns ein beſcheidenes Abendbrot im Freien verzehren wollten. Man ſetzte ſich zuſammen; die Herren tranken ihren halben Liter Landwein, die Kinder bekamen Milch und Brot oder das Obſt der Jahreszeit. — Ein Feſteſſen für Groß und Klein war dicke Milch, die wir, zur Verwunderung der Elſaſſer, mit Brot und Zucker beſtreuten, während ſie — wir ſchauderten bei dem Anblick — abgekochte Kartoffeln dazu aßen.

Fühlte ſich die Mutter zu ſolchem Ausfluge zu matt, ſo begnügten wir uns mit einem Spaziergange auf dem, damals von alten Bäumen beſchatteten Walle. In ſeinem Schutz lag ein unbewohntes, aus Hof, Haus und Garten beſtehendes Beſitztum, das für mich von einem eigenartigen, melancholiſchen Hauch umweht war. — Vor mehr als hundert Jahren hatte hier der verbannte Polenkönig, Stanislaus

Leszczynski, Zuflucht gefunden und Maria, seine unschöne, fromme Tochter, sich auf noch stillere Tage im Frieden eines Klosters vorbereitet, bis sie aus diplomatischen Gründen zur Gemahlin Ludwig XV. erkoren, eine der Unglücklichsten in der langen Reihe unglücklicher Königinnen von Frankreich werden mußte. „Wie oft mag sie sich nach dem Weißenburger Asil zurückgesehnt haben!“ fügte die Mutter hinzu, als sie Bodo und mir von den einstigen Bewohnern des verschlossenen Hauses erzählte.

Für sie selbst blieb das, wenn auch nur zeitweilige Verlassen Weißenburgs, der Traum ihrer Tage und Nächte. Am 4. August schreibt sie der Tante Amalie:

„. . . Carl arbeitet unermüdlich am Plan eines litterarischen Werkes, das eine größere, schwierigere Arbeit ist, als ich anfangs glaubte, mir aber aussichtsvoller zu sein scheint als alle seine früheren, schriftstellerischen Unternehmungen. Ganz fertig ist der Entwurf noch nicht, aber ich hoffe, daß er in nächster Zeit einer Verlagshandlung zur Prüfung eingesandt werden kann. Kommt die Arbeit zur Ausführung, so wird sie Carl hin und wieder nach Paris führen, wo er auch seine Vorstudien dazu gemacht hat. Mally, welch ein Glück, wenn ich dann nach Clärchens Konfirmation, für den Sommer

meinen Haushalt aufgeben, und dieſe Zeit mit meinen Kindern im Vaterlande verleben könnte! Bodo müßte freilich nach Ablauf der Ferien ins Collège zurückkehren; aber ein Unterkommen für ihn würde ſich finden . . .“

Solchen Wiederſehenshoffnungen folgt dann immer wieder die bange Frage, ob ſie jemals in Erfüllung gehen, der Vater für ſein Werk einen Verleger finden, oder der Mutter oft verſagenden Kräfte die weite Reiſe geſtatten würden, die bei den damaligen Verkehrsverhältniſſen beinahe vier Tage in Anſpruch nahm. — Aber nur der Freundin werden ſolche Befürchtungen anvertraut; der kranken Schwiegermutter wird ſorglich verſchwiegen, was ſie ängſtigen könnte. Nur wenn ſich die Mutter für den Augenblick wohlfühlt, berichtet ſie über ihr Befinden nach Wolfenbüttel.

Dieſelbe Schonung übten die Großeltern. Wir wußten, daß die Großmutter an ſchmerzhaften Fußwunden litt und nur mit Hülfe des Rollſtuhls aus einem Zimmer ins andere gelangen konnte. Aber daß ihr Zuſtand hoffnungslos, ihr Leben dem Erlöſchen nahe war, ahnten wir um ſo weniger, da ſie ſich noch immer dazu aufraffte, die Briefe der geliebten Schwiegertochter eigenhändig zu beantworten.

So träumten wir denn weiter von dem Wieder-

ſehen übers Jahr, und während die Eltern raſtlos für die Verwirklichung unſerer Wünſche arbeiteten, hatten auch Bodo und ich für unſere Schulen mehr als je zu tun, denn vor den großen Ferien, die am 22. Auguſt begannen, fanden öffentliche Prüfungen ſtatt, denen wir mit einiger Angſt entgegen ſahen.

Kurz vorher hatte ich in meinen Schulverhältniſſen eine abermalige Wandlung zu erleben. — Mlle. Victorine war ihren Leiden erlegen. Eines Tages, kurz nach der Ankunft ihrer Nachfolgerin, wurde ich nach Schluß des Unterrichts in Mme. Manſuys Zimmer beſchieden — ein von allen Schülerinnen gefürchtetes Unterſuchungs- und Gerichtslokal. Was konnte ich begangen haben? — Mir fiel nichts ein, und Mme. Manſuy empfing mich mit beruhigendem Lächeln. Ich mußte mich ſetzen; ſie nannte mich ‚ma bonne‘, erteilte mir einige Lobſprüche und ſchloß mit der Frage: ob ich mich nicht entſchließen könne, und die Erlaubnis der Eltern erbitten wolle, in der 5. Klaſſe — zur Entlaſtung der neuen Lehrerin — bibliche Geſchichte und Deutſchleſen zu übernehmen? — Dafür ſolle ich allen Unterricht frei haben.

Nach einigem Widerſtreben wurde mir die inſtändig erbetene Erlaubnis zu teil. Wie es mich beglückte, den Eltern, deren Sorgen ich ſeit Jahren

kannte, wenigstens mein Schulgeld zu erſparen, iſt nicht zu ſagen.

Dies Bewußtſein half mir auch, die Anfangsſchwierigkeiten meiner neuen Aufgabe in Geduld zu ertragen. — Es war natürlich, daß die ‚Kleinen‘, deren Gefährtin ich bis vor kurzem geweſen war, der noch nicht vierzehnjährigen Lehrerin den Reſpekt verſagten, mich durch Widerſetzlichkeit zu ärgern, oder durch Unſinn zum Lachen zu bringen ſuchten. Glücklicherweiſe gelang es mir, ruhig und ernſthaft zu bleiben; wir kamen nach und nach ins rechte Gleis miteinander, und bis ich Weißenburg verließ, habe ich mein beſcheidenes Lehramt verſehen. — Daß ich dieſem Amt zuliebe alle Rechen- und Schönſchreibeſtunden einbüßte, war mir in meiner kindiſchen Unvernunft ſehr angenehm.

Der gefürchtete Prüfungstag kam heran. Aus dem großen Schulſaale waren die Pulte entfernt, unſere Bänke neben und vor das Katheder geſchoben und der gewonnene Raum für die Zuhörer mit Stühlen verſehen. Sie wurden dicht beſetzt; auch meine Eltern waren gekommen.

Von einer vorher einſtudierten Schauſtellung, wie ſie franzöſiſchen Mädchenpenſionaten häufig zum Vorwurf gemacht werden, konnte damals in Weißenburg nicht die Rede ſein, da nicht unſere Lehrerinnen

examinierten, ſondern die im Zuhörerkreiſe anweſenden Herren gebeten wurden, es zu tun.

Wie die Eltern gehört hatten, war dies ſeit längerer Zeit üblich. Neben den Geiſtlichen der beiden Konfeſſionen und einigen Lehrern des Collège, beteiligten ſich Juriſten, Aerzte, der Unterpräfekt, der Maire und andere Notabeln der Stadt an der Aufgabe, der zu genügen, wie der Vater meinte, jedem, nicht dem Lehrerſtande Angehörenden, kaum möglich ſein werde.

Er wurde eines Beſſeren belehrt. Auch die Laien im Lehrfach erwieſen ſich als ſo tüchtige Examinatoren, daß die Prüfung ohne jede Schwierigkeit von ſtatten ging. Sobald Mlle. Duvernois eine Klaſſe aufgerufen, und angegeben hatte, wie weit ſie in den verſchiedenen Unterrichtsfächern gelangt war, erhob ſich einer der Herren, ſtellte ſeine Fragen, und ſetzte ſich, wenn er Antwort erhalten hatte; ein Zweiter, ein Dritter folgten, fragten weiter, oder gingen zu einem anderen Thema über. — Für alle Klaſſen wurde auf gründliche Kenntnis der franzöſiſchen Grammatik und Geſchichte das meiſte Gewicht gelegt, und eine wie die andere wußte den an ſie geſtellten Forderungen zu genügen.

Auch im Collège, wo die Lehrer examinierten, hatte Bodos Klaſſe ihre Sache gut gemacht; aber ſo be-

friedigt die Eltern von den Prüfungen auch waren, ſo wenig konnten ſie den komödienhaften Verlauf der Preisverteilungen billigen, der ihrer Anſicht nach, der jugendlichen Eitelkeit verderbliche Nahrung gab. Im Penſionat wurde jede mehrfach durch Preiſe ausgezeichnete Schülerin vom Publikum mit Händeklatſchen und Bravorufen begrüßt; im Collège erhielten ſchon zehnjährige Knaben Lorbeerkränze; eine Unſitte die noch heutigen Tags in Frankreich beſteht, und jetzt wie ehemals nicht endende Beifallsſtürme entfeſſelt.

Meinen Geſchwiſtern und mir brachten die Prüfungen die erſehnte Verſetzung in höhere Klaſſen.

Mit ſtolzer Freude berichtete unſere Mutter über die Erfolge ihrer Schulkinder an die Großeltern, und der Vater opferte hin und wieder einen Arbeitstag, um mit Bodo und mir in die Vogeſen zu wandern, deren Wieſentäler, Waldberge und Burgruinen uns entzückten.

Der Mutter war es leider nicht möglich, an dieſen Ausflügen teilzunehmen; aber wenn wir mit ihr ſpazieren gingen, wurde die Raſt im Freien verlängert, manche Abendſtunde, die während der Schulzeit dem Lernen gehörte, mit ihr verplaudert oder gemeinſamem Leſen gewidmet.

Die Stimmung der Mutter war jetzt beſſer als in der erſten Zeit unſeres Weißenburger Aufenthalts.

Sie hatte die Arbeit vollendet, deren Ertrag zur Reiſe in die Heimat beſtimmt war, und wie das Kind die Tage vor dem Weihnachtsfeſte zählt, berechnete ſie die Wochen, die bis zum Wiederſehen ihrer Lieben vergehen mußten. Dabei freute ſie ſich aber jeder guten Stunde, die der Tag ihr brachte: des ſonnigmilden Herbſtwetters, der Färbungen des Laubes in Gärten und Wäldern, der fröhlichen Weinleſe, die auch hier mit Böllerſchüſſen, Geſang und Feuerwerk gefeiert wurde.

Auch nachher blieb es noch eine Weile ſonnig; erſt gegen Ende Oktober wurde das Wetter rauh und am 31. — wir ſollten das Datum nie vergeſſen — fiel der erſte Schnee. Fröſtelnd kamen wir Schulkinder nach haus, aber der Mutter war das frühe Einwintern nicht unangenehm. Als wir nach dem Abendeſſen um den runden Tiſch in der Wohnſtube ſaßen, ſagte ſie: ſo behaglich wie heute, mit der Ausſicht auf das beſchneite Dach uns gegenüber und dem Praſſeln des Feuers im kleinen Porzellanofen, hätte ſie ſich in unſerer jetzigen Wohnung noch nie gefühlt. Und nun ſei ja der böſe Oktober gleich zu Ende, ohne uns — wie ſeit ſo vielen Jahren — beſondere Unannehmlichkeiten bereitet zu haben. — Was ſie damit meinte, wußte ich nicht; mir war, als hätten wir Jahr aus Jahr ein, in jedem Monat zu leiden gehabt.

Daß der Vater ohne auf ihre Bemerkung zu antworten, zu seiner Arbeit zurück gekehrt war, schien sie bedenklich gemacht zu haben. Sobald Bodo und ich gute Nacht gesagt hatten, ging sie dem Vater nach, fragte ob er etwa einen Brief aus Wolfenbüttel erhalten habe, und bat, ihr auch das Schlimmste nicht zu verschweigen. — Er gab ihr sein Wort, daß er keinerlei Nachricht erhalten habe, führte sie wieder ins Wohnzimmer, blieb, um ihre sichtliche Unruhe zu beschwichtigen, bei ihr sitzen und brachte das Gespräch auf ihr Lieblingsthema, die Reise nach Deutschland.

Plötzlich faßt sie seine Hand mit der hastigen Frage: „wirst Du, wenn ich dort sterbe, die Kinder bei den Verwandten lassen?“ springt auf ehe er antworten kann, eilt in ihr offenes Schlafzimmer und sinkt mit dem Ausruf „Wasser“ auf ihr Bett.

Der Vater bringt vom Waschtisch das Verlangte herbei, aber in den Augen, die zu ihm aufstarren, liegt kein Bewußtsein mehr — noch ein Aufseufzen — das Glas, das er ihrem Munde nähern will, klirrt zu Boden, sein Schreckensruf weckt mich, ruft mich herbei — die starren Augen, der offene Mund, dem kein Hauch mehr entsteigt, das ist der Tod! aber die Hände sind noch warm, erkalten erst in meiner Umklammerung.

Von allen herzzereißenden Vorgängen, die dieſer Schreckensnacht folgten, ſteht mir als das Qualvollſte Bodo's Verzweiflung vor Augen. Weder er noch die kleinen Geſchwiſter hatten den Aufſchrei des Vaters, das Jammern der alten Magd, das Kommen und Gehen des Arztes gehört. — Auch am nächſten Morgen konnte ſich der Vater nicht entſchließen ihn zu wecken; ſo fiel mir denn die Aufgabe zu, dem Bruder zu ſagen, was geſchehen war. Anfangs ſchien er es nicht zu begreifen, dann riß ſich der ſonſt ſo Gelaſſene von mir los, ſtürzte ins Sterbezimmer, warf ſich über die Tote, als ihm der Vater das verwies, auf den Fußboden; ſchluchzte, ſtöhnte, ſchrie; wollte ohne die Mutter, deren Liebling er geweſen war, nicht weiter leben.

Auch Mariechen und die beiden Kleinen jammerten und weinten; ich war wie betäubt von dem Schlage, der uns ſo unerwartet getroffen hatte; erſt als der Sarg hinaus getragen wurde, fand ich erleichternde Tränen.

Und dann ſuchte ich Troſt: ich ſagte mir ſelbſt, daß für unſere Mutter der jähe Tod eine Wohltat geweſen ſei — denn wie ſchwer würde die Treuſte der Treuen den Gatten in der Verbannung verlaſſen, wie ſchwer ſich von ihren Kindern getrennt haben! — Aber ſo oft ich mir das wiederholte, drängte ſich

mir auch die Frage auf, warum es der Vielgeprüften nicht vergönnt worden sei, nach allem was sie seit zehn Jahren gelitten hatte, vor dem Sterben die geliebte Heimat wiederzusehen? — als eine unerklärliche Härte des Schicksals erschien es mir.

Wenige Tage nur! dann kam aus Wolfenbüttel die verspätete Nachricht, daß schon vor dem Tode unserer Mutter die Großmutter ihren Leiden erlegen sei. — Nun gab ich dem Vater recht, als er nach Empfang der Trauerkunde sagte: „glaube mir, mein Kind, Deine Mutter ist zur rechten Zeit gestorben."

Und noch mehr stimmte ich ihm zu, als ich anderthalb Jahre später nach Wolfenbüttel in das Haus meines Großvaters kam. Von einer Reise in die Heimat, das erkannte ich jetzt, wäre die Mutter schmerzlich enttäuscht, ärmer als vorher zu unserem Vater zurückgekehrt, denn das Ziel ihrer Sehnsucht, der Inhalt ihrer Träume wäre ihr verloren gegangen.

Während sie sich an freiere Lebensanschauungen und Formen gewöhnt hatte, war daheim alles beim Alten geblieben; Menschen und Verhältnisse ihres früheren Umgangskreises waren ihr fremd geworden, und statt eines wohligen Zusammenseins mit den Ihrigen hätte sie die früheren bitteren Konflikte wiedergefunden. Im Kreise der Verwandten einstimmiges Verdammen der politischen Ansichten und Bestrebungen

des Gatten; unter freier denkenden Bekannten ein vorsichtiges Vermeiden gefährlicher Fragen — denn noch lag Deutschland wie vor zehn Jahren still ergeben im Schutze des von Metternich beherrschten Bundestages.

Kleinmütig habe ich damals das von der Mutter geteilte Martyrium meines Vaters für ein nutzloses gehalten. Später habe ich erkannt, von welcher Bedeutung die politischen Kämpfe der zwanziger und dreißiger Jahre gewesen sind: sie haben als Mahnruf zur Beseitigung verrotteter Zustände und unerträglicher Mißbräuche gewirkt und damit — trotz aller Irrtümer, die man ihnen vorwerfen mag — zum endlichen Erringen eines langentbehrten, geeinigten Vaterlandes beigetragen.

Dresden, März 1904.

Inhalt

Erstes Buch

Seite

I. Die Familien Glümer und Spohr 3
II. Blankenburg. Wolfenbüttel. Vollenborn 24
III. Liebenstein. Meiningen. Dresden 49
IV. Nochmals Wolfenbüttel. Cassel. Hildburghausen. Flucht 69

Zweites Buch

I. Elsaß und Burgund 105
II. Zürich. Baden im Aargau. Bern 128
III. Rückkehr nach Frankreich. Lyon. Toulouse 175

Drittes Buch

I. Pyrenäen. Encausse. Bagnères de Luchon. Pau . 227
II. Jurançon. Aressi. Bayonne 244
III. Paris. Weißenburg im Elsaß 285

Verlag von Heinrich Minden, Dresden u. Leipzig

Gefühltes und Gedachtes

(1838—1888)

von

Fanny Lewald

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

Professor Dr. **Ludwig Geiger**

Ein Band gr. 8°., ca. 30 Bogen, vornehme Ausstattung, mit Porträt der Verfasserin

Preis **geh.** 6 Mk.; in Originalband **geb.** 7 Mk. 50 Pf.

Aus der Fülle der vorliegenden geradezu glänzenden Besprechungen mag hier lediglich herausgegriffen werden, was Theophil Zolling in der „Gegenwart" in einer eingehenden Würdigung u. a. sagt:

„.... Welch aufrichtige, fesselnde Herzensbeichte in diesem **herrlichen** Tagebuche! Ihr ganzes Herz, ihre Phantasie, ihren fast männlichen und doch wieder so echt weiblichen Verstand legte sie in diese Blätter, **neben denen alles verblaßt,** was sogar eine Rahel Varnhagen oder Caroline Schelling in ihren Briefen Eigenes, Schönes und Bedeutsames ausgeplaudert haben. Hier gleich ein paar von den Geniebliţen und Selbstbekenntnissen aufs Geratewohl herausgegriffen!"
(Folgen Auszüge.)

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Andreae & Scheumann. Dresden.

89083187955

b89083187955a

89083187955

B89083187955A